

eine Klaue. Sie findet sich auf den Mosluken. Pallas, Spic. III, p. 10. tab. 1. Buffon, suppl. III. tab. 52. Schreber L. 172. T. 61.

2) Die größere (Pt. peronii, palliatus) ist 5 Zoll lang, der Schwanz  $\frac{1}{2}$ , rothbraun, ohne Klaue am Zeigfinger.

Sie findet sich auf der Insel Timor. Geoffroy, Ann. Mus. XV. p. 104. tab. 7.

### Zweyte Stufe.

### Obere Haarthiere.

Thiere entweder mit Hufen, oder mit allen Zahnarten in geschlossener Reihe.

Hierher gehören:

1. Diejenigen Thiere, deren Behen entweder einzeln oder zusammen in einem Huf oder Stiefel stecken, und welche nicht alle Zahnarten nebst Zahnlücken haben; wenigstens sind ihre Backen- und Lückenzähne alle einander gleich und meist stumpf, wie bey den Waldfischen, Schweinen und Rindern.

2. Ferner diejenigen, deren Behen mit Klauen oder Nägeln nur oberflächlich bedeckt sind, und die daher mit dem fleischigen, also empfindlichen, Theile der Behen austreten, wie die mausartigen Thiere; aber es fehlt ihnen höchst selten eine der sechs Zahnarten, und sie haben keine Lücken dazwischen. So bey den Robben, Hunden, Bären, Affen und bey dem Menschen.

Sie theilen sich demnach in zwei Ordnungen, in die Huf- und Nagelthiere.

### Vierte Ordnung.

### Suffthiere.

Hufe, Zahnlücken und gleichförmige Backenzähne.

Die Waldfische, Schweine und Rinder stimmen auch durch die große Leibesmasse überein, worinn sie, mit wenigen Ausnahmen, alle andern Thiere weit hinter sich zurück lassen.



Diese größere Masse wird theils hervorgebracht durch die Knochen, theils durch das Fleisch, theils durch das derbere Fett, welches unter dem Namen Speck oder Unschlitt bekannt ist, was man auch bey andern Thieren nicht findet, als bey welchen das Fett entweder flüssig oder schmierig ist, wie das Schmalz.

1. Die einen haben nur Vorderfüße, wie die *Wale* oder *Walische*.

Die andern haben 4 Füße, und es steckt jede Zehe in ihrem eigenen Huf.

2. Aber die einen haben entweder angespaltene Zehen oder Schmelzzähne, wie die *Schweine*, *Elephanten*, *Nashörner* und *Pferde*.

3. Die andern haben paarig gespaltene Zehen und Faltenzähne, wie die *Rinder* oder *Wiederkäuer*.

#### 10. Junft. Die *Wale* oder *Walische*

sind die warmblütigen Thiere, mithin auch die einzigen Haar- oder Säugthiere, welche keine Hinterfüße haben.

Sie sind durch die Knochen und die Zunge charakterisirt, und entsprechen mithin den Fischen; sie sind die fischartigen Paarthiere.

Die *Walische* sind von jeher als Wunder der thierischen Welt betrachtet worden, und zwar mit vollem Recht, theils wegen ihrer so alles gewöhnliche Maaß überschreitenden Größe, theils wegen ihrer zweifelhaften Natur zwischen Fisch und Säugthier; jenes in dem nackten und glatten Leibe, der langen, spindelförmigen Gestalt und in den flossenartigen Finnen sowohl an der Brust, als an Rücken und Schwanz; dieses in ihrem warmen Blut, in den durchbrochenen Naslöchern, dem Athmen durch Lungen und endlich in dem Säugen der Jungen durch Euter.

Dazu kommt der Schrecken, welchen ihre seltene Erscheinung an den Küsten der gebildeten Welt in frühern Zeiten verursacht, und zu den abenteuerlichsten Sagen von Meerungehämern, Meerweibern und Meermännern veranlaßt hat. Endlich hat



auch die große Wichtigkeit, welche sie durch ihren Thran, Walrath und das Fischbein für den Handel und für die Beschäftigung von vielen Tausend Menschen hatten und noch haben, viel von ihnen zu reden gegeben.

Die Gestalt dieser Thiere ist die der Fische, jedoch keulenförmig mit einem dickern walzigen Vorderleib und einem dünner zulaufenden Schwanz, welcher in 2 wagrechte, mit einander verwachsene Flossen oder vielmehr lederartige Finnen, ohne alle Knochen, endiget, womit sie durch Auf- und Niederbiegen den Leib vorwärts treiben, während die Fische den Schwanz von einer Seite zur andern schlagen.

Die Vorderfüße sind kurze Stummeln meist mit 5 Behen, welche aber durch eine Haut überzogen sind, wie mit einem fingerlosen Handschuh, und daher eigentlich Finnen oder Ruder vorstellen, woran bey einigen hufenförmige Nägel sind. Sie bewegen damit ihren Leib vorzüglich nach den Seiten. Obschon ihr Leib haarlos ist, und sie nur auf der Oberlippe Borsten haben, welche überdieß bald ausfallen; so haben sie doch alle Organe der Haar- oder Säugthiere, nemlich bewegliche Augen mit Lidern, offene, wenn gleich enge Ohren ohne Muschel, 2 Naslöcher von Fleisch umgeben, eine weiche fleischige Zunge und bewegliche Lippen, 2 Euter zwischen den Vorderfüßen oder in den Weichen, 7 Halswirbel, fast so dünn wie Papier, und daher der kurze unbewegliche Hals, einen beweglichen Kehlkopf mit Lungen, ein Herz mit 2 ganz getrennten Kammern und Vorkammern, ohne offen bleibendes ovales Loch, warmes Blut, übrige Eingeweide völlig wie bey den Haarthieren, und mehrere Mägen, fast wie bey den Wiederkäuern; das Hirn mit Windungen, freylich in mehreren Fällen viel kleiner als der Kopf, weil derselbe von vielem Fett umgeben ist.

Es gehören hieher die größten Thiere, welche sich auf der Erde finden. Die meisten erreichen eine Länge von 20 Schuh, viele 40, 50—60, ja von 100, und selbst noch in unsern Zeiten.

Sie leben sämmtlich im Meer, und kein einziges im süßen Wasser, obschon einige ziemlich weit in die Flüsse heraufsteigen.



Unter ihrer Haut ist eine dicke Specklage, wodurch sie mit dem Wasser im Gleichgewicht erhalten werden. Dieser Speck liefert den bekannten Thran, und es geschieht um seinerwillen, daß jährlich viele Hundert Schiffe die gefährlichsten Meere befahren, um diese Thiere zu fangen. Sie können nicht lange unter Wasser aushalten, und müssen, spätestens nach einer Viertelstunde, heraufkommen, um Luft zu schöpfen. Bey dieser Gelegenheit schießt man bey denjenigen, welche ihre Naslöcher fast hinten an der Stirn haben, Wasser hoch in die Luft aufstoßen, was man Spritzen oder Blasen nennt. Man hat in der neuern Zeit die Sache in Zweifel gezogen, und die Vermuthung aufgestellt, daß es wohl nur der in der kalten Luft verdichtete Athem seyn könnte.

Da diese Thiere bloß Luft athmen, so ist es schwer zu begreifen, warum sie in wenig Tagen sterben, wenn sie trocken auf dem Strande zurückbleiben. Sie scheinen nicht mehr als ein Junges zu werfen, welches der Mutter lange folgt und sich von ihrer Milch ernährt.

Die meisten ernähren sich von Fischen und schwimmenden Schnecken, wovon zu gewissen Zeiten das Meer wimmelt; andere leben von Pflanzen und steigen daher in die Flüsse hinauf, um am Ufer Gras zu weiden. Sie zerfallen darnach in 2 Abtheilungen, in fleisch- und grasfressende. Jene haben die Naslöcher nach oben und sind entweder Dick- oder Dünnköpfe, und die Dickköpfe haben

1. Barten — Barten-Wale, oder

2. Zähne — Pottfische.

Die Dünnköpfe haben

3. nur zwey Stoßzähne — Einhorn, oder

4. viele Zähne in beiden Kieferrändern — Delphine.

5. Die grasfressenden haben die Naslöcher nach vorn.

So abenteuerliche Vorstellungen uns auch von den Alten über die Walfische überliefert worden sind, und so nachtheilig und hemmend sie auch auf die nähere Kenntniß dieser Thiere im Mittelalter, und selbst noch in ziemlich neuer Zeit, eingewirkt haben; so muß man doch gesehen, daß Aristoteles schon



ziemlich richtige Begriffe von denselben hatte, und daß die Abgeschmacktheiten größtentheils nur durch Mißverständnisse, manchmal selbst der Abschreiber, veranlaßt worden sind. Niemand hat dieses deutlicher und umständlicher dargestellt, als der ungermein gelehrte philologische Naturforscher J. v. Schneider zu Breslau, mit dem leider dieses Fach nun gänzlich ausgestorben ist. Wenn man die Stellen der Alten im Getächtniß behält, so kann man sich viele Meynungen, wahre und falsche, des Mittelalters, so wie die abenteuerlichen Abbildungen erklären.

Aristoteles sagt (Buch VI. Cap. 12.): der Delphin und die Phalaena, so wie die andern, welche keine Kiemen haben und durch eine Röhre athmen, bringen lebendige Junge zur Welt, wie der Mensch und die lebendig gebährenden Vierfüßler; der Delphin bringt meistens nur 1, bisweilen 2 Junge; die Phalaena häufig 2 oder auch nur eines; ebenso die Phocaena, welche dem kleinen Delphin ähnlich ist und im schwarzen Meer lebt. Alle diese haben Lungen; man hat schon schlafende Delphine gesehen, welche die Schnauze herausstreckten und schnarchten. Beide haben Milch, womit sie die Jungen ernähren, auch nehmen sie dieselben, wenn sie noch klein sind, wieder in sich auf. Sie wachsen sehr schnell, und sind im zehnten Jahr ausgewachsen. Sie tragen 10 Monate, und werfen nur im Sommer. In den Hundstagen hält sich der Delphin 30 Tage lang verborgen. Er führt seine Jungen, die er sehr liebt, lange Zeit. Man weiß von einigen, denen die Fischer die Schwänze abgehauen haben, daß sie 25 — 30 Jahre gelebt haben. — Albert der Große gibt ihnen 130 Jahr, was auch, wegen der langsamen Entwicklung, das wahrscheinlichere ist.

Außer der Phocaena und dem Delphin gibt es, nach Aristoteles (VIII. 13.), im schwarzen Meer keine großen Meeresthiere, und selbst der Delphin ist klein. Buch I. Cap. 10. sagt er: der Delphin habe eine Blasröhre am Anfang des Rückens; die Phalaena aber auf der Stirn; die Blasröhre liegt vor dem Hirn, denn wäre sie dahinter, so würde sie den Rückgrath unterbrechen (de partibus IV. 13.). Alle waldfischartigen Thiere haben keine Ohren (er meynt vielleicht bloß keine Ohrmuscheln). Hist.



an. I. 11. Der Delphin hat hinten 2 Euter, aber nicht vorstehende Striche, sondern Röhren, woraus die Milch fließt, welche das Junge saugt, wie man es schon gesehen hat. Wenn die Fischer sie zusammengedrückt haben, und dann plötzlich schreyen; so fliehen sie ans Ufer, und werden, erschreckt von dem Schall, gefangen. IV. 8. Sie haben eine wahre Stimme. Der Delphin und die andern Walfische nehmen das Meerwasser auf, und werfen es durch die Blasröhre wieder aus, ebenso die Luft; daher erstickt er bald in den Netzen. Außer dem Wasser lebt er lang, stöhnend und seufzend. VIII. 2. Er lebt bloß von Fleisch, und zwar nimmt er seinen Raub, wie alle Walfische, auf dem Rücken liegend auf, weil er das Maul unten hat. —

Die Delphine sind sehr sanft und mild. Als einer bey Carien verwundet und gefangen wurde, sey eine ganze Heerde in den Haven gekommen und erst gewichen, als die Fischer den gefangenen freigelassen. Die kleinern werden auch immer von einem größern zum Schutze begleitet; ein sterbendes und sinkendes Junges haben 2 auf den Rücken genommen. Sie schwimmen außerordentlich schnell, und springen selbst über die Mastbäume, besonders wenn sie einen Fisch verfolgen. Müssen sie aus Hunger zu lang auf dem Boden den Athem anhalten, so schießen sie wie ein Pfeil herauf und hoch in die Luft; bisweilen fahren sie auf den Strand, ohne daß man weiß warum. IX. 48.

Der Walfisch, welchen Aristoteles *Mysticetus* nennt, hat im Maule keine Zähne, sondern Haare wie die Schweinsborsten (nehmlich Barten). III. 12. Durch ein Mißverständnis, indem, wahrscheinlich in einem Manuscript, die Worte *Mys* (Maus) und *Cetus* (Walfisch) getrennt standen, hat Plinius von einer Meermaus (Fischlein) geredet, welche keine Zähne habe, sondern Borsten im Maul und vor dem Walfisch einherschwimme. Daraus wurde nun von Vielen allerley über die Liebe und Freundschaft dieser beiden Thiere gefabelt. Wenn dem Walfisch aus Müdigkeit die Augen zufielen, soll die Meermaus für ihn sehen und ihn führen. Im Mittelalter ist die Sache noch schlimmer geworden. In irgend einem Manuscript stand Mann statt Maus (*Mas sive Masculus*) und daraus hat man gefabelt, das Männchen



des Walfisches wäre ein davon verschieden gebautes Thier. Man glaubte auch, der hungerige Walfisch sperre das Maul auf und hauche einen Wohlgeruch aus, welcher die kleinen Thiere herbeylocke, so daß nur das Maul geschlossen zu werden brauche, um eine Menge zu verschlucken. Davan scheint auch wirklich etwas zu seyn. So wie die kleinen Meerfische (Pall-taus etc.) sich gern in dem Gerist am Strande aufhalten, weil sie daselbst ihre Nahrung an Schleimthieren finden; so sammeln sie sich an den aus dem Maule hängenden Fischbeinfäden, an denen sie wahrscheinlich auch Nahrung finden. Man hat nemlich bey den Walen in der Südsee entdeckt, daß ihre Barten von sehr kleinen Schmaroherwürmern (Odontobius) so bedeckt sind, daß sie einen breypartigen Ueberzug darauf bilden. (Baugeme, Isis 1836. 512.)

Man sieht aus dem Dargestellten ganz deutlich, daß Aristoteles die Phalaena oder Balaena vom Mysticetus unterschied und zwischen den Lethern und die Delfphine stellte; denn sie unterscheidet sich von den Lethern dadurch, daß ihr Spritzloch weiter vorn liege, was voraussetzt, daß sie auch Zähne habe. Dieses alles paßt nur auf den Pottfisch, welcher den Walrath liefert. Aristoteles kannte mithin die 2 gewöhnlichen Delfphine, den gemeinen Bartenwalfisch und den Pottfisch mit Zähnen im Unterkiefer. Plinius hat darüber nichts Neues.

Dagegen spricht er von einem Thier mit Namen Orca, welches den Walfischen (Balaena) feind sey und wie ein ungeheurer Klumpen Fleisch mit fürchterlichen Zähnen aussche. Diese zeigt

Orcae imago nulla repraesentatione exprimi possit alia, quam carnis immensae dentibus truciatae. —

Das letzte Wort kommt bey allen Spätern wieder vor, wie bey Paulus Jovius, Olaus Magnus, Rondelet etc. ein Beweis, daß sie nicht Gelegenheit hatten, das Thier selbst zu beobachten. Plinius nennt noch allerley Meer-ungeheuer nach Hörensagen. In Indien gebe es Balänen vier Fuchart groß die römische Fuchart ist 240 Schuh lang und halb so breit; Plinius XVIII. Cap. 3.), Säggsche 20 Cubitus (1½ Schuh), Krebse 6 Schuh, Aale im Ganges 300 Schuh. In Alexander des Großen Zeiten habe man in Indien Thorpfsien gemacht aus den Kiefern der



ten sich bey Cadix im Winter, zögen sich aber während des Sommers in stille Meerbusen zurück. Das wüßten die Orken, brächen in den verborgenen Ort ein und peinigten die Kälber oder auch die Weibchen mit Bissen und Stößen wie mit einem Schiffsschnabel; das gebe eine ungeheure Schlacht, wobey Wellen und Wirbel entstanden wie beym größten Sturm u.s.w. (Buch IX. Cap. 6.) Dieses ist offenbar ein Duzkopf.

Festus macht die Orca zu einem der größten Meerthiere, welches den Namen wegen seiner Aehnlichkeit mit den Feigen- oder Deltöpfen bekommen habe; sie sind nehmlich rund und unförmlich.

Ferner erzählt Plinius ebenda, eine solche Orca sey einmal in den Haven Ostia gekommen, angelockt durch Häute, welche bey einem Schiffbruch ins Meer gefallen waren: sie sättigte sich daran mehrere Tage, wühlte sich aber nach und nach eine Grube in einer Untiefe aus und wurde durch die Wellen so von Sand umgeben, daß sie sich nicht mehr wenden konnte, und endlich am Strande lag mit hervorragendem Rücken wie der Kiel eines Schiffes. Der Cäsar Claudius ließ Netze vor den Haven spannen, und rückte, um dem Volk ein Schauspiel zu geben, mit seiner Leibgarde aus, welche aus ihren Rachen Lanzen auf das Thier warfen: er habe einen davon von dem Blasen des Thieres voll Wasser werden und sinken sehen. Aus dieser Orca, welches Wort Hafen oder Topf bedeutet, ist also offenbar Pottfisch geworden, wohl auch Capidoglio, vielleicht Deltkopf.

Im indischen Meer sey der Sägfisch und die Balaena das größte Thier; im gallischen Ocean der Physeter, welcher sich wie eine ungeheure Säule erhebe und eine Flüssigkeit höher als die Seeegel auswerfe (IX. cap. 4). Nach Strabo (XV. S. 725.) gib. es im persischen Meerbusen Physeteren 20—30 Doppels-

Wale, und Dachsparren aus Knochen. Bey Cadix gebe es den sogenannten Baum-Wal (Arbor) mit so ungeheuern Nesten, daß er deshalb nicht durch die Meerenge kommt (wahrscheinlich riesenhafte Dintenschnecken oder Kracken). Andere heißen Ruderwale (Rota), weil ihre Augen mit 4 Speichen bedeckt würden u.s.w.



schritte (Passus) lang, aus deren Knochen die Einwohner Häuser bauen, wenn sie an den Strand geworfen werden. Diese und ähnliche Thiere bliezen etwas aus, was in der Entfernung wie eine Säule von Nebel aussehe (III. S. 145).

Unter Tiberius seyen auf einer Insel vor der Provinz auf einmal über 300 Walfische gestrandet und nicht weniger an der Küste von Saintonge. Ein bey Catix gestrandeter habe 120 Zähne gehabt eine Spanne lang, und einen Gabelschwanz 16 Ellen breit. Seaurus habe von der Stadt Joppe in Judäa die Knochen eines solchen Thiers zur Schau gebracht, worunter einige 40 Schuh lang und die Rippen höher als ein Elefant gewesen. Er soll dasjenige Thier seyn, welchem die Andromeda ausgesetzt worden sey. Pl. Lib. IX. cap. 5.

Das sind ungefähr die Hauptsachen, welche bey den Alten über die Walfische vorkommen, woraus man aber, wie man sieht, nur mit vieler Mühe die Gattungen bestimmen kann.

Im Mittelalter und noch mehr in der spätern Zeit kommen manche Erzählungen über die Wale vor, aber selten von wirklichen Naturforschern und daher immer unvollständig und zweifelhaft. Indessen schimmert doch immer einige Wahrheit heraus und namentlich erkennt man, daß es nur wenig verschiedene Gattungen von diesen Ungeheuern gibt, und daß sie in allen Meeren um die ganze Erde herum vorkommen, ja daß sie während des Sommers sich mehr im Norden aufhalten und während des Winters südlicher zu ziehen scheinen.

Im zwölften Jahrhundert trug man zwei zerfaserte Fischbeintafeln als Federbüsche auf den Helmen. Guilelmus Brito, Philippis IX. 520. XI. 321. \*)

Albertus Magnus, welcher im 13. Jahrhundert gelebt, erzählt verschiedenes über die Wale, die er zum Theil selbst gesehen. Zu unserer Zeit, sagt er, habe ich einen Walfisch gesehen ohne Zähne und statt derselben schwarze, fensenförmige Horn-

\*) — — gomina e sublimi vertice fulgens  
Cornua conus agit superasque educit in auras  
E costis assumta nigris, quas faucis in antro  
Branchia balaenae Britici cellit incola ponti.



platten, 8 Schuh lang, 250 auf jeder Seite. Er hat ein weites Maul und wirft bey dem Athmen viel Wasser aus, womit bisweilen Rachen angefüllt werden und sinken. Die Brustfinnen sind groß, gestaltet wie bey dem Delphin, der Schwanz gabelförmig und 24 Schuh breit bey dem erwachsenen Thier; die krummen und langen Rippen sind so dick wie Balken. Einer allein kann eine Last von 300 Wägen voll geben; bey uns jedoch nur für 200 oder 150. Er hat Speck auf dem Rücken wie das Schwein. Zu meiner Zeit sind mehrere gefangen worden, einer in Friesland, aus dessen Kopf man 11 Batten durchsichtiges Fett bekommen hat, wovon kaum ein Mann eine tragen konnte. Ein anderer wurde bey Utrecht gefangen und dessen Kopf lieferte 40 Batten Fett. Sein Speck hat den Namen Graspois, Gaas Poisson, woraus Grampus geworden ist, wie aus Schweinfisch, *Poreus piscis*, *Porpois* nach Du Cange. Er hat nur ein Junges, welches aber der Mutter 3—4 Jahre lang folgen soll. Er verfolgt sehr gierig die Haringe und geräth dabey oft auf den Strand wie der an Friesland, den die Einwohner auf alle mögliche Art an Pfähle banden. Bey der Fluth rief er aber dennoch aus, kam jedoch am dritten Tag bey der Verfolgung der Haringe wieder an den Strand, wo er getödtet und vertheilt wurde. XXIV. S. 241. Schneider in *Artedi Synonymia piscium*. 1789. pag. 147—164. Das war ohne Zweifel ein Finnfisch.

Der älteste Schriftsteller, welcher ausführlicher von den Walfischen handelt, ist *Claus Magnus*, Bischoff in Schweden, in seiner Geschichte der nördlichen Völker. Der Physiker sey 200 Schuh lang und sehr grausam; er erhebe sich über den Bord der Schiffe und spritze aus seinen Röhren so viel Wasser ein, daß es zu sinken drohe, ja er werfe sich selbst darauf, um es unter Wasser zu drücken. Er habe ein schwarzes, dickes Leder um den ganzen Leib, lange Finnen wie breite Füße, einen Gabelschwanz, 15—20 Schuh breit, womit er heftig auf die Schiffe schlage. Für seine Bosheit gebe es jedoch ein Mittel, nemlich die Trompete, deren scharfe Töne er nicht ertragen könne; auch werfe man ihm große Fässer ins Meer,



welche ihn im Laufe hinderten oder ihn zum Spiele trieben; Flintenschüsse schreckten ihn auch mehr als die Kugel selbst, als welche im Wasser oder im Fett ihre Kraft verliere. Lib. XXI. cap. 6.

Obschon der Walfisch ungeheuer groß, 100 oder 300 Schuh lang und sehr dick und schwer ist, so hat er doch an der viel kleinern, aber hurtigern und grausamern Orea einen großen Feind; sie gleicht dem umgekehrten Kiel eines Rachens, hat fürchterliche Zähne, womit sie den Walfisch zerfleischt und auf den Strand treibt. Lib. XXI. cap. 7.

Im August 1532 ist bey Teignemouth in England ein Ungeheuer todt an den Strand getrieben worden; die Masse hätte man nicht auf 100 Wägen laden können; die Länge ist 30 engl. Ellen, d. h. 90 Schuh gewesen. Die Höhe vom Bauch bis zum Rückgrath 8—9 Ellen, der Rachen  $6\frac{1}{2}$  Elle, die Unterkiefer  $7\frac{1}{2}$ ; die Zahl der Rippen 30, meistens 21 Schuh lang;  $1\frac{1}{2}$  im Umfang, 3 weite Nägen; 2 Finnen, jede 15 Schuh lang; 10 Dohsen konnten kaum eine ausreißen. Im Gaumen hiengen Horntafeln, unten an einem Ende behaart, in der Zahl über 1000, jedoch nicht alle gleich groß; die Länge des Kopfes bis zum Rachen 7 Ellen, eben so lang die Zunge; von einem Auge zum andern 6 Ellen; die Augen nicht größer als bey einem Dohsen; der Schwanz gabelförmig, 7 Ellen breit; auf dem Kopf 2 große Löcher, wodurch das Ungeheuer das Wasser auszuspihen pflegt: keine Zähne. — Diese Beschreibung ist von einem Engländer und wirklich für jene Zeit meisterhaft. Lib. XXI. cap. 9; auch bey Gesner S. 251.

Weil der Walfisch mit besonderer Begierde die Haringe und die Meerfälber verfolgt, und sich daher auf den Strand oder zwischen Felsen wagt, die zur Ebb trocken werden; so sucht er sich einen Dümpfel in der Nähe und arbeitet mit solchem Ungestüm in den Sand, daß ein tiefer Graben entsteht, worinn er liegen bleibt. Sobald das die Fischer bemerken, laufen sie schaaarenweis herben, fesseln das Thier mit Seilen und Ankern im Maul und den Spritzlöchern und ziehen es mit vereinigten Kräften weiter am Strand hinauf, oder befestigen es



so, daß es mit der Fluth nicht mehr entkommen kann. Sie theilen sodann die Beute und gehen nach Hause, bis wieder ein ähnlicher Fall vorkommt, oder auch ein verwundeter oder sonst ein entkräfteter Walfisch durch den Wind angetrieben wird. Fürchten sie, daß ihnen die Kräfte wieder kommen möchten, so stechen sie sie mit Degen in die Seite, damit sie sich verbluten. Lib. XXI. cap. 11. — Dieses wäre also die Art, wie man noch gegenwärtig auf Island die Nordcaper fangen soll.

Die Walfische haben große Liebe zu ihrem Jungen; sie tragen es, wenn es schwach oder krank ist; klein nehmen sie es ins Maul, ebenso zur Zeit eines Sturms, und nachher werfen sie es wieder aus. Geräth das Junge aufs Trockene, daß es nicht mehr der Mutter folgen kann, so nimmt diese Wasser ins Maul und spritzt es gleich einem Fluß jenem zu. Auch schon erwachsen bleiben sie noch heysammen; sie werden bald groß und wachsen 10 Jahre. cap. 12. — Steht schon bey Plinius (IX. cap. 8.) und Vincentius von Beauvais (Speculum naturale. XVIII. cap. 34).

Die Fischer zerschneiden mit Axten den Walfisch und können mit dem Fleisch, Fett und den Knochen wohl 250 bis 300 Wägen voll laden; das Fleisch und den Speck salzen sie in vielen und großen Gefäßen ein, benutzen es im Hause, oder verkaufen einen Theil in die Fremde. Der Speck findet sich am den ganzen Leib, am meisten aber am Kopfe, so daß man oft 12 Butten, deren kaum eine ein Mann tragen kann, bisweilen 30, ja 40 gewonnen werden. Man bedient sich vorzüglich dieses Fettes in die Lampen, die man während des Winters unaufhörlich brennen muß, weil es nicht Tag wied. Mit den kleineren Knochen macht man, weil sie voll Fett sind, sowie mit den Fischböpfen, Feuer, wenn es an Holz fehlt. Aus der Haut macht man Kleider und eine reicht für 40 Mann hin, ferner Schläuche und Riemen an die Glocken, die sehr lang halten; die Schiffer calfatern mit dem Fett ihre Schiffe; die Fuhrleute schmieren ihre Wägen; auch die Kürschner brauchen es zur Bereitung der Felle, wie das von den Meerfäbern. Cap. 14.



Da im äußersten Norden Kälte und Winde die Bäume nicht so hoch werden lassen, daß man Häuser damit bauen könnte; so hat die Natur vorgesorgt, daß die Einwohner aus den ungeheuern Walfischrippen dieselben erbauen und das nöthige Geräthe daraus verfertigen können. Diese Rippen sind 20—30 Schuh lang. Auch die Knochen des ungeheuern Kopfes, die Wirbel und die Stacheln sind nicht klein, und man macht daher daraus ganze Häuser mit Thüren, Fenstern, Dächern, Dielen und sogar Tischen. Die Thüren überspannt man mit dem Leder des Walfisches; diese Häuser enthalten Kammern für die Schweine und andere Thiere, die Ställe die Hühnerställe, gleichsam die Uhr dieser Leute während der beständigen Nacht. cap. 15. — Die Abbildungen bey diesem Werk sind alle ganz abentheuerlich, theils nach den Beschreibungen von Aristoteles und Plinius, theils nach den Erzählungen der norwegischen Fischer entworfen. Sie wurden von Gesner und Andern wiederholt, und obschon diese schon ihren Unglauben darüber äußerten, dennoch Jahrhunderte lang nicht bloß vom Volk, sondern selbst von den Gelehrten für wahr gehalten.

Etwas besser sind die ziemlich um dieselbe Zeit erschienenen von Belon und Rondelet, welche Gesner copiert hat, so wie die von Olaus. Der eigentliche Walfisch, welcher damals ziemlich häufig in der Nähe von Bordeaux und an der Küste von Nordspanien vorgekommen ist, wird von Rondelet beschrieben. Er sey 36 Ellen lang, 8 hoch, die Kiefer 22 lang, statt der Zähne schwarze Horntafeln, die unten in Borsten endigen, hinten und vorn kürzer seyen; die Zunge sey sehr groß, weich, werde eingemacht und fast allgemein unter die besten Leckerbissen gerechnet; sie sey der zarteste Theil des ganzen Leibes und fülle 24 Einmachgefäße aus; die Augen ständen 4 Ellen von einander und seyen so groß als ein Menschenkopf; an den Seiten 2 große Finnen, womit sie schwimmen und die Jungen bey Gefahr bedecken; keine auf dem Rücken; die Schnauze kurz, ohne Spritzröhre; die Haut hart, schwarz, ohne Haare; es hiengen bisweilen Schalthiere daran; im Magen finde man Schleim, Schaum, Wasser, stinkende Meerpflanzen, aber keine Spur von



Fischen; das Fleisch wird nicht geschätzt, aber das Fett unter der Haut, besonders zum Brennen der Lichter; aus den Knochen macht man Gartenzäure. Man fängt sie bey Cap Breton und Saint Jean de Luz nicht mit einem Haken an einer Kette, worauf ein langes Seil folgt, wie Oppian und nach ihm Melian beschreiben; sondern indem man auf sie zurudert und sie harpuniert, und nachher, wann sie wieder heraufkommen, mit Lanzen ersticht. Man hat auf den Thürmen Wächter, welche läuten müssen, wenn sie einen Walfisch sehen; und dann läuft die ganze Stadt zusammen; es werfen sich je 10 in einen Rachen zc. Man fängt leichter die Weibchen, besonders wenn sie Zunge haben, weil sie dieselben nicht verlassen wollen. De Piscibus. 1554. p. 175. fig. Balaena sive Musculus.

Paul Dudley beschreibt 1725 folgende Walfische, welche sich an den Küsten von Neu-England einfänden.

1) Der ächte oder Fischbein-Wal mißt 60—70 Schuh, und ist sehr dick, hat eine feine, glatte Haut ohne Rückenfinne, aber jederseits eine 5—8 Schuh lange, welche sie nur brauchen, um sich zu wenden, oder während sie jung sind und von der Mutter auf den Lappen des Schwanzes getragen werden, um dieselben um die Schwanzwurzel zu schlagen, und sich daran zu halten. Das Neugeborene ist 20 Schuh lang und wenig werth; die Mutter dagegen sehr fett. Einjährig, wo sie Kurzköpfe heißen, sind sie fett und liefern 50 Fäßchen (Barrel) Thran; dann aber ist die Mutter sehr mager, heißt dürres Fess, und liefert, ungeachtet ihrer ungeheuren Größe, nicht mehr als 30 Fäßchen Thran. Nach zwey Jahren heißen sie Stunts, weil sie nach der Entwöhnung im Wachsthum stehen bleiben, und dann liefern sie nur 24—28 Fäßchen. Nachher heißen sie Schädelische (Skullfish); weil man ihr Alter nicht mehr kennt und es bloß nach der Länge der Bärten schätzt, welche jederseits im Oberkiefer wachsen und bisweilen 6—7 Schuh lang sind. Ein guter Wal liefert 1000 Pfund. Manche glauben, daß der haarige Theil derselben zunächst an der Zunge als Seihzeug für das Futter diene. Die Augen, von der Größe eines Ochsenauges, liegen hinten an den Seiten des Kopfes, wo das Thier am breitesten



ist: denn der Kopf läuft von da nach vorn, und der Rumpf nach hinten zu; die Augen liegen tiefer als die Hälfte der Kopfhöhe, und dicht dahinter sind die 2 Finnen; er trägt den Schwanz wagrecht, und rudert oder wirrt sich damit fort. Ihre Kopfhaut ist bisweilen mit Tausenden von Meeresecheln (*Sea-Lice*) bedeckt. Einer dieser Wale hat 130 Fäßchen Thran geliefert, und die Zunge fast 20. Dieser ist, mit Ausnahme des Walrath-Fisches, der werthvollste.

2) Der Knotenwal (*Serag-Whale*) ist ein naher Verwandter des Finnfisches, aber statt einer Finne auf dem Rücken ist der Grath auf dem hintern Theil desselben mit einem halbdutzend Knoten oder Knorren versehen; in der Gestalt und der Menge von Thran kommt er dem gemeinen Wal am nächsten; sein Fischbein ist weiß, läßt sich aber schwer spalten. *Balaena gibbosa*.

3) Der Finnfisch (*Einback*) unterscheidet sich vom ächten durch eine große Finne auf dem Rücken,  $2\frac{1}{2}$ —4 Schuh lang; seine Seitenfinnen sind viel länger, 6—7 Schuh. Er ist etwas länger als jener, aber nicht so dick, viel schneller, sehr wüthend, wenn er getroffen wird, und sehr schwer zu halten; er gibt nicht so viel Thran und das Fischbein wenig Gewinn, weil es kurz und uneben ist; sein Bauch ist weiß. *Balaena nodosa*.

4) Der Pflockfisch (*Bunch-sive Humpback-Whale*) unterscheidet sich vom ächten durch einen Höcker an der Stelle der Finne wie des Finnfisches. Er ist so dick als ein Kopf, 1 Schuh hoch und ein Pflock gestaltet, mit der Spitze nach hinten gerichtet. Das Fischbein ist nicht viel werth, jedoch besser als beim Finnfisch. Seine Finnen sind manchmal 18 Schuh lang und ganz weiß; sein Thran ziemlich wie der vom Finnfisch. Beide haben Längsfurchen vom Kopf bis zum Schwanz, am Bauche und an den Seiten, so hoch hinauf bis an die Finnen, welche ziemlich in der Hälfte der Seiten stehen. *Balaena*. Nr. 2 hätte also keine Furchen.

5) Der Walrath-Wal (*Spermaceti-Whale*) hat ziemlich die Größe der andern, ist aber graulich, während die andern schwarz sind; er hat auf dem Rücken einen Höcker, wie der Pflockfisch,



aber kein Fischbein im Maul, sondern in jedem Kiefer eine Reihe elfenbeinartige Zähne, 5—6 Zoll lang, bey einem Thier, welches 49 Schuh lang ist, und dessen Kopf 12 Fäßchen Walrath liefert. Sie sind sanfter als die andern, und schlagen seltener mit ihren Schwänzen; werden sie aber harpuniert, so legen sie sich gewöhnlich auf den Rücken, und wehren sich mit dem Maul. Der Thran, den man aus ihrem Leibe gewinnt, ist viel heller und milder als der von andern Walen. Kann betragen 20—30 Fäßchen. **Physeter.**

Der Walrath liegt in einer großen Höhle auf dem Kopf, 4—5 Schuh tief, 10—12 lang, in verschiedenen häutigen Zellen, nicht mit Knochen bedeckt, sondern mit einer dicken, knorpeligen Substanz unter der Haut, durch welche man ein Loch gräbt und das klare Fett herausläßt, im Betrag von 10—20 Fäßchen.

Die Wale werfen auf einmal nur ein Junges, und nur alle 2 Jahre; sie sollen 9—10 Monat tragen, und sind dann sehr fett; bey dem Säugen legt sich die Mutter auf der Wasseroberfläche auf den Rücken [doch ohne Zweifel so, daß sie, so wie das Junge, während der Zeit die Naslöcher in der Luft hat]. Jedes Euter ist 6 oder 8 Zoll lang, 16 oder 12 im Umfang; die Milch weiß, wie bey einer Kuh, und im Magen des Jungen findet man sie geronnen, wie bey einem Kalbe.

Die Sorge für ihr Junges ist sehr bemerkenswerth: sie tragen es nicht bloß auf ihrem Schwanz und säugen es, sondern erheben sich auch oft, um es an die Luft zu bringen; und wie sehr man sie auch jagt oder verwundet, so werden sie doch nicht, so lange sie noch Empfindung haben und Leben bey ihrem Jungen bemerken, dasselbe verlassen oder mit ihrem Schwänze um sich schlagen; fällt in ihrem Lauf das Junge herunter, so kommt die Mutter wieder herbey, schiebt sich unter dasselbe und nimmt es wieder auf. Daher binden die Walfischfänger das Kalb bloß an, und tödten es nicht eher, als bis sie die Kuh gefangen haben: denn sobald das Kalb todt ist, und sie es bemerkt, so wird sie so wüthend, daß nichts mit ihr anzufangen ist.

Die Wale schaaren sich gern, und man findet bisweilen Hundert in einem Schwarm; sie machen auch tüchtige Reisen.



Im Spätjahr geht der ächte nach Westen, im Frühjahr nach Osten. Es ist jedoch zu bemerken, daß die verschiedenen Arten sich nicht unter einander mischen, sondern sich abgesondert halten.

Sie athmen durch zwey Spritzlöcher auf der obern Seite der Schnauze; der Walrathwal hat jedoch nur eines, und zwar etwas auf der linken Seite. Werden sie nicht gestört, so kommen sie alle Viertelstunden herauf und blasen, d. h. spritzen, Wasser und Wind aus, und ziehen frische Luft ein; verfolgt bleiben sie jedoch bisweilen eine halbe Stunde und länger unter Wasser; man hat jedoch beobachtet, daß wenn eine Kuh ein Kalb auf ihrem Schwanz hat, sie viel öfter herauf kommt, damit das Junge athme, ohne daß sie es selbst thut. Werden sie tödtlich verwundet, so spritzen sie eine Menge Blut aus.

Was ihre Nahrung betrifft, so saugen sie das erste Jahr Milch. Nachdem sie entwöhnt sind, glaubt man allgemein, daß die ächte Wale von einer schlammigen Materie leben, welche sie vom Boden des Meeres auffaugen. Diejenigen, welche sie nach dem Tode öffnen, sagen aus, daß sie nie Gras, Fisch oder irgend eine andere Art Nahrung in dem ächten Wal gefunden haben, sondern nur eine grauliche, milde, thonartige Erde, wie die, welche man armenischen Bolus nennt; und ein erfahrner Mann erzählte mir, daß er wirklich gesehen habe, wie diese Wale bey stillem Wetter an der Oberfläche des Meeres hinstreifen, um eine Art von röthlichem Laich oder Brut einzuziehen, der manchmal das Wasser eine Meile weit bedeckt. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man bey diesem Wal, ungeachtet seiner Größe und Fettigkeit, wenn man ihn aufschneidet, selten mehr Gedärm und Mist findet, als bey einem Ochsen; auch ist ihr Schlund nicht weiter; wohl aber bey dem Finnfisch, der von Makrelen, Häringen u. dergl. lebt, die schaarenweise herumschwärmen und von ihm durch eine kleine Wendung in einen Wirbel zusammengetrieben werden, so daß er nur das Maul zu öffnen braucht, um einige Hundert auf einmal zu verschlingen. Der Walrathwal frist außer Fischen am meisten ein kleines Thier mit einem Schnabel, welches Dintenschnecke heißt (Squid-Fish). Die Schnäbel derselben sieht man



in der Ambra stecken, und kann sie leicht herausnehmen. — Dieses ist ein Beweis, daß die Ambra sich im Darne findet, und nicht in einer besondern Blase. Die rothe Brut ist nichts anderes als die kleinen Meerflöhe, welche das Wasser oft meilenweit bedecken. Wenn die Schiffleute in der Südsee in ein solches rothes Meer kommen, so wissen sie, daß sie nun bey den Walfischen sind.

Der Fang ist vov dem bey Grönland verschieden. Sechs Mann rudern in einem sehr leichten, 20 Schuh langen Rachen sehr hurtig von der Küste nach dem Bale, der bisweilen mit einer einzigen Harpune getödtet wird, bisweilen sich aber auch einen halben Tag mit den Fischern herumtreibt und ungeachtet vieler Lanzenstiche und des Auspreißens von Blut entkommt, oft noch mit dicken Brettern, die man mit eisernen Haken ihm angehängt hat. Früher tödtete man sie nur in der Nähe der Küste; jezt geht man aber im May, Juny und July in Schaluppen hinaus zwischen Cape Cod und den Bermuden, wo man selten Walfische vermißt; bey Nacht legen sie bey, bey Tag seegeln sie hin und her und bringen das Fett nach Hause. Die wahre Jahreszeit für den Fang des gemeinen Walfisches ist vom Anfang Hornung bis Ende May; für den Walrathwal vom Anfang Juny bis Ende August. Die Fischer haben bemerkt, daß er meistens seinen Urath von sich gibt, wenn er mit der Harpune getroffen worden ist.

Die wundervolle und selbst ungläubliche Kraft dieser Geschöpfe liegt vorzüglich im Schwanz, welcher ihre Schutz- und Truwaffe ist. Ich habe eine Menge Beyspiele dieser Art von glaubwürdigen Augenzeugen. Ein Boot wurde von oben bis unten mit dem Schwanz entzweygeschlagen, als wenn es wäre durchsägt worden. Einzelne Bohlen, Pfosten, Ruder u.s.w. werden entzwey geschlagen, ohne daß das Schiff erschüttert wird oder der Ruderer es nur fühlt. Vor einigen Jahren zog ein Finnfisch eine Schaluppe von 40 Tonnen aus einem Haven bey Cape Cod. Man glaubt, daß sich die Bale manchmal selbst, bey zu schnellem Untertauchen, den Arm eines Ankers einstecken, und dann die Schaluppe mit solcher Hestigkeit fortziehen, als



wenn sie mit dem besten Wind segelte. Wenigstens geschah dieses einmal zum Erstaunen der Leute, welche an der Küste zusahen; einige Tage nachher fand man den Wal todt am Strande, mit dem Anker im Leibe.

Die Feinde der Wale, welche oft die Jungen tödten (denn an einen Alten wagen sie sich nicht, wenn er nicht verwundet ist), nennen unsere Walfischfänger Mörder (Killer). Sie sind 20—30 Schuh lang und haben Zähne in beiden Kiefern, die in einander greifen, eine Finne fast in der Mitte des Rückens, 4—5 Schuh lang (*Delphinus gladiator, orca*). Sie halten sich in Rudeln zusammen zu einem Duzend, und hegen einen jungen Wal wie Mehrgeschwende; einige halten ihn am Schwanz, damit er nicht um sich schlagen oder dreschen kann, andere am Kopf, beißen und dreschen auf ihn los, bis das arme Thier auf diese Weise erhitzt die Zunge herausstreckt; dann fassen es einige dieser Mörder bey den Lippen, und wo möglich bey der Zunge. Ist es getödtet, so fressen sie vorzüglich die Zunge und den Kopf, verlassen es aber, so bald es zu faulen beginnt. Dieser Mörder ist ohne Zweifel die *Orca*, welche Dr. Franzius beschreibt (*Historia animalium sacra*. III. cap. 3. 614): „Wenn die *Orca* den Walfisch verfolgt, so brüllt der letztere fürchterlich, nicht anders, als wenn ein Stier von einem Hunde gebissen wird.“ Diese Mörder sind von einer solchen ungeheuern Stärke, daß einmal, wo mehrere Boote einen todtten Walfisch anbinden wollten, einer von jenen kam, die Zähne hineinschlug, und denselben in einem Augenblick auf den Boden zog. Manchmal beißen sie 2 Schuh große Stücke Fett aus. Sie werden bisweilen gefangen und liefern guten Thran, aber kein Fischbein. Der Rumpf vom getödteten Walfische wird von den Möven und andern Seevögeln, so wie von Haifischen, aufgezehrt. *Philos. Trans.* 1725. Nro. 387. p. 256. (Reid, abridged VI. pars. 3. 1733. p. 69.)

Später nannte man dieses Thier auch Drescher (*Thrasher*). Auch die Südsee ist von diesen Thieren bevölkert, und zwar viel stärker als das Nordmeer, weil sie daselbst nicht so weggefangen worden sind. Le Maire behauptet, daß es hier Hundert gegen einen im Nordmeer gebe; unter dem Aequator seyen sie



aber, nach Dampier, kleiner als gegen den Südpol, und hier wieder kleiner als im Nordmeer. Schon die ältern Reisenden haben daher gerathen, den Walfischfang auf der andern Erdhälfte zu betreiben, wo man ganz in der Nähe der Küsten, ohne große Mühe und Ausrüstung, einen reichlichen Fang machen könne, an Chili selbst schon unterm 12. Grad südl. Breite, bey der Conceptions-Bay, ferner an der Magellans-Strasse, wo man zugleich den Thran von der Löwenrobbe gewinnen würde, an Brasilien bey der Insel St. Catharina, am Vorgebirge St. Augustin, bey St. Salvador, am Vorgebirge der guten Hoffnung, bey der Insel Moritz, an Neuholland u.s.f.

Der älteste Schriftsteller, welcher von Wale in der Südsee spricht, ist Marco Polo, welcher Ostindien vor dem Jahr 1300 bereist und bewohnt hat. An den Inseln Socotera, Madagascar, Zangebar, sagt er, werde sehr viel Amber gefunden und in den Handel gebracht. Er komme aus dem Bauche der Wale, und weil großer Handel damit getrieben werde, so lege man sich darauf, dieselben zu fangen, und zwar mit Eisen, welches Widerhaken habe, und daher, einmal in den Wale steckend, nicht mehr herausgeht; daran sey ein sehr langes Seil mit einer Locke, welche auf dem Meere schwimmt, damit die Fischer den Walfisch nach seinem Tode zu finden wüßten; sie brächten ihn sodann an die Küste, nähmen den Amber aus dem Leibe und viele Butten Del aus dem Kopfe. Ranusio, delle navigationi I. libr. 3. p. 59 b. — Man muß sich wundern, daß unsere Walfischfänger nicht dieselbe Methode befolgen, während sie beym Kablian- und Schellfischfang ebenfalls angebundene Tonnen auswerfen, um den Platz wieder zu finden, wo die Leinen mit den Angeln liegen.

Die spätern Seefahrer erzählen fast alle, daß sie überall in der Südsee Walfische angetroffen haben. Auch wurde der Fang an verschiedenen Orten schon sehr eifrig betrieben, namentlich von den Portugiesen auf der Insel St. Catharina, unweit Rio Janeiro, wo eine Gesellschaft jährlich 800 Walfische gefangen, und dem König 100,000 Cruzaden bezahlt habe; bey dem Vorgebirge St. Augustin ein einziger Kaufmann 50,000 Kronen.



Forster hat an der Küste von Süd-America bis zu den Falklandsinseln einerseits und Süd-Georgien anderseits häufig Walfische angetroffen, und die Portugiesen treiben nebst den Nordamericanern in jenen Meeren einen ergiebigen Fang. Reise S. 417. Peron und Lesueur behaupten zwar, daß alle Walfische der südlichen Erdhälfte von denen der nördlichen verschieden seyen (Ann. Mus. XV. 287.). Auch hat man wirklich einige Unterschiede bemerkt; sie sind jedoch so unbedeutend, daß sie kaum besondere Gattungen begründen.

Dieses sind fast alle Nachrichten von einigem Belang, welche während der Zeit der Dämmerung in der Kunde von diesen Thieren der Welt gelegentlich mitgetheilt wurden. Die Verwirrung ist, wie man sieht, noch sehr groß. Wir wollen daher nun die Geschlechter besonders betrachten, und die mehr abgefonderten und zuverlässigeren Beobachtungen an ihrem Orte anführen.

#### A. Die fleischfressenden Wale

haben die Naslöcher fast hinten auf der Stirn, 5 ungetrennte Zehen ohne Nägel, gleichförmige und einspizige Zähne oder Horn tafeln; die Euter in den Weichen.

Hierher gehören die eigentlichen Wale von ungeheurer Größe, welche in allen Meeren in Menge vorkommen und es vorzüglich sind, welchen die Walfischfänger nachgehen. Sie verrathen sich von ferne durch das Blasen, nemlich durch das Ausspritzen des Wassers aus den Naslöchern, welches sie beym Verschlingen ihrer Nahrung ins Maul bekommen. So ist wenigstens noch die vorherrschende Meynung.

Es ist gewiß, daß sie Haare haben, wenigstens an einigen Stellen. Martens sagt ausdrücklich, S. 98.: Vorn an den Lezzen der gemeinen Walfische, unten und oben, sitzen kurze Haare. W. Scoresby (Tagbuch S. 187.): Ein dünner Bart, der aus wenigen kurzen weißen Haaren besteht, sitzt auf dem vordersten Theile beider Lippen. Klein fand beym Braunfisch jederseits vorn an der Oberlippe eine Borste 6 Linien lang in einer Grube, welche man für die ächten Naslöcher ansah, weil man die Sprizlöcher mit den Stirnlöchern der Hayen verglich



(Missus II. 28. tab. 4. fig. 6.); ebenso G. Rousseau bey neugeborenen (Annal. Sc. n. XXI. 351.) und Rapp (Cetaceen 110.); nach Orbigny ist die ganze Schnauze eines Delphins an Bolivia mit Haaren besetzt (N. Ann. Mus. III. 28.).

Die größeren davon haben ungewöhnlich große und dicke Köpfe, welche wohl  $\frac{1}{3}$  und mehr des ganzen Leibes wegnehmen; andere dagegen haben verhältnismäßige Köpfe, wie sie sich bey andern Thieren finden.

#### a. Die Großköpfe

haben eine verhältnismäßig kleine Hirnschale, welche aber, so wie die Gesichtsknochen, von großen Fettmassen dick eingehüllt ist; die Kiefer sind ungeheuer verlängert, und bilden eigentlich die Ungestalt des Kopfes.

Sie theilen sich in solche mit Hornzähnen oder Barten, und in solche mit Knochenzähnen.

#### 1. G. Die Bartenwale

haben 2 getrennte und ausgeschweifte Nasldächer vor der Stirn, im Unterkiefer gar keine Zähne, im Oberkiefer aber 2 Reihen querstehender Horntafeln aus verwachsenen Fasern.

Diese Barten sind dreyeckige Tafeln so dick als Pappendeckel, 10—15 Schuh lang und oben etwa halb so breit; sie bestehen aus senkrechten Fasern, welche man mit Haaren vergleichen kann, wie beym Horn des Nashorns. Dergleichen Tafeln stehen jederseits quer im Gaumen über 300. Sie sind das bekannte Fischbein der Schneider und der Regenschirmmacher (*Costae sartoriae*). Diese Thiere sollen größtentheils von den kleinen Ruderschnecken leben, welche zu Millionen im Meer herumswimmen und Wal-As heißen, wie die Elionen und Kronjachten, wozu noch ohne Zweifel auch die vielen Meerflöhe, Dintenschnecken und kleine Fische kommen.

Die besseren und ausführlicheren Arbeiten über diese Thiere findet man bey Sibbald (*Phalaenologia*), Anderson (*Island*), Du Hamel (*Pêches*), J. Schneider (Sammlung u. Beyträge), Laccapede, Scoresby, Brandt und Rakeburg (*Med. Zool.*), Lilesius (*Jffz* 1835.). Anatomie bey Tyson



(Porpess 1680.), J. Hunter (Phil. Trans. 1787.), Cuvier (Ossemens V. I.) und Rapp (Cetacées 1837.).

Unter diesen Walen gibt es, welche an der Unterseite des Leibes, von der Lippe bis zum Nabel, handtiefe Furchen haben, durch Hautfalten gebildet; darinn sitzen vorzüglich die sogenannten Meerposteln (Coronula). Man nennt sie Runzelwale, in der nordischen Sprache Renge oder Ryder, was dasselbe bedeutet.

Die andern heißen Glattwale oder Glattbäuche.

Mit Sicherheit kennt man aus jeder Abtheilung nur eine Gattung.

a) Glattwale haben keine Seitenfurchen.

Es gibt darunter wieder mit und ohne eine Rückenfinne.

\* Schlichtrücken: ohne Rückenfinne.

1) Der gemeine oder grönländische Wal (Balaena mysticetus), Baleine franche, Mysticetus Arist., Musculus Plin.,

wird 60—70 Schuh lang und fast ein Drittel so dick, oben schwarz, so wie die Flossen, Unterkiefer und Bauch weiß, der Kopf abschüssig,  $\frac{1}{2}$  so lang als der Leib, die Spritzlöcher getrennt, schmal,  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang und geschweift wie ein S.

Rondelet, Pisces 1554. p. 475. Fig. Musculus. (Gesner, Aquat. pag. 132. Fig. Aldrovand, Pisces pag. 677. Fig.) Martens Reise L. Q. Jorgdrager S. 102. Fig. Schreiber L. 330. Lacépède, Cetacées 1804. 4. p. 1. tab. 1—3. Blumenbachs Abbildungen Taf. 94. Scoresby, Account of the arctic regions. 1820. S. pag. 448. tab. 12. fig. 1. — Anatomie, fast nichts; Knochen bey Cuvier, Ossemens foss. V. 1. p. 359. tab. 25. fig. 9—11. Camper, Cetacées. 1820. tab. 4—6. D'Alton, Skelete L. 4. Brandt und Raßeburg, medic. Zoologie S. 111. T. 14. 16.

Dieses unförmliche Geschöpf zeigt in allen seinen Organen Mißverhältnisse. In dem ungeheuern Kopfe stecken seitwärts hinter den Mundwinkeln Augen, nicht viel größer als die eines Dachsen, nur  $2\frac{1}{2}$  Zoll dick, mit einem obern und untern Lid, aber ohne Nickhaut; die Ohrgänge sind so eng, daß sie kaum einen Finger zulassen, und daher für das Wasser verschlossen; der mondformige



Schwanz ist 24 Schuh breit, die Vorderfüße aber an der Brust nur etwa 6 Schuh lang, der Unterkiefer 20 Schuh und mehr; das Maul oder der Lippenrand ist ausgeschwefelt, fast wie ein großes S; die Zunge rund, ziemlich angewachsen, weich und speckartig. Die Barten oder das Fischbein im Maul können 10 Centner und mehr wägen, und darunter sind gegen 500 Stück, welche das rechte Maas haben, nemlich 10 Schuh Länge und mehr; dazwischen stehen viele kleine; die Euter werden zur Zeit, wo sie Milch geben, 1 Schuh dick. Der Urnath der Thiere färbt das Wasser roth. Einer von 56 Schuh Länge hat im Umfang 42 Schuh, mithin in der Dicke 14, der Unterkiefer eine Länge von 13, die Speiseröhre von 8, und ist nur 7 Zoll weit, kann mithin keine großen Thiere verschlingen; der Darm hat die ungeheure Länge von 354 Schuh, aber nur eine Weite von 6 Zoll; der Magen ist in 4—5 Säcke getheilt.

Das Knochensystem ist fast ebenso zerfallen und unverhältnismäßig in seinen einzelnen Theilen, wie bey den Fischen. Die Kopfknochen liegen meistens nur los auf einander und sind sonderbar verschoben; das Felsenbein und die Paukenhöhle hängen nur durch weiche Theile mit den andern Knochen zusammen und sind steinhart. Sie waren ehemals unter dem Namen Lapis Manati in den Apotheken.

Die Zahl der Wirbel ist 63, und dazwischen eine verknöcherte Knorpelscheibe, die sich leicht ablöst; die Zahl der Rippen nur ein Duzend; das Schulterblatt sehr groß, alle andern Armknochen kurz und breit; der Zeig- und Mittelfinger haben mehr Glieder als bey irgend einem Säugethier, das Schlüsselbein fehlt; dagegen ist ein Brustbein vorhanden, statt des Beckens aber nur 2 kleine Knochen.

Dieses ist eigentlich derjenige Walfisch, um dessen willen jährlich ganze Flotten von Holland, England, Frankreich und selbst mehrere Schiffe von den Hansestädten ausgerüstet werden. Ehmals kamen diese Thiere während des Winters bis in die spanischen Meere, und wurden daselbst schon vor 700 Jahren von den Basken gefangen. 1598 fiengen die Engländer an, den Walfischfang zu betreiben; 1611 die Holländer, welche jährlich



300 Schiffe ausschickten, und von 1669 an bis 1725 35000 Stück fiengen. Im Jahr 1783 haben sie mit 46 Schiffen 326 Stück bekommen, welche 6577 Fässer Speck lieferten. Solche Jahre sind aber Seltenheiten.

Daher kam es, daß diese Thiere immer weiter zurückwichen, und man sie gegenwärtig zwischen dem Eis an Grönland, Spitzbergen und in der Davisstraße auffuchen muß. Auch hat sich bereits der ergiebigere Walfischfang nach der südlichen Erdhälfte gewendet, wo diese Thiere seit Erschaffung der Welt nicht beunruhigt worden sind.

Diesseits des 60.° sieht man jetzt keine mehr. Im Frühjahr ziehen sie heerdenweise zu Hunderten nach Westen gegen Grönland und die Davisstraße; im Sommer gegen Osten nach Spitzbergen. Nach ihnen folgen die Finnwale. Vor einem Ungewitter toben und schlagen sie mit dem Schwanz aufs Wasser, daß es stäubt, und schwimmen so schnell als ein Vogel fliegt, daß einem die Ohren sausen. Die Kraft des Schwanzes ist so groß, daß er sehr leicht das stärkste Boot zerschmettert. Wann sie blasen, so sollen sie das Wasser 40 Schuh hoch austreiben, und verwundet mit einem solchen Geräusch, daß man es eine Meile weit hört.

Sie sollen nach 10 Monaten im April 1—2 Junge werfen, 20 Schuh lang, und dieselben gegen 2 Jahre lang säugen.

Diese Thiere werden von allerley Ungezieser geplagt; an den Seiten, selbst tief im Speck, sitzen Meerpocken (*Coronula*, *Tubicinella*) oft duzendweise beysammen; unter den Finnen, an den Ohren und dem Nabel die sogenannten Walfischläuse (*Cyamus*, *Pycnogonum*), welche wieder von Möven und Sturmvögeln abgelesen werden.

Vom Walfisch wird fast alles gebraucht. Die Walfischfänger benutzen zwar nur seinen Speck, woraus sie 120 Tonnen Thran schwehlen können, und das Fischbein, das 10 Centner betragen und aus 500 Tafeln bestehen kann. Das gibt einen Werth von 5000 Thalern, so daß ein Schiff mit 50 Mann, auch wohl ihrer 2, zufrieden seyn können, wenn sie einen ausgewachsenen Walfisch fangen.



Die Bewohner der kalten Länder machen aus den Knochen allerley Hausgeräth, aus der Haut Sohlen, aus den Därmen Hemden, aus den Flechjen Bogersehnen und endlich sollen sie selbst das schlechte Fleisch essen. Einem 60 Schuh langen Thier gibt man ein Gewicht von 1000 Centner; die Zunge allein soll 3 Tonnen Thran liefern.

Von den Europäern werden sie mit Harpunen gefangen. Die Schiffe laufen im Frühjahr aus und kommen im September zurück. Der beste Fang ist vom May bis zum July. Das größere Schiff oder der eigentliche Walfischfahrer legt sich irgendwo vor Anker. Bemerket man einen Walfisch, so springen einige Leute in die Schaluppe, rudern auf ihn zu und werfen ihm eine Harpune in den Leib. Er sinkt blüßschnell unter und reißt das Seil an der Harpune nach. Nach einiger Zeit kommt er aber wieder herauf, um zu athmen, wobey er wieder eine Harpune oder Lanze bekommt u.s.f., bis er sich verblutet hat. Auf diese Weise kann man sich stundenlang auf dem Meere herumtreiben. Er wird sodann ans Schiff gezogen: die Leute springen ihm auf den Rücken und hauen mit Aexten große Klumpen Speck aus, welche auf das Verdeck gezogen werden. Doch wir wollen diejenigen Personen reden lassen, welche auf dem Walfischfang selbst gewesen sind. Es gibt eine Menge Schriften über diesen Gegenstand, die besten sind aber von Martens und Scoresby. Friedrich Martens war Schiffschirurg und seegelte am 15. April 1671 mit einem Walfischfahrer von Hamburg ab. Sie hatten fast immer schlechtes Wetter. Am 21. waren sie schon unter  $62^{\circ} 12'$ . Man rüstete sich auf den Walfischfang und legte die Lanzen, Harpunen, Seile oder Linien und Riemen in die Nebenschifflein oder Schaluppen.

Am 27. kamen sie unter Hagel und Schnee unter  $71^{\circ}$  an das Eis, so daß sie umkehren mußten. Sie hatten Johann Meyen-Eiland im Westen. Sie hatten schlecht Wetter und Schnee bis zum vierten May, wo sie sich von einer Menge Seehunde umgeben sahen, welche mit halbem Leibe aus dem Wasser guckten und gleichsam einen Lanz mit einander hielten, den man Robbentanz nennt. Sie sahen auch viele Schiffe,



welche um das Eis hin- und herseegelten. Am 7. sahen sie Spitzbergen; am 9. den ersten Finnfisch, den sie aber nicht bekamen. Am 14. waren sie unter 75° und von 20 andern Schiffen umgeben; am 15. sahen sie den ersten Walfisch, ließen 4 Schaluppen vom Schiff, aber vergebens. Am 16. war schön Wetter und die ganze Nacht Sonnenschein; am 19. sahen sie so viele Seehunde auf den Eisschollen, daß man sie nicht zählen konnte. Am 21. machten sie das Schiff mit Eishaken an ein großes Eisfeld fest, an welchem noch 30 andere Schiffe lagen wie in einem Haven. Am 26. machten sie sich los, weil das Eis nach Süden trieb; sie bugsierten das Schiff zwischen dem Eis durch weiter nach Norden und am 30. hörten sie einen Walfisch ganz hoch blasen, den sie fiengen, und von dessen Speck sie 70 Quarteesen erhielten. Es war ein schon früher harpuniertes Weibchen, und daher halb todt. Die Vögel, besonders die Mattemucken, setzten sich ihm schon begierig auf den Rücken, und sie waren es eigentlich, die ihn verriethen. In dieser Nacht gieng ein Schiff in dem Eis zu Grunde. Am 4. Juny sahen sie wieder einen Walfisch und wandten alle Mühe auf denselben an: er wollte aber die Mühe nicht belohnen, denn er entkam ihnen. Am 5. war in der Nacht ziemlich warmer Sonnenschein und sie machten wieder Jagd auf einen Walfisch, aber vergebens; ebenso am 6. Dieser Walfisch aber senkte sich, als man die Harpune werfen wollte, hinten nieder, hielt den Kopf aus dem Wasser und fiel wie ein Stein nach dem Boden. Nachmittags jagten sie wieder 3 Walfische, ohne etwas zu fangen. Am 8. erschlugen sie 15 Seehunde auf dem Eise, wo eine ganze Menge lagen.

Am 9. seegelten sie sodann aus dem Eise nach Osten gegen Spitzbergen immer von Nebel und Sturm begleitet. Am 13. sahen sie in der Nacht mehr als 20 Walfische, von denen sie ein Männchen bekamen. Als sie ihm so nahe waren, daß sie ihn mit Lanzen todt stechen konnten, blies er so stark Blut, daß das Meer davon gefärbt wurde. Am 18. landeten sie mit 7 andern Schiffen, worunter 3 Hamburger und 4 Holländer waren, im südlichen Haven von Spitzbergen.



Des Nachts schnitten sie den Speck des an das Schiff gebrachten Walfisches in die Fässer und füllten damit 65 Quarteecken. Am 19. zerriß ihnen ein Ankertau; sie warfen auf einen Walfisch aus 3 Schaluppen 3 Harpunen und stachen schon mit den Lanzen nach ihm; er lief zwischen kleinem Eis mehr als eine halbe Stunde unter Wasser, schloß dann unter das Eis und die Harpunen rissen aus. Sie tödteten 2 schlafende Walrosse auf dem Eise mit Lanzen; diese stellten sich zur Wehr und waren schwer zu überwältigen. Sie sahen auch sehr viele Weißfische (*Dolphinus leucas*). Am 22. sahen sie 6 Walfische und bekamen ein Männchen, also den dritten, welchen ein einziger Mann mit einer Harpune tödtete; er gerieth zwischen das Eis, tobte lang dazwischen und schlug so greulich mit dem Schwanz, daß das Meer stäubte. Als er todt war, machten sie mehrere Schaluppen hinter einander vest und bugsierten ihn ans große Schiff. Sie schnitten ihn sogleich in die Fässer und füllten davon 45 an. Am 29. jagten sie wieder vergeblich hinter Walfischen.

Am 1. July wollten sich 2 Walfische nahe bey ihrem Schiffe paaren. Sie ließen beiden zum Gefallen Schaluppen vom Schiff und die Harpune traf das Weibchen; es lief auf dem Wasser fort, daß man es sehen konnte und schlug mit dem Schwanz und den Finnen oder Vorderfüßen so heftig um sich, daß sie nicht so nahe kommen konnten, um es zu lanzen. Ein Harpunier, der jedoch kühn genug war, sich demselben zu nähern, wurde von ihm mit dem Schwanz über den Rücken so begrüßt, daß ihm fast der Odem ausgegangen wäre. Die in der andern Schaluppe wollten sich nicht schimpfen lassen, sondern eilten auch zum Walfisch; er schlug sie aber mit dem Schwanz um, daß der Harpunier, wie es die Taucher machen, den Kopf unter Wasser verbarg und die andern ihm folgten. Es war kalt; die Zeit im Wasser ward ihnen lang und sie kamen zitternd wieder an das Schiff zurück. An demselben Tage verfolgten sie noch einen Walfisch mit 4 Schaluppen, trieben ihn aber den Holländern zu, welche ihn harpunierten. Das war recht das Brod vor dem Maul weggerissen.

Am 2. fiengen sie den fünften Fisch, ein Männchen,



am 4. den sechsten, ebenfalls ein Männchen, das 45 Quarteeelen Speck gab. Am 3. und 4. haben sie mehr Walffische gesehen als auf der ganzen Reise. Am 5. schossen sie einen vor dem Weihgat; er lief um eine Klippe, woran das Seil hängen blieb; die Harpune riß aus. Er blies das Wasser so stark, daß man ihn auf mehr als eine Meile weit hörte. Am demselben Tag bekamen sie den siebenten, ein Weibchen von 45 Quarteeelen Speck. Neben Ihnen schnitten Holländer den Speck von einem bereits faulenden Walffisch, welcher barst und einen so harten Schlag gab wie ein Canonnenschuß; die Arbeiter wurden so häßlich bespritzt, daß es lächerlich anzusehen war. Sie verloren wieder einen Anker. Am 9. fiengen sie ein Männchen, das unten am Kopfe gelb war und 54 Quarteeelen Speck gab. Am 12. fiengen sie einen weißen Bären mit 2 Jungen, welche wie Fische im Wasser schwammen; auch tödteten sie 10 Walrosse auf dem Eise; die andern kamen auf die Schaluppen los und schlugen Löcher in die Bretter, daß viel Wasser hineinrann und sie der Menge weichen mußten. Darnach trafen sie ein sehr großes schlafend im Wasser an; es wurde harpuniert, lief mit der Schaluppe so schnell fort wie ein Walffisch, kehrte aber bald wieder um und wurde getödtet. Sie sahen nur einen Walffisch; die meisten waren schon von dannen gewichen und die wenig zurückgebliebenen so wild gemacht, daß man ihnen nicht mehr nahe kommen konnte. Am 15. kehrten sie in den südlichen Haven zurück und trafen daselbst 28 Schiffe, davon 8 Hamburger, die übrigen Holländer.

Am 22. traten sie ihre Rückreise an und sahen des Nachts viele Finnfische und so fast täglich bis zum 31., während kein Walffisch mehr zu bemerken war. Sie sahen immer noch Spitzbergen. Am 4. August gieng die Sonne des Nachts unter; am 9. waren sie unter 66°; am 13. sahen sie Hitland; am 31. waren sie in Kuxhaven.

Der Walffisch unterscheidet sich von den andern durch die schwarzen Horntafeln im Maul und von dem Finnfisch durch den Mangel der Rückenfinne. Die Finnen hinter den Augen, nehmlich die Vorderfüße sind mit einer dicken, schwarzen Haut über-

zogen  
Wafel  
Schne  
wie e  
man  
auf d  
Schw  
breit.  
Lefzen  
gebog  
und  
Ausf  
in d  
Wass  
inner  
etwa  
Mit  
kürz  
man  
in  
eine  
wei  
schn  
zu  
Du  
ffsch  
deß  
bel  
nich  
die  
au  
ve  
E  
bo  
G



zogen, mit weißen Strichen sehr schön marmorirt, wie die Masern im Holz, was dem Walfisch ein zierliches Ansehen gibt. Schneidet man sie auf, so findet man darunter Knochen, die wie eine Menschenhand aussehen. Aus den Muskelsehnen kann man Stücke schneiden so groß wie ein Kopf; wirft man sie auf den Boden, so springen sie in die Höhe wie ein Ball. Der Schwanz liegt wagrecht und ist  $3\frac{1}{2}$ , bey den größten 4 Klafter breit. Der Kopf ist der dritte Theil vom Fisch; vorn an den Befzen, unten und oben sitzen kurze Haare; sonst sind sie schwarz, gebogen wie ein lateinisches S, reichen bis hinter die Augen und schließen gut an einander. Vorn in der Unterlippe ist ein Ausschnitt, in welchen der Schnabel hineingeht wie ein Messer in die Scheide; man glaubt, daß er durch diese Höhle das Wasser einzieht, welches er ausspricht. Das Fischbein, welches innerhalb der Oberlippe bis auf die Zunge herunter hängt, ist etwas gebogen wie ein Schwert und unten zerfasert; das in der Mitte 2—3 Mann lang, das vorn und hinten im Maul viel kürzer; jederseits stehen 250 Tafeln so weit von einander, daß man einen Finger dazwischen stecken kann. Das Fischbein steckt in einer Art Zahnfleisch, das sich brechen läßt wie Käse und einen lieblichen Geruch hat. Der Unterkiefer ist vorn gewöhnlich weiß. Die Zunge ist ganz fest angewachsen, groß, weiß, mit schwarzen Flecken, sehr weich, schwammig und fett; daher schwer zu zerschneiden. Man wirft sie deshalb weg, obschon man 5—7 Quarteelen Thran daraus brennen könnte. Sie ist den Schwertfischen oder Sägehayen die angenehmste Speise. Sie tödten deshalb den Walfisch, was Martens selbst gesehen zu haben behauptet. Es sammeln sich viele und lassen von dem Walfisch nicht eher ab, als bis er todt ist. Dann fressen sie nichts als die Zunge und lassen das andere liegen, wie man es an den auf diese Art getödteten Walfischen sieht. Solch ein Kampf verursacht ein heftiges Toben im Wasser mit Schlagen und Springen.

Auf dem Kopfe vor den Augen ist ein Buckel mit 2 gebogenen Blaslöchern wie die eingeschnittenen Löcher auf einer Geige. Daraus bläst er das Wasser, daß es brauset wie ein



Wind, wenn er in eine Höhle geht, oder wie eine Orgelpfeife. Auf diese Weise hört man ihn auf eine Meile Wegs das Wasser ausblasen, wenn man ihn auch gleich nicht mehr sieht. Ist er verwundet, so rauscht das Blasen des Wassers wie die Meereswellen brausen beym härtesten Sturm. Während des Blasens hört er nicht und dann ist er am besten zu harpunieren. Hinter dem Buckel ist der Walfisch mehr eingebogen als der Finnfisch. Der Kopf ist oben nicht ganz rund, sondern flach und schmal und geht flach nieder wie ein Dach. Die Unterlippe ist breiter als irgend ein Theil des Leibes. Die ganze Gestalt des Thiers gleicht von unten einem Schusterleisten. Zwischen dem Buckel und den Finnen, ganz niedrig am hintern Ende der Oberlippe, sitzen die Augen, nicht viel größer als Ochsenaugen, mit Lieder und Haaren geziert wie die Augen des Menschen. Die Crystalllinse ist nicht viel größer als eine Erbse. Bauch und Rücken sind ganz rund, jener meist sammet- oder kohl-schwarz, der Bauch aber gemeinlich schön silberweiß; etliche sind auch auf dem Rücken und am Schwanz marmoriert; es gibt auch halb weiße und sogar ganz weiße. Naß sieht sie aus wie beym Thal; man kann aber darauf gehen, weil sie sammt dem Fleisch einen Eindruck bekommt. Liegen sie etliche Tage todt, so dringt das stinkende Fett durch die Schweißlöcher wie gährendes Bier. Ihre 2 Güter in den Weichen haben Striche wie die der Kähe. Man hat nie mehr als 1 oder 2 Junge bey ihnen gefunden.

Aus den getrockneten Sehnen am Schwanz flechten die Schiffsleute Peitschen. Die Knochen enthalten Mark wie bey den vierfüßigen Thieren. Die Unterkiefer sind gewöhnlich 20 Schuh lang und werden häufig von den Schiffsleuten mit nach Hause gebracht. Das Fleisch ist grob und hart wie Stierfleisch, dürr und mager und mit vielen Sehnen durchwachsen. Das am Anfang des Schwanzes läßt sich essen, schmeckt aber schlechter als Rindfleisch. Das Fett bey ihnen sitzt, wie bey den Seehunden, nicht zwischen dem Fleisch, sondern allein unter der Haut  $\frac{1}{2}$ —1 ganzen Schuh dick, in der Unterlippe über 1 Elle dick; aus einem Vorderfuß kann man eine halbe Quarteele Speck schneiden. Der Schwanz ist besonders voll dicker Sehnen; er



muß sich damit kehren und wenden wie ein Schiff durch das Steuerruder; die Vorderfinnen sind die Ruder. Damit kommt er so schnell vorwärts wie ein Vogel und läßt hinter sich einen Strich wie ein schnellsegelndes Schiff.

Die spitzbergischen Walfische sind lang 50—60 Schuh und liefern 70, 80—90 Quarteeelen oder Fässer Speck. Die Nordcaper Walfische (sogenannt, weil sie zwischen Spitzbergen und Norwegen gefangen werden) sind kleiner und geben nur 10, 20—30 Quarteeelen Speck.

Der größte, den sie gefangen haben, maas 53 Schuh und gab 73 Quarteeelen oder Fässer Speck; der Schwanz war  $3\frac{1}{2}$  Klafter breit. Von einem andern, der nicht länger war und keinen breitem Schwanz hatte, wurden 130 Quarteeelen Speck geschnitten, ein Beweis, daß es magere und fette gibt, und der Unterschied nicht in der Länge, sondern in der Dike liegt. Daher kann man die fettern auch leichter fangen. Die Oberhaut ist dünn wie Pergament und zu nicht viel zu brauchen; die Mädchen wickeln sie um die Kunkeln oder benutzen sie zu Knüppelkissen. Die Haut darunter ist daumensdick, aber als Leder unbrauchbar, weil sie getrocknet so brüchig wird, wie ein Pils.

Sie fürchten sich vor den Menschen und den Schaluppen, und man hat kein Beyspiel, daß sie von selbst auf einen Menschen los gegangen wären, obschon sie zufällig die Schaluppen zu Splintern schlagen. Seine Stärke zeigt sich aber vorzüglich in seinem Lauf, indem er schneller als ein Schiff segelt, etliche Tausend Faden Strick fortzieht, daß einem die Ohren sausen, grün vor den Augen wird und Schwindel im Kopf entsteht.

Ein gutes Zeichen von einem reichen Walfischfang ist es, wenn sich viele Weißfische (Wetzwale) sehen lassen; dagegen ein schlechtes Zeichen, wenn man viele Seehunde sieht, weil sie, wie man behauptet, dem Walfisch die Speise wegsträßen.

Sobald man einen Walfisch sieht oder blasen hört, wird im Schiff gerufen fall, fall; und dann springen 6—7 Mann je in eine Schaluppe und rudern dem Walfisch zu, auf welchen der Harpunier die Harpune wirft, wo möglich hinter das Blasloch, weil er dann bald Blut ausbläst; daran ist ein Seil,



80—100 Faden lang und in mehrere Kreise gelegt, damit es sich bey dem Abwinden nicht verwirrt. Wenn der Walfisch schnell sinkt, so entzündet sich das Holz, über welches das Seil läuft, und daher mag es immer mit einer nassen Zwehle befeuchtet werden. Auf dem Kopfe reißen die Harpunen leicht aus, weil wenig Speck auf den Knochen liegt. Sobald der Walfisch nachläßt und das Seil locker wird, zieht man es wieder ein. Am leichtesten sind sie zu überraschen in der Nähe des Eises, weil sie daselbst wegen des Geräusches der Brandung das Rudern nicht hören. So oft er herauf kommt, erhält er neue Harpunen. Manche schwimmen aber auch nur an der Oberfläche fort und dann hört man ihre Blasen wie das Säusen einer Kanonenkugel; wird er matt, so kann er das Wasser nicht mehr in die Höhe treiben und es lautet nur, wie wenn Wasser in einen leeren Krug rinnt, den man unter Wasser hält. Wenn sie in der Nähe Blut blasen, so bespritzen sie die Schaluppen und die Männer darinn, daß sie ganz häßlich aussehen. Solchen verwundeten folgen die Mallemurken zu Tausenden, setzen sich auf ihren Rücken und beißen Stücke aus. Endlich werden sie mit Lanzen todt gestochen, was aber eine gefährliche Sache ist. Die fetten schwimmen oben auf, die mageren dagegen sinken unter und kommen erst nach einigen Tagen wieder empor, aufgebläht von der Fäulniß und plätschend mit einem fürchterlichen Knall und Gestank, so daß sich davon die Augen entzünden. Das Fleisch ist voll weißlicher Maden, wie Regenwürmer gestaltet. Zuerst haut man ihm den Schwanz ab, weil er das Rudern der Schaluppen hindert. Dann bindet man hinten daran ein Seil und bugseret ihn mit 4—5 Schaluppen zum Schiff, an welches er gebunden wird. Dann springen 2 Speckschneider ihm auf den Rücken; sie haben unter den Absähen spitzige Nägel, damit sie nicht ausrutschen. Zuerst schneiden sie ein großes Stück hinten vom Kopfe in der Nähe der Augen rings um den ganzen Walfisch ab: es heißt Kenter-Stück und reicht vom Wasser bis zum Mastkorb in der Mitte des Mastbaums, wenn der Walfisch einer der größten ist. Daraus kann man seine Dicke ermessen. In dieses Stück wird ein Loch gemacht,



ein Strick durchgezogen und an den Mastbaum gebunden, theils damit das Thier über dem Wasser gehalten, theils auch umgedreht wird; nun werden ähnliche Stücke kreisförmig ausgeschnitten, ins Schiff gewunden und dort in kleinere, viereckige Stücke geschnitten,  $\frac{1}{2}$  Elle lang. Dieses kommt sodann auf einen Tisch und wird in noch kleinere Stücke getheilt; die Schwarte wird ins Wasser geworfen. Vom Tisch wird der Speck in eine bretterne Rinne geworfen, von da in einen Beutel geschaufelt, aus welchem er in einen Trichter fällt und von da in Fässer oder Quarteeulen unten im Schiffe, worinn er bleibt, bis man Thran daraus brennen kann.

Nachdem der Speck von der einen Seite abgeschnitten, wird, ehe man das Thier umkehrt oder kentert, das Fischbein derselben Seite in einem Klumpen herausgeschnitten, so schwer, daß alle Männer im Schiff genug daran aufzuwinden haben: dann werden die Tafeln getrennt und gereinigt.

Ist aller Speck abgeschnitten, so überläßt man das Nas den Meervögeln, welche sich jedoch lieber an den Speck als an das Fleisch machen; auch die weißen Bären finden sich gern dabey ein; aber zu dieser Zeit fällt ihnen das Haar aus und ihre Haut ist wenig werth.

Der Thran wird von den Franzosen in den Schiffen gebrannt, wobey aber nicht selten ein Schiff in Rauch aufgeht. Die Deutschen brennen den Thran erst zu Hause, schütten den Speck aus den Fässern in einen großen Trog und aus diesem in einen flachen Kessel, der 2 Fässer hält. Darunter kommt Feuer, daß das flüssige Fett ausbrät; dann schöpft man es auf große Siebe über Trögen mit Wasser, worauf der Thran schwimmt und das Blut zu Boden sinkt; was im Sieb bleibt, wird weggeworfen. Durch Rinnen läuft das Fett bis in den vierten Trog mit Wasser, wodurch es immer klarer wird; endlich in Fässer.

Ein mäßiger Walsfisch wird auf 1000 Thaler geschätzt.

Martens hat 2 Abbildungen des Walsfisches gegeben auf T. 9., welche über 100 Jahre lang die einzigen waren, die man hatte. Blumenbach hat nachher im zehnten Hefte seiner



Abbildung, 1810. F. 94. eine Abbildung aus Hessel Gerards Werk (*Descriptio geographica Transitus supra terras americanas in Chinam*) mitgetheilt, welche für besser gehalten worden. In der neuern Zeit hat aber Scoresby die beste Abbildung geliefert.

Die zuverlässigsten Nachrichten über die Walfische haben wir von W. Scoresby in der neuesten Zeit erhalten. Er ist nicht bloß ein Grönlandsfahrer, sondern auch überhaupt ein gebildeter Mann, der wissenschaftlich zu beobachten und zu beschreiben versteht, was leider seine Vorgänger nicht konnten und überall Lücken ließen.

Da in der Bassinsbay in der letzten Zeit viele Schiffe zu Grunde gegangen sind, so entschloß er sich, im Sommer 1822 mit einem Schiff von 321 Tonnen an die Ostküste von Grönland zu seegeln. Es fuhr am 27 März ab; sie trafen schon am 14. April flöhendes Eis in der Nähe der Färber; am 25. waren sie unter 75° Breite, und die Sonne gieng nicht mehr unter. Sie nahmen nun ihre 7 Boote zwischen den Berdecken hervor, und rüsteten sich auf die Walfische. Am 27. waren sie unter 80°, in der Nähe des Vorgebirges Hakluyt, wo sie eine Menge Walrosse auf dem Eise liegen sahen. Da sie in so hoher Breite nichts bekamen, so seegelten sie wieder südlicher und westlich Grönland zu, kamen am 22. May unter 76°, und sahen eine Menge Narwale, wovon ein junger gefangen wurde. Sie machten sich nun in das Treib-Eis, um Walfische zu finden, von denen sie auch 2 sahen, später wieder 3, und mehrere andere hörten sie im Nebel blasen. Endlich wurde am 1. Juny einer mit der Harpune getroffen; er kam erst nach 40 Minuten wieder herauf und wurde sodann abgethan. Man schnitt Speck und Fischbein aus, was 4 Stunden dauerte. Nicht weit davon hatte ein Schiff von Altona auch einen gefangen. Am 2. Juny sahen sie wieder viele Walfische, durften aber keine fangen, weil es Sonntag war; die Altonaer jedoch hatten alle Boote nach ihnen ausgesetzt. Den andern Tag spielten zwischen den Eisbergen, an verschiedenen offenen Stellen Truppen von Walfischen, 5—6 beysammen, waren aber nicht zu bekommen. Ein harpu-



nierter zog die Leine über  $1\frac{1}{2}$  engl. Meilen aus dem Boote, und versteckte sich bald da, bald dort zwischen dem Eis, bis endlich die Harpune nach 12 Stunden ausriß. Später traf man einen andern, er zog nur 480 Faden aus, kam dann wieder hervor und wurde nach  $1\frac{1}{2}$  Stunden getödtet. Das Fischbein war 10 Schuh lang, und der Thran wurde auf 15 Tonnen geschätzt, die Tonne zu 2 Centner. Narwale zu 15—20 spielten oft um sie herum, meistens bloß männliche Thiere.

Am 5. waren sie mit dem Eis südlich getrieben, bis  $74^{\circ}$ . Am 12. sahen sie in der Nähe von Grönland wieder einen Walfisch, und erlegten einen weißen Bären. Am 20. sahen sie gegen 100 Walfische beisammen; einer wurde harpuniert, aber der Harpunier, dem sich das Seil um den Arm schlang, unter Wasser gezogen; der Fisch entkam. Die Schnelligkeit, womit diese Thiere anfangs fallen, beträgt in der Secunde 13—15 Schuh, oder 8—9 engl. Meilen in der Stunde. Drey andere Schiffe hatten indessen 4 Walfische gefangen. Um diese Zeit seegelte schon einer von Bremen mit voller Ladung nach Hause, was für sie, die fast noch nichts gefangen hatten, ein niederschlagender Anblick war. Am 24. wurde wieder einer harpuniert; die Harpune gieng aber los, als er 300 Faden nach sich gezogen hatte. Des Abends zog ein anderer 980 Faden aus, wurde aber binnen 3 Stunden getödtet. Es war ein guter Fang, den man wenigstens auf 20 Tonnen Thran und 20 Centner Fischbein schätzen konnte. Die längsten Barten maasßen 11 Schuh.

Am 26. waren sie unter  $71^{\circ}$  nicht weit von Grönland, sahen wieder einige Walfische an den Eissfeldern, beschäftigten sich aber den Speck in die Fässer zu bringen. Sie erlegten einen Narwal, der 15 Schuh lang war und 9 Schuh im Umfang hatte, der Zahn 7 Schuh 6 Zoll. Am 1. July zeigten sich wieder einige Walfische, am 2. eine ganze Menge in einer Bucht von Treib-Eis. Alle Boote verfolgten sie den ganzen Tag vergebens, weil das Wasser ruhig war, und die Thiere jede Annäherung wahrnahmen. Abends wurde einer harpuniert: er blieb eine ganze Stunde unsichtbar, kam dann ermattet dicht neben dem Schiff herauf, erhielt noch eine Harpune und mehrere Lanzenstiche, daß er in wenig Minu-



ten starb. Die Ermattung kam ohne Zweifel daher, daß er zu lang unter Wasser verweilt hatte. Der Waldfisch trägt sich überhaupt sehr verkehrt bey seiner Verwundung: bliebe er auf der Oberfläche und gieng schleunigst in gerader Richtung fort, oder erwartete er den Angriff seiner Feinde, und triebe sie mit gehörigen Schlägen seines furchtbaren Schwanzes zurück; so würde er oft siegreich aus dem Kampfe gegen den Menschen gehen, dessen Stärke und Größe kaum  $\frac{1}{1000}$  der seinigen beträgt. Dasselbst wurden auch noch 2 weibliche Narwale erlegt, 13 Schuh lang, der Zahn 4 Schuh. Am 8. July sahen sie Finnfische; am 15. wurde ein junger Waldfisch gefangen; sein Fischbein war nur 2 Schuh 8 Zoll lang, dennoch gab er 6 Tonnen Thran. Der Kopf wurde auf das Verdeck gezogen, und dann auch der Rumpf, nachdem der Speck abgenommen war. Große Thiere bleiben größtentheils unter Wasser liegen, und können daher nicht gehörig untersucht werden.

Ein Säugling ist lang 19 Schuh, Umfang 14 Schuh, 5 Zoll; die Haut  $1\frac{3}{4}$  Zoll dick, an einem ausgewachsenen Thier noch einmal so dick; der Speck 5 Zoll. Das längste Fischbein nur 12 Zoll, und der äußere Theil nur 6 Zoll, ohne die vielen Fasern, womit die Alten Krabben und andere kleine Thiere festhalten. Das Zwerchfell 2 Zoll dick; in die Drosselschlagadern kann man einen Arm stecken; das Hirn nur 3 Pfund und 24 Loth, das des Menschen 4 Pfund; die Speiseröhre kaum  $2\frac{1}{2}$  Zoll weit; die Naslöcher 4 Zoll lang, bey einem ausgewachsenen 10; die Oeffnung des Ohrs nur 2 Linien. Der Schädel 6 Schuh lang, bey einem ausgewachsenen 20,  $5\frac{1}{2}$  hoch, 4 breit. Der Inhalt des ganzen Leibes mag 174 Cubischschuh betragen. Da er nun ziemlich so schwer wie das Wasser ist, so beträgt sein Gewicht 5 Tonnen, die Tonne zu 2240 Pfund, mithin im Ganzen 11200 Pfund. Einen der größten Waldfische von 60 Schuh Länge, mit einem Kopf von 20 Schuh Länge und 12 Schuh Dicke, kann man demnach wohl auf 100 Tonnen anschlagen.

Der Waldfisch nährt sich von den kleinsten Insecten und Schnecken; sein weiter Rachen setzt ihn in Stand, einige Tonnen Wasser auf einmal ins Maul zu nehmen; die beiden Reihen



von zerfasertem Fischbein bilden eine Art Filtriermaschine, wodurch er alle im Wasser enthaltenen Körper, wären sie auch nur von der Größe eines Nadelkopfes, aussondern kann. Der Finnfisch nährt sich von Haringen, Makrelen u. dgl.; daher ist sein Fischbein kürzer, stärker, weniger dicht beysammen, bildet daher kein so gut Seihzeug. Die Naslöcher liegen auf der höchsten Stelle des Kopfes bey der wagrechten Lage des Thiers, welches durch den gleichfalls wagrechten Schwanz sich eben so bequem heben und senken kann, wie der Fisch sich von einer Seite zur andern schnellen kann. In den Naslöchern liegt ein dicker Muskel, welcher sich wie eine Klappe schließt, wann das Thier sich in die Tiefe herabläßt, und mithin einen starken Wasserdruck erleidet.

Der Walfisch bildet den vornehmsten Handelszweig der Polargegenden, da er viel mehr Thran liefert als irgend ein anderes Thier, und wegen seiner Furchtsamkeit und mindern Behendigkeit auch leichter gefangen wird.

Die Menschen haben früher aus Hang zum Wunderbaren, da ihnen alles Große noch nicht groß genug ist, von Walfischen geredet, welche 80—100 Schuh lang gewesen, und behauptet, daß sie noch früher, als man ihnen weniger nachgestellt, und sie daher Zeit gehabt hätten, gehörig auszuwachsen, 150—200 Schuh lang geworden wären. So groß sind sie heut zu Tage nicht mehr. Von 322, welche Scoresby hat fangen helfen, ist keiner über 60 Schuh lang gewesen; der größte maßt 58. Vor 20 Jahren wurde einer bey Spitzbergen gefangen, dessen Fischbein 15 Schuh lang gewesen; er selbst aber noch nicht 70. Nach Carl Gieseke wurde im Jahr 1813 bey Godhab ein Walfisch gefangen, der 67 Schuh lang gewesen, eine große Seltenheit. Es läßt sich aber auch erweisen, daß sie vor 2 und 300 Jahren nicht größer gewesen. Die damaligen Seefahrer geben ihnen nicht mehr; Fischbein von 10—12 Schuh war schon sehr groß, und 25 Tonnen Thran sehr viel. Auch Martens spricht von keinem größeren.

Ein ausgewachsener hat hinter den Finnen 30—40 Schuh im Umfang, Kopflänge 16—20, Breite 10—12; die Unterlippe



ist so ausgeschweift, daß sie, von vorn gesehen, die Gestalt eines lateinischen U hat. Steht das Maul offen, so hätte ein bemanntes Boot darin Platz, denn es ist 15—16 Schuh lang, 8 breit und 10—12 hoch. Die Finnen stehen 2 Schuh hinter den Mundwinkeln, 7—9 Schuh lang, 4—5 breit; der Oberarm 2 Schuh dick. Sie können damit nicht auf ihren Rücken reichen, und mithin das Funge nicht darauf halten. Der Schwanz ist nur 5—6 Schuh lang, aber 18—24 breit, mondformig. Die kleinen Augen liegen 1 Schuh hinter und etwas über den Mundwinkeln. Die Naslöcher liegen 16 Schuh hinter der Schnauze; es wird ein feuchter Dunst, mit Schleim vermischt, aus ihnen gestoßen, wenn das Thier athmet, aber kein Wasser, wofern nicht das Ausathmen unter der Oberfläche des Meeres geschieht. Die gewöhnliche Länge des Fischebeins ist 10—11 Schuh, die Breite 12 Zoll; die größte Tafel wiegt 7 Pfund; in jeder der 2 Reihen stehen 300; das ganze Gewicht schätzt man auf eine Tonne, auch wohl  $1\frac{1}{2}$  oder 33 Centner.

Auf dem vordersten Theile beider Lippen sieht ein dünner Bart aus wenigen kurzen, weißen Haaren (S. 87.). Die beiden Guter stehen 2 Schuh von einander, und sind beim todten Thier zurückgezogen. Die Milch gleicht der von andern Säugthieren.

Die Färbung ist schwarzgrau, eine Mischung von schwärzlichbraun auf weißem Grunde; Rücken, der größte Theil des Oberkiefers, ein Theil des Unterkiefers, ein Theil des Schwanzes sammet-schwarz; die Zunge, der vordere Theil des Unterkiefers, Lippe und ein Theil des Bauches sind weiß; Augenlieder, Schwanzwurzel, Gelenke der Finnen grau. Ältere Thiere sind größtentheils grau und weiß. Es gibt auch ganz schäckige; die jüngern sind bläulichschwarz, und die Säuglinge blau oder bläulichgrau.

Die Oberhaut ist nicht dicker als Pergament, und läßt sich leicht abziehen; die darunter liegende Schleimhaut,  $\frac{3}{4}$  Zoll dick, besteht aus senkrechteten Fasern; darunter kommt erst die ächte Lederhaut  $\frac{1}{4}$  Zoll dick, weiß und zäh. Sie liegt unmittelbar auf dem Speck, der rings um den Leib geht, 8—20 Zoll dick ist, gelblichweiß; bey ältern roth, wie das Fleisch des Lachses.



Die Lippen bestehen fast ganz aus Speck, und jede gibt 1—2 Tonnen Thran; die Zunge besteht aus einer weichen Art von Fett, das weniger Thran gibt; auf dem Schwanz ist der Specküberzug am dünnsten. Der Thran ist in Zellen des Specks enthalten, welche durch Sehnenfasern mit einander verbunden sind. Der Thran wird durch Hitze herausgetrieben, und er geht auch von selbst heraus, wenn die Sehnenfasern faulen. 4 Tonnen Speck geben 3 Tonnen Thran, wovon eine Tonne 252 Gallonen hält oder 1933 Pfund. Walfische, welche 20 Tonnen Thran geben, sind nicht selten; man hat auch schon gefangen von 30 Tonnen. Bey einem 60 Schuh langen und 70 Tonnen schweren Thier wiegt der Speck 30 Tonnen, die Knochen des Kopfes, das Fischbein, die Finnen und der Schwanz 8—10, der übrige Theil des Rumpfes 30—32. Das Fleisch der jungen Walfische ist roth, und schmeckt gebraten wie verbes Rindfleisch; das von alten ist fast schwarz und sehr grob. Die meisten Muskeln des Rumpfes dienen zur Bewegung des Schwanzes, welcher aus 2 nehartigen Lagen von Sehnen besteht, woraus man in Holland Leim siedet. Die Knochen sind sehr porös, und schwimmen, wenn der Thran herausgeträufelt ist. Zahl der Rippen 13.

Geräusch oder Geschrey in der Luft bemerken sie nicht, aber das geringste Plätschern im Wasser kann sie verscheuchen. Ihr Gesicht ist scharf; sie bemerken einander in klarem Wasser in sehr weiter Entfernung; in die Luft reicht aber ihr Gesicht nicht weit. Sie haben keine Stimme; ihr Athemholen aber oder Blasen macht ein lautes Geräusch; der Dunst, den sie ausstoßen, steigt einige Ellen hoch und sieht aus wie Rauch. Ist das Thier verwundet, so ist der Dunst oft mit Blut gefärbt, und bey Annäherung des Todes strömt bisweilen lauter Blut heraus. Sie blasen am stärksten und lautesten, wenn sie in vollem Laufe sind, wenn sie aufgeschucht und in Unruhe versetzt werden, oder wenn sie lang unter Wasser gewesen sind. Die Bewegung vorwärts geschieht durch Schläge mit dem Schwanz; die Finnen sind wagrecht ausgestreckt, und halten den Leib im Gleichgewicht; denn in dem Augenblick, wo das Thier stirbt, fällt es auf die



Seite oder gar auf den Rücken. Sie dienen auch zur Uenderung der Richtung.

Ungeachtet ihres plumpen Körpers sind die Bewegungen doch keineswegs ungeschickt und langsam: in 5—6 Secunden sind sie außer dem Bereich ihrer Verfolger; von einer Harpune getroffen schießen sie wie ein Pfeil fort, was jedoch nur wenige Minuten dauert. Die gewöhnliche Bewegung beträgt in der Stunde selten mehr als 4 engl. Meilen oder 2 Stunden. Bisweilen springt er zum Zeitvertreib über das Wasser herauf, stellt sich auf den Kopf und schlägt mit dem Schwanz das Wasser zu Dunst, wobey man das Getöse meilenweit hört. Zum Athmen braucht er gewöhnlich 2 Minuten, und bläst 8 oder 9 mal; dann bleibt er 5—10 Minuten aus; geht er der Nahrung nach, 15—20. Er geht nicht tief, außer wenn er verwundet ist, und dann in solcher Geschwindigkeit, daß ihm bisweilen die Kiemladen durch das Aufstoßen auf dem Boden zerbrechen. Man hat ihn sehr selten schlafend angetroffen.

Sie paaren sich in der letzten Hälfte des Sommers, und die ersten Jungen sieht man Ende Aprils, also nach 9 oder 10 Monaten. Sie haben nur 1, höchstens 2 Junge in der Größe von 10—14 Schuh; es folgt der Mutter über ein Jahr lang, bis es durch das Wachsthum des Fischbeins sich selbst ernähren kann. Man schätzt das Alter eines Walfisches, dessen Fischbein 6 Schuh lang ist, auf 12 Jahre, und glaubt, daß er in 20 bis 25 Jahren ausgewachsen sey.

Ungeachtet des Stumpfsinnes dieser Thiere ist doch die mütterliche Liebe sehr thätig. Man fängt daher das Junge, ob schon es kaum eine Tonne Thran gibt, um die Mutter herbey zu locken. Sie kommt auch sogleich dem verwundeten Jungen zu Hilfe, steigt mit ihm an die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an fortzuschwimmen, sucht ihm bey der Flucht behilflich zu seyn, indem sie es unter ihre Flosse nimmt, und verläßt es selten, so lang es noch lebt. Dann ist es gefährlich, sich ihr zu nähern; aus Angst für die Erhaltung ihres Kindes setzt sie alle Rücksicht bey Seite, fährt mitten durch ihre Feinde, und bleibt



bey ihrem Jungen, selbst wenn sie schon von mehreren Harpunen getroffen ist.

Ob schon manchmal eine Menge Walfische beysammen sind, so kann man doch nicht sagen, daß sie heerdenweise leben: denn meistens trifft man nur einen oder zwey an; bloß Ueberfluß an Futter oder günstige Lage des Eises führt bisweilen viele an einen Platz; die Zahl der Männchen scheint vorherrschend; unter 124, welche binnen 8 Jahren von einem Schiff gefangen wurden, waren 70 Männchen.

Die Walfische finden sich im ganzen Eismeer rings um die Erde, bey Grönland und der Davisstraße, Baffins- und der Hudsonsbay, und auch zwischen America und Asien, aber nie in der Nordsee; dagegen wird ein ganz ähnlicher in der heißen Zone, zwischen Africa und America häufig gefangen. Es sitzt auf ihm gewöhnlich die Meer-Eichel (*Coronula diadema*), welche sich nie auf dem nördlichen findet.

Man hat behauptet, der Narwal wäre des Walfisches größter Feind, und renne ihm oft den Zahn durch den Leib; allein man findet sie oft in größter Eintracht neben einander, und die Grönlandsfahrer halten ihn für einen Vorboten desselben. Der Sägefisch mag sein Feind seyn, auch der große Hai, der ihm aber wenig wird anhaben können. Bisweilen findet man Spuren von seinem Biß in dessen Schwanz.

Die Bewohner der nördlichen Küsten essen das Fleisch, die Eskimalen auch die Haut, und trinken den Thran beym Fischfang wie die Matrosen ihren Schnaps. Aus der Haut des Bauches werden Kleider gemacht, aus dem Bauchfell Fenster, aus den Knochen Sparren zu den Hütten, die Rippen zu den Nachen und zu Harpunen, die Flechsen zu Zwirn, womit Kleider und Zelten genäht werden.

Sechs Wochen lang wurde fast kein Walfisch mehr gesehen. Erst am 15. August, wo die Sonne wieder untergieng, sich wieder Sterne zeigten und das Meer des Abends schon anfieng zu gefrieren, hörte man in der Nähe des Landes mehrere blasen, wovon 3 gefangen wurden. Es war unter 72°. Man schätzte sie auf 60 Tonnen Thran und 3 Tonnen Fischbein, zusammen



Werth 3100 Pfund Sterling. Es waren lauter Männchen, was anzudeuten schien, daß sich die Weibchen um diese Zeit zurückziehen. Am 27. August kehrten sie um, und kamen am 30. aus dem Eis; am 5. September waren sie bey den Färöern; am 18. zu Hause. Scoresbys Tagebuch einer Reise auf den Walfischfang, übers. von Kries, 1825. 171.

Theils die Aeußerungen von Scoresby, theils die anatomischen Untersuchungen von Prof. Baer veranlaßten den letztern, viele wichtige Gründe gegen das Ausströmen des Wassers aus den Naslöchern vorzubringen und dasselbe überhaupt zu bezweifeln, wenigstens höchst unwahrscheinlich zu machen. Isis 1826. 811.

Duoy und Gaimard erklären ausdrücklich gegen Scoresbys Meynung, daß sie in der Südsee, bey 30 Centigrad, Wasserstrahlen von den Cachaloten und andern Walen haben auswerfen sehen, wo mithin der Athem nicht aus Kälte zu Dunst gerinnen konnte. Sie stoßen übrigens nicht bey jedem Athemzug Wasser aus. Man bemerkt endlich solche Strahlen auf eine halbe, ja ganze Stunde weit, was doch unmöglich bey bloß verdichtetem Athem seyn könnte. Bey Meerschweinen haben wir selbst im Winter, in kalten Ländern, nie verdichteten Athem oder gar Wasserstrahlen gesehen, obschon sie laut schnaufen, fast wie eine Rakete; eben so wenig sahen wir die Delphine in der heißen Zone blasen, während es doch die Walfische thaten. Das Ausathmen unter Wasser würde nur ein Sprudeln hervorbringen, aber keinen Strahl, der wie ein feiner Regen niederfällt. Freycinet, Voyage 1824. p. 77.

Faber, der sich mehrere Jahre auf Island aufgehalten, und eine Menge Wassersäulen von 12—18 Ellen von Walfischen hat ausgehen sehen, erklärt, daß er sich darum nicht bekümmere, ob das Ausströmen anatomisch möglich sey oder nicht; aber das, was er gesehen habe, lasse er sich nicht absprechen. An Jütland blieb ein Schnabelwal auf dem Strand und lag so, daß das Maul im Wasser, die Naslöcher über demselben waren. Mehr als 20 Menschen, die nur 15 Schritte davon standen, sahen, daß er beständig Wasser aus dem Spritzloch



empor warf. Landt und L yngbye versichern, dasselbe bey dem Grindwal auf Färö gesehen zu haben. Isis 1827. S. 858.

Dagegen hat Baer wieder Erinnerungen gemacht, und die Vermuthung aufgestellt, daß das ausgespritzte Wasser von oben hineingekommen seyn könnte, und daher nur bey dem ersten Athmen ausgespritzt werde, wie er etwas Aehnliches bey einer Mönchsrobbe beobachtet habe. Auch Gaimards Beobachtung hält er nicht für beweisend. Isis 1828. 927.

Krüster sah bey Sardinien 16 Schuh lange Delyphine dicht am Schiffe Wasser 6 Schuh hoch aus der Nase treiben, aber nur bey dem ersten Athmen, nachdem sie aus dem Wasser gekommen waren. Das Ausspritzen dauerte nur wenige Secunden, und die Menge des Wassers war so gering, daß es nur das von oben in die Spritzlöcher gedrungene seyn konnte. Isis 1835. S. 85.

Alles zusammengenommen scheint für ein Austreiben von wirklichem und vielem Wasser zu sprechen, und zwar von solchem, welches aus dem Maule kommt: sonst könnte es nicht 8—12 Ellen hoch spritzen und auf eine so große Entfernung gesehen werden. Meyen spricht wieder für das Ausspritzen des Wassers. Reise um die Erde, 1834. I. S. 141.

Vom Fang der Wale durch die Wilden Americas erzählt Aosta Folgendes: Unter anderem verdient am meisten Bewunderung der Kampf der Indianer mit den Walfischen, wie man es mir erzählt hat. Man könnte es zugleich ein lustiges Schauspiel nennen: denn was ist wohl lächerlicher, als zu sehen, wie ein einziges Männlein einen Walfisch, so groß wie ein Berg, mit einer kleinen Schnur gleichsam im Triumphe herbeyführt; die Indianer von Florida, wo es viele Walfische gibt, besteigen einen Kahn und treiben ihn bis an die Seite eines Wals; dann springt ein Indianer dem Fisch auf den Rücken, hockt eine Zeit lang nieder, um den gelegenen Augenblick abzuwarten, wo er einen spitzen Pfahl in ein Nasloch stecken kann, den er sodann mit einem Stock einreibt, so weit er kann. Der Walfisch schlägt wüthend um sich, erregt Wogen wie Berge, taucht mit Hestigkeit unter, kommt aber sogleich wieder herauf, und weiß nicht vor Wuth, was er



thut. Nichtsdestoweniger sitzt während dieser Zeit der Indianer wie der geübteste Reiter unbeweglich auf seinem Pferd, und schlägt endlich auch den zweyten Pfahl in das andere Nasloch, springt darauf in seinen Kahn, entfernt sich etwas und läßt das Seil, welches er an den Fisch geheftet hat, nach, zieht es aber allmählich an, und der Fisch, welcher, so lang er tiefes Wasser hat, fürchterlich wüthet, folgt seinem Führer ganz langsam nach, und bleibt, sobald er auf seichten Boden kommt, wegen der unbeholfenen Last seines Leibes unbeweglich liegen. Dann laufen die Indianer voll Hoffnung auf die Beute in Menge herbey, bringen das Thier vollends um und zertheilen das Fleisch Mann für Mann. Es wird getrocknet, in Mehl und endlich in Brod verwandelt, das sich lange hält. Acosta, Hist. nat. des Indes, 1600. 8. p. 103. (Nieremberg, Hist. nat. 1635. p. 262.) Das fordert in der That großen Glauben!

b. Martens spricht von einem Walfisch, den man Nordcaper

nennt, weil er zwischen Spitzbergen und Norwegen gefangen wird; er ist nicht so groß wie die Spitzbergischen, und liefert nur 10, 20—30 Quarteelen Speck. Sie sind gefährlicher zu tödten, weil sie viel geschwinder sind, im Wasser springen und toben und gewöhnlich den Schwanz über dem Wasser halten, daß man nicht so nahe kommen kann, um sie zu lanzen. Sie gehen auch südlicher, und man hat bey Hülant einen gefangen, der mehr als eine Tonne Haring verschluckt hatte. D. selbst hat auch Martens einen solchen Nordcaper mit einem Sägfisch in heftigem Kampfe gesehen.

Man hat dieses Thier für eine eigene Gattung gehalten (*B. glacialis, musculus*),

wovon man aber jetzt zurückgekommen ist, weil niemand weiter einen Unterschied gefunden hat. Martens Reise S. 106. 107. 108. Nun hält man sie für jüngere Bartenwalfische; allein ihr Haringfang scheint dieser Meynung nicht günstig. Meines Erachtens sind es theils junge Finnfische, deren Rückensflosse verloren gegangen ist, theils Grinden-Delphine, welche die Seefahrer mit einander verwechseln.



Nach Andersons Nachrichten sind seine Kiefer nicht so länglich, sondern mehr rundlich, und auf ihm sitzen die Meerseicheln, nicht aber auf dem gemeinen oder großen Walfisch, welcher überdieß an Island sich selten zeigt, während der Nordcaper daselbst beständig hauset, und den Isländern großen Nutzen gewährt.

Da diese aus Mangel an Fahrzeugen und Geräthschaften in freyer See nichts ausrichten können; so benutzen sie seine Lebensart, um ihn auf bequemere Weise zu fangen. Da er nehmlich von Häringen lebt, und denselben sehr gierig in die Fiorden oder Buchten folgt; so geräth er nicht selten, wie schon Claus Magnus bemerkt (Hist. g. s. lib. XXI. cap. II.), in seichtes Wasser, oder wird wenigstens von den Isländern hineingetrieben, wo er strandet. Er soll, wenn es ihn hungert, die zerstreut schwimmenden Haringe zusammentreiben, gegen den Strand jagen, sodann durch eine kleine Wendung seines großen Leibes einen Wirbel im Wasser veranlassen, und dadurch diese Fische so nahe zusammenbringen, daß er nur den Rachen zu öffnen braucht, um sie tonnenweise, wie in einem Strudel, in denselben zu ziehen und zu verschlingen. Sobald sie einen solchen Walfisch hinter den Häringen sehen, werfen sie sich umgesäumt mit Harpunen, Spießen und Messern in ihre Boote, und rudern hinter ihn, das heißt zwischen ihn und das offene Meer, um ihn gegen das Land zu treiben. Weht der Wind nach dem Strande, so schütten sie eine Menge zu diesem Zwecke mitgenommenes Blut ins Wasser, lassen es dem fliehenden Fisch zutreiben, und fahren allmählich nach. Kehrt er nun in der Angst um, und geräth er an das Blut; so scheut er sich hindurch zu schwimmen und wendet sich lieber wieder nach dem Lande, wo er zwischen den Scheeren strandet. Von dieser Blutscheu redet schon Plinius (Pisces maxime piscium sanguinem fugiunt. lib. X. cap. 70). Weht der Wind vom Lande ab, so werfen sie, wenn das Thier umkehren will, ohne Unterlaß Steine entgegen, und machen dabey ein greuliches Geschrey und Gepolter, wodurch er zurückgeschreckt wird und endlich aufs Trockene geräth. Derselben Kunstgriffe sollen sich auch die dürstigen Färder bedienen. Das



Thier wird nun todt gestochen, der Speck abgeschnitten und auch ein großer Theil des Fleisches mit nach Hause genommen; die Barten sind zu klein und unbrauchbar, und bleiben daher im Nase zurück. Der Speck bleibt ein Vierteljahr lang in den Fäfern, während welcher Zeit der feinste oder klare Thran auströpfelt. Er wird dann an die Dänen verhandelt; das Uebrige ausgekocht und als brauner Thran gebraucht oder verkauft. Nachrichten von Island, 1746. S. 57. 95. u. 195. — Diese ganze Erzählung paßt so genau auf den Grinden-Delphin, daß nicht wohl hier ein anderer gemeint seyn kann.

Alles dieses, behauptet Horrebow, habe man dem Bürgermeister Anderson weis gemacht. Das Blut u. dergl. seyen reine Nährchen, und die Isländer seyen keineswegs so dreist, einen Walfisch anzugreifen; sie seyen überhaupt keine Herrenmeister im Walfischfangen. Die einzige Art, welche sie anwenden, bestehe darinn, daß ein Boot dem Walfische so nahe rudert als möglich, sodann einer, der geübt ist, eine große, eiserne Harpune wirft und sogleich davon eilt. Auf der Harpune steht das Zeichen dessen, der sie geworfen hat. Ist der Walfisch gut getroffen, so stirbt er daran und treibt ans Land, wenn das Glück wohl will, oder auch davon ab, je nachdem der Wind weht. Im ersten Fall bekommt der Harpunier, nach dem isländischen Gesetz, einen Theil, der Grundbesitzer den Rest. Dieß ist ihre ganze Kunst des Walfischfangs. Den Thran kochen sie aus dem Speck in einem Kessel mit Wasser; das Fleisch legen sie in eine Säure, und dann soll es gut schmecken, jedoch nur von den Walfischen mit Barten, nicht von denen mit Zähnen. Uebrigens werden nicht bloß kleine, sondern große oder gemeine Walfische an Island gefangen, welche mithin verkäufliche Barten haben. Island 1753. S. 257.

Sonderbar ist es immer, daß in dieser langen Zeit niemand eine ordentliche Nachricht vom Nordcap gegeben hat: denn Sorgdrager macht darüber nur ein leeres Geschwätz, 1750. (1720.) S. 112. und Eranz spricht nur dem Anderson nach, wie bey allen andern. Historie von Grönland, 1765. I. S. 145. Ein Fisch, sollte man denken, der sich mit Härtingen



anfüllt, während man im Magen des großen Walfisches keine Gräthen, sondern nur Schleim findet; der auf eine ganz andere Art, und zwar in Menge gefangen wird, müßte jedem Grönlandsfahrer aufstoßen. Willughby fand etliche 30 Kabliaue in einem Nordcaper, Horrebow 600, nebst kleinern Håningsarten und Vögeln (S. 215.). Otto Fabricius sagt aber geradezu, daß er auf Grönland nichts Sicheres davon erfahren habe. (Fauna groenlandica, 1780. p. 39.)

Im Jahr 1779 hat der Ritter Jos. Banks eine Zeichnung von einem Herrn Bachstrom aus dem grönländischen Meer bekommen, und dieselbe an Lapepede geschickt, der sie hat abbilden lassen. Cetacées 1803. pag. 103. tab. 2 et 3. Baleine Nordcaper. G. Cuvier hält aber diese Abbildungen nicht für verschieden von dem gemeinen Walfisch. Ossemens foss. V. p. 363. Scoresby weiß auch nichts über den Nordcaper zu sagen.

c Auf der andern Erdhälfte, besonders häufig am Vorgebirg der guten Hoffnung, findet sich einer, den man vom gemeinen Walfisch unterscheiden will (*B. australis*).

Er wird noch größer, hat längere und spitzigere Brustflossen, und soll 2 Rippenpaare mehr haben. Cuvier, Oss. V. 378. tab. 26. fig. 13. Desmoulins dict. class. d'hist. nat. II. p. 161.

Mehr als eine einzige Gattung vom Bartenwal ohne Rückenfinne ist also noch nicht bekannt. Dasselbe gilt von der folgenden Abtheilung.

b. Finn- oder Faltenwale  
zeichnen sich durch eine Fettflosse auf dem Kreuz, und durch tiefe Hautfalten von der Kehle bis zum Bauch aus.

2) Der Finnwal (*B. physalus*, hoops, musculus, rostrata)

ist eben so groß, selbst größer als der gemeine, aber schlanker, hat auf dem Kreuz eine Finne, und unter der Kehle und Brust bis zur Mitte des Bauches viele tiefe Furchen; Färbung oben schwarz, unten weiß, die Furchen blutroth.

Martens spricht nur nebenbey vom Finnwal oder Finn-



fisch, und sagt, er fange an sich zu zeigen, wann der gemeine Wal verschwinde; er sey eben so lang, aber 3—4mal dünner; man erkenne ihn an seinem Lauf durch die vorragende Finne, die beynähe auf dem Schwanz hinten am Rücken steht; er blase auch viel stärker Wasser und höher; der Nasenbuckel sey aber nicht so hoch, und der Nacken nicht so tief eingebogen, die Lippen bräunlich mit einem schief gefurchten Rand, gleich einem Strick; das Fischbein sey auch zerfasert, aber bey den jüngern blau, bey den alten braun mit gelben Strichen; die Färbung des Rückens graulichschwarz; der Leib ziemlich walzig mit wenig Fett, daher es kaum die Mühe lohnt, ihn zu fangen, was auch gefährlicher ist, da er sich schneller bewegt und wendet, auch mit dem Schwanz und den Finnen so um sich schlägt, daß man mit den Schaluppen nicht nahe genug kommen kann, um ihn mit Lanzen zu erstechen. Sie ziehen manchmal ziemlich weit nach Süden, um, wie es scheint, eine leidlichere Kälte zu suchen. Er hat sie selbst 3 Jahre hinter einander im December, Jänner und März im spanischen Meer und im mittelländischen, unweit Gibraltar, angetroffen. Daß sie Falten unter dem Leibe haben, wird von Martens nicht bemerkt, und auch nicht abgebildet. S. 125. T. Q. F. C. Es scheint aber, daß er sie selbst nur im Vorbeyschwimmen gesehen, denn man hat auf seiner Reise keinen gefangen. 108. — B. physalus.

Dieser Finnfisch ist daher höchst wahrscheinlich derselbe, den man Kor-Dual nennt (B. hoops), auch Schnabelwal (B. rostrata), welcher sich etwas südlicher hält, zwischen 61 und 65° und nicht selten an unseren Küsten, selbst im Mittelmeer strandet.

Schon Rondelet beschreibt einen solchen unter dem Namen des ächten Walfisches (Balaena vera) und bildet denselben mit einer Rückenflosse ab, gibt ihm aber auf der Oberlippe 2 lange Bärte. Die Fischer von Saintonge nennen sie Gibbar, wegen des Höckers auf dem Rücken, worauf die Finne steht. Er sey nicht kleiner als der gemeinhin sogenannte Walfisch, aber nicht so dick und fett, und schwimme daher geschwinder, habe eine spizigere Schnauze mit einem Sprizloch, die Rudersinnen kürzer und kleiner, so auch die Junge, als welche nur 4 oder 5 Ein-



machgefäße ausfüllt. Er verschlingt ganze Schaaren kleiner Fische (Aphyae, Seelen); sie schlafen an der Oberfläche, haben Euter, bringen lebendige Junge hervor, welche die Mutter mit ihren Finnen bedeckt und beschützt. Sie sind häufig in Indien und der neuen Welt. Fett und Fleisch verhält sich wie bey dem gemeinen und sie werden auf dieselbe Weise gefangen und benutzt. Lib. XVI. cap. 12. p. 482. fig. Die Nahrung dieses Thiers stimmt offenbar ganz mit der des Nordcapers überein, so daß man Grund hat, beide für einerley zu halten, obschon der letztere keine Rückenfinne haben soll. Sie geht oft zufälliger Weise verloren.

Aus dem Worte Gibbar ist endlich bey den Walfischfängern aus Mißverständnis Zubarte und endlich gar Jupiterfisch entstanden.

Solche Zubartes werden, nach dem alten Bericht eines Seemanns, auch bey den Bermuden gefangen; aber wegen ihres Muthes und ihrer Geschwindigkeit mit vieler Mühe. Bey 17 Verfolgungen hat man 2 alte Weibchen und 3 Junge getödtet. Eines maas 88 Schuh, die Ruderflossen 26; Schwanzbreite 23; Naslöcher 3; hinten auf dem Rücken eine Finne; von der Schnauze nach unten bis zum Nabel große Falten. Ein anderes maas 60 Schuh, ein Junges 33 Schuh, die 2 andern 25 und 26. Der Leib war hinten scharf wie die Spitze eines Hauses, der Kopf sehr stumpf und voll Beulen auf beiden Seiten; der Rücken ganz schwarz, der Bauch weiß. Ihre Stärke und Geschwindigkeit übersteigt alle Begriffe: ein harpunierter zog das Boot nach sich, 7—8 Leugen in  $\frac{3}{4}$  Stunden. Verwundet machen sie ein fürchterliches Gebrüll, wobey alle Wale im Umkreis herbey kommen, jedoch ohne zu schlagen oder etwas zu beschädigen. Sie haben keine Zähne, sind länger als der grönländische, aber nicht so dick. Daß sie Gras fressen, welches auf dem Boden des Meeres wächst, zeigte sich bey dem Ausschneiden des großen Magens, worinn man 2—3 Eimer (Orhöft) grüne fette Materie fand. Der größte mag 7—8 Tonnen Thran liefern; die Jungen wenig und nur eine Art Gallert. Der Thran von den Alten brennt gut. Die Fangzeit ist von Anfang März bis Ende May, wo sie ver-

Otens allg. Naturg. VII. 66



schwanden und sich in den meergrasreichen Busen von Florida zurückziehen. Man hat bemerkt, daß sie eine Menge Meer-Eicheln und Entenmuscheln an ihren Finnen und Schwänzen haben, und daß daran wieder Meergras wächst, 7 Zoll lang. Philos. Trans. Nro. 1. 1665. p. 11. (Baddam, abridged I. pag. 2.)

Bald nachher sind auf Anordnung der Bermudas-Compagnie 16 dieser Wale gefangen worden; ihr Thran betrug 50—60 Tonnen und wurde nach Irland geschickt.

Zwey Jahre früher strandete an der Küste von Neu-England ein tochter Wal von derjenigen Art, welche man daselbst Trumponen nennt, mit Zähnen wie an einem Kammrad; das Maul weit hinter und unter der Schnauze und verschiedene Fächer in derselben wie bey einem Krebschwanz, welche bey dem Ausschneiden ein dünnes Del auslaufen ließen, das bald gerann; dann kam eine dicke fettige Substanz, welche mit einer Schapfe herausgenommen wurde. Es ist Walrath, wovon man auch durch Kochen des Specks noch etwas erhalten kann. Man kann diese Thiere zwischen Neu-England und Neu-Niederland 8—9 Monate lang fangen; die aber um die Bermuden trifft man nur in den Monaten März und April an. — Ist also der Pottfisch.

Im Frühjahr bey schönem Wetter fängt man bisweilen 1—3 Wale an einem Tag; sie sind kleiner als an Grönland, aber lebhafter, und fahren, wenn sie in tiefem Wasser harpuniert werden, mit solcher Heftigkeit zu Grunde, daß das Boot in Gefahr kommt, mit gerissen zu werden, wenn man das Seil nicht kapt; daher sucht man sie nur in seichtem Wasser zu harpunieren. Diese haben keinen Walrath; glaubhafte Personen versichern aber, daß es dergleichen an den Bahama-Inseln, wo man auch zuweilen Amber findet, gebe; daß sie große Zähne haben, was bey unsern nicht der Fall ist, auch sehr voll Sehnen seyen. Derselbe ebd. Nr. 8. S. 132.

In demselben Werk sagt Richard Stafford: wir haben um die Bermuden eine Menge Wale, welche im März, April und May die Küsten besuchen; ich selbst habe viele getödtet. Die Weibchen haben Ueberfluß an Milch, welche die Jungen



selbst aus den Eutern saugen. Sie haben keine Zähne, sondern leben von Moos, welches an den Felsen auf dem Boden wächst, während dieser 3 Monate und zu keiner andern Jahreszeit. Ist es aufgezehrt und vergangen, so gehen die Wale auch. Wir tödteten sie wegen ihres Thrans. Indessen wurden auch schon Walrathwale an die Küste getrieben, bey denen der Walrath über den ganzen Leib verbreitet ist; sie haben verschiedene Zähne, ziemlich so dick, wie das Handgelenk.

Ich war auch auf den Bahama-Inseln und habe daselbst die nämlichen Wale todt am Strande gesehen mit Walrath über den ganzen Leib; nie habe ich aber gehört, daß je einer von einem Menschen wäre getödtet worden: so groß ist ihre Wildheit und Schnelligkeit. Ein solcher Wal wäre werth manch Hundert Pfund Sterling. Sie sind sehr stark und der ganze Leib mit Sehnen bedeckt, welche man 30 Faden lang ausziehen kann. Phil. Trans. 16. Nro. 40. p. 792. Baddam, abridged I. p. 145. Lowthorp II. p. 845.

Ein Grönlandsfahrer, der im Jahr 1723 einen sogenannten Jupiterfisch gefangen, hat dem Anderson folgende Beschreibung davon gemacht: Er habe einen schmälern, spitzigern und längern Kopf nebst Maul, als der gemeine, und sey hinten schärfer und spitziger am Leibe; er habe 2 Blaslöcher und pfeife bey dem Ausblasen fast wie ein Mensch mit dem Munde, doch viel stärker, was der eigentliche Walfisch nie thue. Seine Länge gleiche, ja übertreffe zuweilen die des gemeinen; der gefangene aber sey nur 50—60 Schuh lang gewesen; seine schwarzblaue Haut liege ihm gleichsam los auf dem Leibe mit vielen Falten und Runzeln. Auf dem Rücken habe er eine stumpfe, wenig gekrümmte und 2 Schuh hohe Finne; dahinter noch einen Buckel, der viel niedriger und länglich sey. Als er angeschossen gewesen, habe er überaus heftig und fast wie ein Schwein geschrien, das geschlachtet wird. Die Barten seyen nur  $1\frac{1}{2}$ —2 Schuh lang gewesen, unten fast eben so breit, also fast dreyeckig, weiß und brüchig; Speck habe man nur 14 Quarteelen bekommen und er sey so dünn und wässerig gewesen, daß er bey dem Ausbrennen verrauchet und nicht zu Thran geworden. Er sey



sehr grimmig gewesen, und, statt wie der gemeine zu fliehen, auf die Schaluppe zugeeilt, aus der er 3 Männer geschlagen, daß sie ihr Leben verloren. Es war ein Paar beyammen, wovon keines das andere verlassen wollte; nachdem eines getödtet war, hat sich das andere darüber gelegt und schrecklich gewüthet. An diesem Fisch saßen, wie in die Haut und den Speck eingesenkt, eine Menge von großen und kleinen Meer-Eicheln, vorzüglich an der Gurgel, auf Nacken und Rücken, ja selbst an den Finnen. Dieses Muschelzeug seht sich übrigens, nach dem Berichte der Grönlandsfahrer, nur an die ganz Alten an. *Ander son, Island 197.*

Was den eigentlichen Finnfisch betrifft, so wird er von allen, selbst von *Geede*, nur obenhin beschrieben. (*Nat. Gesch. von Grönland, 1763. S. 89.*) Er gibt aber eine Abbildung, welche offenbar eine Menge Längsfalten an der Kehle zeigt und also dafür spricht, daß der Finnfisch und *Nor-Quaal* einerley sind. Selbst was *Otto Fabricius* mittheilt, ist nichts anderes als der *Nachhall* von *Martens*, und das kann man füglich von allen anderen Schriftstellern über Grönland, Island und Norwegen sagen.

Ganz anders spricht er vom *Nor-Quaal* (*Balaena boops*), den er oft zu betrachten Gelegenheit hatte, und wovon er einen selbst hat fangen helfen.

Die Schnauze ist gerad, verlängert, wird nach vorn schmaler, endigt jedoch noch breit und stumpf genug; in der Mitte des Kopfes stehen auf einem Höcker beide Naslöcher nahe beyammen und lassen sich mit einer einzigen Klappe schließen; davor liegen 3 Reihen Höcker, die vielleicht hier etwas besonderes sind; der Unterkiefer etwas kürzer und schmaler; die Barten im Oberkieser zahlreich, schwarz und nicht viel größer als 1 Schuh; die Brustfinnen groß und länglichoval; die Rückenfinne weit hinten, ziemlich über dem Steiß; hinten senkrecht, vorn ausgeschweift und ziemlich spizig; es gibt längere und kürzere. Der Leib rund, an den Brustfinnen am dicksten, nach hinten dünner und hinter der Rückenflosse ein scharfer Grath bis auf den Schwanz (also bachförmig). Unten von der Kehle



bis zum Nabel viele und tiefe Furchen oder Runzeln, die einander einschließen; sie können erweitert und verengert werden. Leibeslänge 50, bisweilen 54 Schuh; oben schwarz, unten weiß, der Grund der Furchen aber blutroth; der Spect unter der Haut gibt nicht viel Thran. Sie finden sich am häufigsten um die Mitte von Grönland zwischen 61 und 65°; halten sich des Winters im hohen Meer, des Sommers aber, und besonders im Herbst, an den Küsten auf; sie werfen im Frühjahr 1 Junges, aber nicht alle Jahr. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen und Schnecken (*Salmo arcticus*, *Ammodytes tobianus* et *Limacina arctica*).

Um zu fressen sperrt er das Maul auf wie der gemeine Walfisch und zieht die Nahrung wie durch einen Strudel ein: dabey gibt die blutrothe Farbe in der Mitte des marmorirten Bauches neben der weißen Kehle, sowie die schwarzen Barten mit dem weißen Maul ein sehr schönes Schauspiel, über das nichts geht. Er bläst nicht so stark wie die andern, schwimmt grabaus und taucht nur auf kurze Zeit unter; zeigt er aber den Schwanz auf dem Wasser, so ist es ein Zeichen, daß er länger unten bleiben will. Bisweilen legt er sich auf eine Seite und schlägt sich mit den Brustfinnen; ein andermal springt er in die Luft und dreht sich auf den Rücken, vielleicht weil ihn die Meer-Eicheln und andere Läuse zu sehr plagen. Er ist furchtsam und flieht vor dem Feind, besonders dem Cachalot; die Mutter beschützt jedoch ihr Junges gegen die Jäger, schlägt mit dem Schwanz um sich, schwimmt zwischen sie hinein und rettet oft das Junge; sie flieht jedoch, wenn sie auch nur ein wenig verwundet wird. Gleich den andern Walfischen stirbt sie bald, auch an einer leichten Wunde, wosern nur das Fleisch verletzt ist, wegen der schnell eintretenden Entzündung und Fäulniß.

Es wird alles von diesem Thier gebraucht wie bey dem Einhorn, und die Knochen wie bey dem gemeinen Walfisch; der Spect ist jedoch wegen des wenigen Thrans besser zum Essen als zum Brennen; die Häute um die Därme nähert man zu Fenstern zusammen; aus dem kurzen Fischbein kann man nichts als Tellerchen und Kistchen machen. Man harpuniert ihn am besten



hinter den Brustfinnen; werden die Därme durchbohrt, so sinkt er unter. Fauna groenl. 1780. p. 36. Diese Beschreibung, besonders auch der Nahrung, stimmt offenbar mit dem Nordcaper und dem Finnfisch überein.

Diese Thiere finden sich auch auf der südlichen Erdhälfte. Während sich Freycinet's Expedition auf den Malvinen aufhielt, strandete ein solch spitzschnauziger Wal (Finnfisch, *B. rostrata*) auf den Felsen der Baie française. Ein Jäger, der gerade in der Nähe war, schickte ihm mehrere Kugeln zu, die ihn wahrscheinlich schwer verwundeten. Des Abends war er noch lebendig, und zur Ebbe kamen die Spritzlöcher und der Rücken ins Trockene. Von Zeit zu Zeit warf er Wasser aus und athmete mit Geräusch. Ein Mann sprang ihm auf den Rücken, hieb mit einer Art ein Loch hinein, in das man einen Haken mit einer Kette steckte, und diese sodann mittels eines Seiles am Lande befestigte, damit das Thier nicht durch die Fluth weggeschwemmt werde. Als es sich aber gehoben fühlte, zerriß es mit einem Ruck das Seil und gewann das Weite. Den andern Tag fand man es aber todt.

Als dieser Wal strandete, hielten sich mehrere kleinere lange Zeit um ihn herum auf, obgleich es ein Männchen war. Diese Jungen waren noch einmal so groß als ein gewöhnlicher Delfin; die Rückenfinne größer und nicht so weit hinten wie beim Alten. Sie sind nicht gefährlich. Ein Matrose, welcher zu dem gestrandeten Thier schwimmen wollte, sah sich plötzlich von den Jungen umgeben, gerieth in Schrecken, schrie laut um Hilfe, und suchte aus allen Kräften das Land zu gewinnen, was ihm auch gelang.

Am andern Tag waren die Riefer des getödteten noch geschlossen; am dritten entwickelten sich schon Gasarten und der Rachen öffnete sich so weit, daß man die Warten mit der Art abhauen konnte. Die Geyer und Meerovogel fiengen an, seine Haut zu zerreißen. Der Thran floß aus diesen Wunden und machte die Felsen sehr schlüpfrig auf 200 Schritt in der Runde. Man gewann dann noch einige Fässer voll. Im Ganzen achtet



man diese Thiere nicht, weil sie wegen ihrer Lebhaftigkeit schwer zu fangen sind und ihr Speck nicht dick ist.

Er war lang 53 Schuh 4 Zoll; die Kiefer 9 $\frac{1}{2}$  Schuh; die längsten Barten hatten 2 Schuh 6 Zoll; in der Breite 9 Zoll; der Schwanz hat einen Kiel. Die Längsfalten stengen an der Spitze des Unterkiefers an und erstreckten sich 3—4 Schuh vom Nabel; die meisten liefen gerad fort, andere aber spalteten sich; die Bänder oder Ränder derselben ragten wenig vor, waren 1 $\frac{1}{2}$ —2 Zoll breit, schwärzlich mit hellern Rändern, die Zwischenräume oder Furchen röthlich. Länge der Brustfinnen 6 Schuh 3 Zoll; Schwanzbreite 13 Schuh; die Rückenfinne stand auf dem Kreuz. Das Auge hinter dem Mundwinkel fast so groß wie eine sechspfündige Kugel, wog 1 $\frac{1}{4}$  Pfund. Durchmesser 4 Zoll, die Achse nur 2 Zoll 9 Linien, Crystalllinse 9 Linien, Sehloch quer, Iris schwarz, Gefäßhaut silberglänzend, Netzhaut röthlich.

Diese Thiere waren zu Forsters Zeiten sehr gemein am Cap Horn; er sah über 30 um sein Schiff, welche Wasser auswarfen und damit einen argen Gestank verbreiteten. Freycinet, Voyage p. 81.

2. G. Die Pottfische, Walrath- und Amberwale (Physeter)

haben einen ungeheuern Oberkiefer mit verflochtenen Naslöchern vorn auf der rüsselartig abgestutzten Schnauze, ohne freye Zähne; dagegen einen sehr kleinen und schmalen schnabelförmigen Unterkiefer mit vielen kegelförmigen Zähnen, welche in Löcher des Oberkiefers greifen.

Sie sind durch die Zunge oder ihre Fressgierde charakterisirt.

Diese Thiere werden so groß und manchmal größer als der gemeine Wal, finden sich in allen Meeren, sowohl in den kalten als heißen und werden um zweyer Substanzen willen, des Walraths und des Ambers gefangen: denn des Specks unter der Haut ist so wenig, daß er nicht der Mühe werth ist.

In den ältern Zeiten hat man geglaubt, der Walrath (Sperma coti) sey der geronnene Milch der Wale, welcher des



Sommers häufig wie ein dicker Schleim im Meer herumschwimmt. Da er sich aber durch keine Versuche, weder durch Erkalten noch durch Erhitzen wollte zum Gerinnen bringen lassen, und die erfahrenen Walfischfänger den Walrath wirklich im Kopfe fanden; so hielt man denselben lange Zeit für das Hirn dieser Thiere, bis endlich die vergleichende Anatomie gezeigt hat, daß auch dieses ein Irrthum war. Die Hirnschale und das Hirn sind verhältnismäßig sehr klein und der Walrath ist in großen Höhlen und Gängen des Kopfes, zwischen Haut und Knochen, als ein flüssiges Fett enthalten, welches beym Herauslassen zu einer weißen, wachsartigen Masse gerinnt und als Fett überhaupt in der Haushaltung, aber auch als Arznei gebraucht wird.

Auch vom Amber hat man die unrichtigsten und verschiedensten Begriffe gehabt. Da man ihn manchmal als große Klumpen schwimmend im Meer oder angetrieben am Strande findet; so hat man ihn für ein Harz aus dem Mineralreich, wie Erdharz oder auch für ein aus Wurzeln ausgeschwitztes Harz gehalten, welches bisweilen von den Walfischen verschluckt würde: indem man wohl wußte, daß man ihn nicht selten in ihren Eingeweiden findet. In der spätern Zeit hielt man ihn für ein thierisches Product, und zwar bald für eine Art Harnstein, bald für Darmstein, weil der Eine es in der Harnblase, der Andere im Darm wollte gefunden haben. Für das Letztere sprechen unverkennbar die Schnäbel von Dintenfischen, welche oft darinn stecken so wie im Rothe des Wals, welcher größtentheils von Dintenschnecken lebt. Der Amber oder Grau-Amber (*Ambre gris*) zum Unterschied vom Bernstein oder gelben Amber (*Ambre jaune*) ist eine bekannte wohlriechende, sehr theure Substanz, welche in der Medicin gebraucht wird.

Ich habe ihn schon lang für Gallenstein angesehen, wofür besonders seine chemischen Bestandtheile, sein Geruch und seine Verbrennlichkeit sprechen.

Genau kennt man nur eine einzige Gattung, welche sich in allen Meeren findet, doch nur einzeln in den kalten, schaarenweis aber in den heißen.



1) Der gemeine Pottwal (*Ph. macrocephalus*), Cachalot, wird 60—100 Schuh lang, wovon der Kopf fast  $\frac{1}{2}$  beträgt; jederseits im Unterkiefer 20 und mehr Zähne, welche in Gruben des Oberkiefers greifen, zwischen denen aber kleine Zähne im Zahnfleisch verborgen liegen; keine Rückenfanne. Farbe überall schwarz, bey den ältern unten weißlich.

Nach D. Fabricius liegen unter dem Zahnfleisch des Oberkiefers allemal zwischen den Gruben, in welche die untern Zähne schlagen, kleine, sehr gekrümmte Zähne fast wagrecht, und werden von den untern Zähnen etwas abgeschliffen. Diese sind 6 Zoll lang und 3 breit; die beiden Nasengänge laufen auswendig in ein einziges Nas- oder Spritzloch mit spaltförmiger Gestalt in einer Erhöhung vorn und oben auf der Schnauze. Unter dem Speck des Scheitels liegt eine große Kammer wie ein Gewölbe, worinn der Balrath (*Sperma ceti*) enthalten ist, flüssig wie Del, gerinnt aber im Augenblick, so wie er aufs Wasser kommt; die Augen klein, schwarz, an den Seiten des Kopfes fast bey den Brustfinnen; auch die Ohren sehr eng; der Kopf ist vom Leibe durch eine Quersfurche geschieden und gleich dahinter die Brustflossen, nur 16 Zoll lang; die Zunge roth, in Größe und Gestalt des Unterkiefers. Fast mitten auf dem Rücken ist eine Andeutung einer Finne, nehmlich ein schwieliger Höcker, vorn gewölbt, hinten abgestutzt und unbeweglich. Rippenpaare 10. Der Leib hinter den Brustflossen walzig, an der Schwanzwurzel schmaler. Unter der dicken Haut liegt eine fleischige, blutige Materie, dann der ziemlich thranreiche Speck und endlich das schmutzig rothe Fleisch.

Sein Aufenthalt ist das hohe Meer in der Davisstraße, von wo er sich selten den Küsten nähert; er schwimmt ziemlich schnell, ruht manchmal auf der Oberfläche, läßt aber nichts als den Kopf und die Rückenfanne sehen; und bey dieser Gelegenheit nähern sich die Fischer, müssen sich aber oft mehrere Tage mit ihm herumtreiben, ehe er an seinen Wunden stirbt. In den Handel kommen: der Speck, der Balrath und die Zähne, welche als Seltenheiten betrachtet werden. Auf Grönland wird alles gebraucht wie vom Einhorn:



Fleisch, Schwarte, Speck, Därme und Flechsen; der Walrath wird gebrannt, die Zunge wie bey den andern gefocht und gegessen; die Knochen, die besten von allen Walen, und die Zähne zu allerley Dingen, auch zum Fischfang, verwendet.

Seine Nahrung besteht in dem großen Hayfisch und dem Klumpfisch. Jener fürchtet sich so sehr vor ihm, daß er auf den Strand läuft und zu Grunde geht; ja er wagt es sogar nicht einmal, einen todten Pottwal anzugreifen, obschon er die andern sehr gern frist. *Fauna groenl. p. 41.*

An Europa ringsum stranden von Zeit zu Zeit, wie es schon gelegentlich bemerkt worden; am frühesten von Paulus Jovius, dem päpstlichen Leibarzt. Einige Jahre vor 1524 trieb ein Capidolio, wie diese Thiere in Italien heißen, bey Corneto im Toscanischen ans Land, und machte sich durch sein gewaltiges Gewicht und Herumwerfen eine tiefe Grube in den Sand, so daß er bey ruhig gewordenem Meer nicht mehr fort kam, endlich starb, und von der herbeygelaufenen Menge mit Aerten zerfleischt wurde; das Fett preßten sie aus, und brauchten es zum Leuchten. Der Rücken war so hoch, daß 2 Reiter von einer Seite zur andern sich nicht würden gesehen haben. Die ungeheuern Knochen hieng man wundershalber in die Vorhallen der Kirche auf. Das Uebriggebliebene, und besonders die Eingeweide, faulten in der Sommerhitze, und verbreiteten einen so fürchterlichen Gestank, daß Krankheiten in der ganzen Gegend entstanden. Ein anderer strandete nicht weit von der Mündung des Arno, den aber das Volk zerschnitten und verbrannt hat, damit sein Gestank das Land nicht ungesund mache. Ich glaube, dieses Thier ist dasjenige, welches Plinius *Orea* nennt, und das mit den gemeinen Walfischen beständig im Kampfe liegt. Beide kommen bisweilen durch die Straße von Cadix ins Mittelmeer. Jenseits der Säulen des Hercules sieht man auch den Blaser (*Physeter sive Flator*), der oft hohe Wasserströme auszustossen pflegt, so daß die Seegel von dem schäumenden Wasser ganz weiß werden. *De romanis piscibus. 1525. c. 2.*

1598 strandete im Hornung in Holland, bey dem Dorfe Berchey, zwischen Schevelingen und Kotwick, ein männlicher



Pottfisch bey einem heftigen Sturm, athmete aber noch gegen 10 Stunden, und lag 8 Tage todt, so daß eine Menge Menschen herbeykamen, um ihn zu sehen. Seine Länge sey gewesen 53 Schuh, Umfang 31, bis zu den Augen 15 Schuh; im Oberkiefer jederseits 21 Gruben für die Zähne des Unterkiefers, welche daumensdick waren; im Kopfe gegen den Rücken (soll wohl heißen auf der Rückenseite des Kopfes) ein Loch 3 Schuh lang, wodurch Wasser ausgespritzt wird. Unterkiefer nur 5 Schuh lang, so dick wie ein starker Maßbaum, die Zunge wie ein Bierfaß; das Auge ist nicht größer, als daß es vom Daumen- und Zeigfinger überspannt werden könnte, 4 Schuh von den Brustflossen, welche 4 Schuh 4 Zoll lang und 1 Schuh breit waren; vom Unterkiefer bis zum Nabel 16 Schuh, von da bis zur hintern Oeffnung  $9\frac{1}{2}$ , bis zum Ende des Schwanzes  $13\frac{1}{2}$ , seine Breite 13; im Kopf den vierten Theil eines Haringssasses Walrath; aus dem Speck gewann man 40 Fässer Thran. Der Rücken schwarz, der Bauch weißlich. Clusius, Exotica. 1605. p. 131. Fig.

Im September 1601 wurde wieder ein solches Ungeheuer an den Strand bey Beverwick geworfen, 60 Schuh lang, 14 hoch, Umfang 36; Schwanzbreite 14 Schuh, Rachen 12, im Unterkiefer ebenfalls 2 Reihen Zähne, welche in Gruben des obern schlugen. Es war ebenfalls ein Männchen, und soll dieselbe Färbung gehabt haben. Ibid. p. 132.

Nach Hasäus war ein von den Bremern unter  $77\frac{1}{2}^{\circ}$  gefangener 70 Schuh lang; es gebe aber auch von 80—100 Schuh.

Färbung schwärzlich, unten weißlich; Kopf groß und fürchterlich, wie ein Flintenkolben oder der vordere Theil eines Schusterleisens, betrug fast die Hälfte des ganzen Leibes; vorn auf dem äußersten Theil nur eine Oeffnung, woraus er Wasser bläst. Das Maul nicht so breit und weit, wie bey dem gemeinen Wal, der Schlund aber viel weiter; er spie einen ganzen Hayfisch von 12 Schuh Länge wieder aus. Der Unterkiefer war gegen den obern nicht groß, maas dennoch  $16\frac{1}{2}$  Schuh, und enthielt 52 spitzige Zähne, jeder fast 2 Pfund schwer; sie schlugen in Löcher des Oberkiefers, und auch das ganze Untermaul ist in das obere eingepaßt. Die Brustflossen zunächst am Kopfe nur  $1\frac{1}{2}$  Schuh



lang; oben auf dem Rücken ein hoher Buckel, und unfern dem Schwanz ein kleinerer, wie eine Finne; die Haut kaum  $\frac{1}{2}$  Zoll dick, aber über ein vestes sehniges Fleisch gespannt, und daher nur an wenigen Stellen mit den Harpunen zu verwunden. Aus dem Kopfe bekam man 10 Quarteelen Gehirn, woraus man Walrath machte, gewiß nicht wenig. De Leviathan. 1723. 8. Fig.

Ein Holländer, der einen am Nordcap gefangen, sagte dem Herrn Kühne, der Kopf mache fast die Hälfte aus und habe eine besondere Gestalt, beynah wie ein Flintenkolben oder wie ein umgekehrter Schuhmacherleisten; hat aber vorn auf der Nase nur eine Blasröhre, hinten am Rücken einen Höcker, der einer Finne gleichet, hinten im Oberkiefer jederseits 3 oder 4 Backenzähne, übrigens nur Höhlen, worin die Zähne des Unterkiefers passen; sie stehen ringsum, die größten voran, die kleinsten nach hinten, und haben die Gestalt einer Gurke. Unter der Haut des Kopfes und dem faulsticken Fette liegt eine zähe harte Decke von vesten Sehnen von der Schnauze bis in den Nacken ausgespannt; darunter eine Kammer mit der köstlichen Waare, die man Walrath nennt, und woraus er 7 Quarteelen geschöpft hat. Darunter ist eine andere Kammer auf dem Oberrachen, 4—7 Schuh hoch, mit Zellen wie Honigwaben, worin ebenfalls flüssiger Walrath; ist er ausgeschöpft, so sammelt sich wieder aus dem ganzen Leibe, durch eine große Ader, nach und nach Walrath an, so daß man 11 Quarteelen ausschöpfen konnte. Diese Ader läuft vorn am Rückgrath fort, vom Kopf bis zum Schwanz, und ist eine Mannslende, hinten nur einen Finger dick. Beym Abschneiden des Specks muß man sich sehr hüten, dieselbe nicht zu zerschneiden, weil sonst aller Walrath herausrinnen würde. Von ihr gehen noch viele Hundert kleine Seitengänge zum Speck und zum Fleisch des ganzen Leibes; man findet auch zerstreut im Fleische dünnhäutige Säcklein mit Walrath. Die Zunge ist verhältnismäßig klein, der Schlund dagegen desto größer und wohl so weit, daß ein ganzer Ochse bequem hindurch könnte, wie man denn auch in eines Magen allerley große Gerippe und Gräthen, wohl 7 Schuh lang, von halb verdauten



Geschöpfen gefunden hat. Man bekam von einem 40 Quarteeelen Speck. Das Fleisch ist sehr hart, mit vielen Sehnen durchflochten, und daher schwer zu harpunieren. Die Weibchen haben ebenfalls Walrath im Kopf. *Röhne* in seiner holländischen Uebersetzung des Werks von *H a s ä u s* über den Leviathan. S. 10. Fig.

Im April 1741 strandete ein männlicher Cachalot im Fluß *Adour* vor *Bayonne*; er maas nur 49 Schuh, und wurde dennoch für einen der größten gehalten, die man an dieser Küste gesehen. Dicke und Höhe  $12\frac{1}{2}$  Schuh, Umfang 27; auf dem Rücken, bey  $\frac{2}{3}$  seiner Länge, ein kleiner Höcker 1 Schuh hoch; Kopf sehr groß, beträgt fast die Hälfte des Leibes, gegen die Schnauze sehr breit und abgestuht, wie die eines Ohsen; Auge 9 Zoll lang, 4 breit; die Mitte seiner Nas- oder Spritzlöcher ist ungefähr 2 Schuh vom obern Theil der Schnauze; die Naslöcher wenigstens 1 Schuh weit. Länge des Rachens 9 Schuh, im Unterliefer jederseits 18 Zähne, im obern so viel Gruben; die Oeffnung für den Unrath 1 Schuh lang,  $\frac{1}{2}$  weit, Schwanzlänge 14 Schuh, Breite 13; die Brustflänen 10 Schuh hinter dem Auge und etwas darunter, nur 4 Schuh lang,  $2\frac{1}{3}$  breit; der Schwanz ist mithin das Hauptorgan der Bewegung. Man bekam von ihm sehr viel Walrath, der nichts anderes als das Hirn dieser Thiere ist; er füllte 10 Fässer, wovon durch die Zubereitung die Hälfte abgeht. Im Magen fand man eine Kugel 7 Pfund schwer, weich, röthlich und von unangenehmem Geruche, wurde aber nach und nach braun, und bekam den Geruch des Ambers. Ein Kaufmann zahlte dafür 650 Livres. Man glaubt, daß das Thier den Amber verschluckt. Uebrigens war der ganze Leib fast nichts als Speck, woraus man viel Thran bekam. *Despelette* in *Hist. de l'ac.* 1741. p. 26.

Dem *Anderson* hat ein erfahrener Walfischfänger erzählt, es sey ihnen einmal ein solcher Schwarm entgegen gekommen, vor welchem ein großer, wohl 100 Schuh langer, wie ein König gezogen, der, als er seines Schiffes gewahr worden, durch ein starkes, die übrigen alle übertreffendes, und wie Glocken durch einander klingendes Blasen, wovon das Schiff erschüttert und



gebet, dem Haufen ein Zeichen gegeben, worauf alle jährlings geflüchtet und weggeschwommen seyen. Noch häufiger werden sie angetroffen bey dem Nordcap und unter Finnmarken, werden jedoch wegen ihres wilden Wesens, wegen des sehnigen Specks, der nur wenig Thran liefert, und weil sie nur eine oder zwey Stellen über den Finnen haben, wo eine Harpune hineinfahren kann, nicht oft gefangen. Sie sind nicht so dick und plump, wie der gemeine Wal, können auch länger unter Wasser aushalten und geschwinder schwimmen, aber nicht so stark um sich schlagen, weil sie stärker und steifer von Knochen sind. Nach der Angabe eines Hamburger Walfängers, der 1727 einen bekommen, hatte er nur 1 Blasloch vorn, womit er das Wasser recht vorausgeblasen. [Das hat ohne Zweifel Veranlassung zu den abenteuerlichen Abbildungen dieser Thiere bey Olaus, Gesner u. dergl. gegeben, wo sie ganze Ströme in die Schuppen schleudern und dieselben versenken.]

Auf der Schnauze hatte er mehr als eine Elle dicken Speck, auf dem Kopfe aber nur 3 Finger dick, darunter eine zähe Haut fingersdick, und dann 28 Kammern oder Fächer mit dem Walrath angefüllt, so klar wie Brantwein; nachdem er ausgeschöpft, ist er sogleich gestanden wie Schneeflocken. Im Speck des ganzen Thieres seyen viele Höhlen ebenfalls mit Walrath angefüllt gewesen; auf dem Rücken gegen den Schwanz habe er 3 Höcker gehabt, der erste  $1\frac{1}{2}$  Schuh, der zweyte  $\frac{1}{2}$ , der hinterste nur  $\frac{1}{4}$  hoch. Wollten sie zu Grunde gehen, so wüfren sie sich auf die rechte Seite, und schößen also seitwärts in die Tiefe. Der gefangene war 27 Ellen lang und gab 46 Quarteelen Speck.

Es gibt eine andere Art, welche eine harte Decke über den Walrathkammern hat, was nicht vom Alter herrührt, weil man einen solchen gefangen, der nur 40 Schuh lang gewesen.

Am letzten December 1720 strandete bey einem heftigen Sturm ein Cachalot in der Elbe bey Wischhaven, unterhalb Stade, dem sogleich die Bauern den Speck ausschnitten. Er wurde 60—70 Schuh lang geschätzt, 30—40 hoch, der Kopf ungeheuer groß, besonders der obere Theil gegen den untern, worinn jederseits 25 Zähne je eine Spanne von einander in



einem weißen Zahnfleisch, so hart wie ein Rosshuf; die Zähne  $6\frac{1}{2}$  Zoll lang und 8 im Umfang; im Oberkiefer Zahngruben aber keine Zähne. Der Speck unter der Haut  $1\frac{1}{2}$  Hand hoch und im Kopfe Walrath. Der Schwanz 8 Schuh breit, in der Mitte  $5\frac{1}{2}$  lang, Umfang der Wurzel 16 Schuh. Die Haut graulichschwarz, sammetartig, nicht so dick wie beym gemeinen Wal. Aus den äußersten Stücken des Schwanzes gewann man ebenfalls etwas Walrath, und aus den Grieben kochte man vorzüglich Leim. Der Thran war sehr gut, und brannte ohne Gestank. Das Fleisch roth, sehr faserig und grob. Andersons Nachrichten von Island u.s.w. 1746. S. S. 216.

Im December 1769 lief ein Männchen auf der Insel Gramond in Firth of Forth, 2 Stunden oben an Leith, auf den Strand. Er maas 54 Schuh in die Länge und 30 im Umfang hinter den Augen; der Kopf fast die Hälfte des ganzen Fisches (nach der Abbildung etwas über  $\frac{1}{2}$ ), länglich und fast walzig, außer am Ende in einer Länge von 6 Schuh, wo er oben und unten etwas schmaler ist. Leib rundlich, allmählich nach hinten zugespitzt, auf dem Kreuz ein Höcker, aber keine Finne; Schwanz 14 Schuh breit und 14 lang vom Kreuz an; der Unterkiefer 11 Schuh lang, jederseits mit 23 Zähnen 2 Zoll lang, nehmlich außerhalb des Zahnfleisches. Oberkiefer ragt 5 Schuh darüber hervor, gerad abgestutzt und 9 Schuh hoch; das Spritzloch oben auf seiner Spitze hat einen Schließmuskel; keine Zähne, sondern 23 Gruben für die untern. Augen sehr klein, am dicksten Theile des Kopfes mitten in der Seite, hinter und über dem Mundwinkel, 5 Schuh hinter demselben; die Brustfinne 3 Schuh lang, 18 breit. Die Oberhaut sehr dünn und graulich, unten schmutzig weiß, darunter die Haut schwarz,  $\frac{1}{2}$  Zoll dick, und darunter der Speck 4—9 Zoll dick. Unter diesem eine Lage von starken, sehnigen Bändern. Der Walrath flüssig in einer Höhle, längs dem Hirn, aber ganz davon getrennt. Das Thier fieng bald an zu faulen, sich aufzublähen und da und dort zu bersten, so daß die Därme und der Walrath herausdrangen. J. Robertson, Philos. Trans. LX. 1770, p. 321. tab. 9.



Diese Walrath- oder Amberwale finden sich nicht bloß im atlantischen Meer, sondern auch an Africa und Indien. Marco Polo wurde schon anfangs angeführt.

Leo Africanus (Buch 9.) gibt dem Amberfisch eine Länge von 25 Klaftern, einen steinharten Kopf, und sagt, man sehe ihn nur todt an den Strand geworfen. Rumph führt ebenfalls einen auf Amboina gestrandeten an, 60 Schuh lang mit 2 Pfund schweren Zähnen im Unterkiefer; der Walrath sey in kleinen Zellen, wie Ganseyer, im Kopfe enthalten, und das Ganze sehe aus wie Waben. (Amboin. Rariteit Kammer. Fol.)

Ueber den Ursprung des Ambers

ist man lange Zeit im Blinden herum getappt.

Nach R. Boyle behauptete ein Factor der niederländischen Colonie zu Batavia 1672, der Amber sey kein Auswurf des Wals, sondern stikere aus der Wurzel eines Baums am Strande wie ein Gummi und falle ins Meer, wo man Stücke von 1—5 Pfund finde. Phil. Trans. Nro. 97.

Tredway dagegen erzählt, es hätte jemand am Strande von Jamaica ein Stück 150 Pfund schwer gefunden, und würde von einem Thierchen hervorgebracht wie Honig oder Seide; er habe es lebendig gesehen und glaube, es schwärme wie Bienen an der Küste oder im Meere selbst herum. Tredway selbst hat darinn Schnäbel, Flügel und andere Theile vom Leibe dieses Geschöpfs gefunden. Phil. Trans. Nro. 232. p. 711.

Nach Boyleston fanden die Fischer von England bey dem Ausschneiden eines Wals zufällig gegen 20 Pfund Ambra. Dadurch aufmerksam gemacht, haben sie alle Bale geöffnet und in verschiedenen männlichen Thieren, nie in weiblichen, etwas Ambra gefunden, jedoch kaum bey einem unter hundert; es sey in einer Blase hinten im Leibe ohne allen Ausgang; bisweilen sey sie aber auch ganz leer gewesen. Philos. Trans. 1724. Nro. 384.

Atkins, der sich um das Jahr 1720 gegen 12 Jahr lang mit der Walfischerey beschäftigt hat und einer der ersten war, welcher die Walrathfische steng, sagt: man findet den Amber bloß in diesen Balen, als kugelige Körper von verschie-

denen  
einem  
Sack,  
stark  
schwin  
Zwieb  
als d  
Alter  
daher  
nicht  
Harn  
abridg  
den  
neda  
man  
Voge  
Feder  
rieche  
Klau  
Wach  
eben  
quelle  
Bode  
obsch  
gewi  
durch  
vorzi  
daß  
100  
ob  
wuri  
und  
er  
Bod  
aus  
D



denen Größe, 3—12 Zoll dick,  $1\frac{1}{2}$ —22 Pfund schwer, los in einem ovalen, 3—4 Schuh langen und fast eben so weiten Sack, hinten in der Bauchhöhle. Er ist mit einer dunkelgelben, stark riechenden Flüssigkeit angefüllt, worinn die Amberkugeln schwimmen, welche aus mehreren Lagen bestehen, fast wie Zwiebeln. Man findet bey 2 oder 3 Walen gewöhnlich nichts als diese Flüssigkeit und die Kugeln sollen überhaupt erst im Alter entstehen, und zwar bloß bey den Männchen, was aber daher kommen mag, daß die Weibchen als sehr scheu fast gar nicht gefangen werden. Man glaubte, dieser Sack sey die Harnblase. Dudley, Phil. Trans. 1725. Nro. 387. Reid, abridg. VI. 3. p. 74.

Dr. Neumann hat sodann alles, was zu seiner Zeit über den Amber bekannt war, zusammengestellt. Lopez di Castagneda (India orient. 1578. Lib. IV. cap. 35.) hat ihn, weil man Schnäbel und Klauen darinn findet, für den Mist eines Vogels gehalten, so groß wie eine Gans mit schönen, gefleckten Federn, welcher auf Madagascar und den Malvinen von wohlriechenden Kräutern lebt; aber wie sollten dann Schnäbel und Klauen hineinkommen. Viele andere hielten ihn für eine Art Wachs von Bienen verfertigt, welche aber niemand gesehen hat; eben so wenig den Baum, woraus er wie Gummi oder Harz quellen soll. Nach Andern sey er eine Art Pilz, der auf dem Boden des Meeres wachse, wieder nach Andern Meerschäum, ob schon man ihn nicht da findet; nach Andern sollen die Bale gewisse Früchte, welche ins Meer fallen, verschlucken und daraus durch Verdauung den Amber bereiten. Die Meisten aber und vorzüglich die Fischer in Madagascar und Japan versichern, daß er der Unrath der Bale sey, in denen man bisweilen über 100 Pfund finde. Ob sie aber denselben verschlucken, oder ob er in ihnen erzeugt werde, blieb unentschieden. Endlich wurde man durch die Beobachtungen von Boyleston, Atkins und Dudley überzeugt, daß er nur bey dem Pottfisch vorkommt; er selbst glaubt, daß er ein Erdharz sey, welches aus dem Boden des Meeres quesse und sich verdichte. Am meisten kommt aus Ostindien, von Madagascar, den Molucken, Sumatra,



Borneo, Cap Comorin in Malabar und von der äthiopischen Küste. Man will Klumpen gefunden haben von 33 Pfund 42. 80. 130. und sogar von 30 Centner; ein Stück war 90 Hand breit lang und 18 breit. Ein Stück von 180 Pfund war 5 Schuh 8 Zoll lang und 2 Schuh 2 Zoll dick und wurde mit 11000 Dollar bezahlt. Phil. Trans. tom. 38. Nro. 433. et 435.

Im Jahr 1783 hat Dr. Schwediaur wieder eine Zusammenstellung über das Vorkommen und die Natur des Ambers bekannt gemacht, dabey aber nicht viel Neues mitgetheilt. Nach Pottfischfängern von England finde man den Amber meistens in fränklichen und magern Thieren, nur 2 oder 7 Schuh von der Deffnung des Mastdarms, woraus der Verfasser vermuthet, daß er im Blinddarm liege; bey den weiblichen Thieren sey er seltener. Er stecke meistens voll Schnäbel von Dintenschnecken. Phil. Trans. 73. 1783. pag. 226., (übersetzt von Schneider in den Leipziger Sammlungen zur Physik. III. 333., und in seinen Beyträgen. 1795. 121.).

b) Es wird gegenwärtig starker Walfischfang auf der südlichen Erdhälfte von den Engländern und Nordamericanern getrieben. Bey der Insel Timor fängt man einen Cachalot, welcher sich von den andern dadurch unterscheidet, daß er auf der Mitte des Rückens einen großen und vor und hinter demselben 5—6 kleinere Höcker hat (Ph. polycyphus).

Die Augen liegen so tief, daß er nur seitwärts sehen kann; das Spritzloch liegt vorn und oben auf dem Rande der Schnauze. Sie leben von Dintenschnecken, welche sich 80—90 Faden tief halten; die Walfischfänger ziehen sie auch aus dieser Tiefe herauf, um sich davon zu ernähren. Man kann sie auf dem Kopfe nicht harpunieren, weil er so hart ist, daß kein Eisen durchgeht. Der Kopf von einem 64 Schuh langen gibt 24 Fässer Walrath (Barils de Blanc de Baleine), und der Speck, den man in senkrechten Streifen herabscheidet, 70, 80 und bisweilen 100 Fässer Thran. Das Faß enthält  $31\frac{1}{2}$  Galonen, die Galone 4 Pinten, also 3075 Pinten, 2859 Litre Walrath und 12812 Pinten oder 11913 Litre Thran, wenn solch ein Thier 100 Fässer liefert. Die Weibchen bleiben kleiner und geben nicht über



18 oder 20 Fässer Walrath; an der Küste von Neuseeland 25—30; aber daselbst sind auch die Männchen viel größer als im großen indischen Archipelag.

In London soll jetzt für beide Substanzen einerley Preis seyn, 120 Pfund Sterling für 20 Centner. Wenige Jahre vorher kostete die Tonne Walrath 15—20 Pfund mehr als der Thran. Schemals verkaufte man auch beide getrennt und die Fabricanten mischen sie nachher; gegenwärtig kauft man sie mit einander. Der Amber, welchen man sehr selten bey diesen Thieren findet, kostet jetzt 8 Pfund Sterling die Unze; oft muß man 2 bis 3 Reisen machen, ehe man welchen bekommt. Einmal hatte ein Schiffer das Glück, bei einem einzigen Cachalot 50 Pfund zu finden bey den Inseln Goula Bessi.

Aus den Kieferknochen macht man Stöcke und Splißknebel, um die Enden zweyer Laue um einander zu drehen. Man verkauft sie auch an die Einwohner der asiatischen Inseln, welche daraus allerley Waffen verfertigen. B. Hammat in *Voyage de Freycinet* 1824. p. 80. tab. 12.

Diese vielen Höcker auf dem Rücken scheinen anzudeuten, daß sie nur zufällige Einkerbungen sind, vielleicht wegen des vielen Speckes. Es ist also wohl auch keine eigene Gattung.

#### b. Die Dünnköpfe

haben einen dünneren Kopf als der Leib.

#### 3. G. Die Einhörner oder Narwale (Monodon)

haben einen ziemlich regelmäßigen Leib, wie die Delfine, 2 Spritzlöcher in einer mondformigen Oeffnung gegen die Stirne; Kiefer zahlos, außer vorn im Oberkiefer 2 gerade und schnurförmig gedrehte Zähne, wovon aber nur einer sehr lang herauswächst.

Es gibt davon nur eine einzige Gattung.

#### 1) Das gemeine (M. monoceros), Narval,

wird kaum 20 Schuh lang, und der grad ausstehende Zahn fast halb so viel und so dick als das Handgelenk; der Kopf stumpf, das Maul klein, der Rücken scharf aber ohne Finne; die Färbung schwarz, im Alter aber weiß marmorirt.

Die eigentliche Heimath dieses sonderbaren Wales ist das



Eismeer, besonders die Meerenge Davis, in der Discobucht, von wo er selten südlicher zieht. Seine Hauptnahrung besteht in Schollen und größern Actinien, welche er mit dem Zahn anstechen und denselben in die Höhe richten soll, wodurch diese allmählich gegen das Maul rutschten, so daß er sie endlich mit der Zunge einziehen könne. Es ist in der That schwer zu sagen, auf welche Weise dieses Thier seine Nahrung zum Maule bringt, indem der ungeheure Zahn es offenbar hindert, Thiere mit seinen Rippen vom Boden aufzunehmen. Das Anspießen derselben klingt gar zu abenteuerlich. Man weiß aber nun, daß es schwimmende Fische und Dintenschnecken fängt; wie es die Untersuchungen des Inhalts seines Magens lehren.

Es liebt vorzüglich die kältesten Gegenden, und da es oft Athem holen muß, so suchen sie die offenen Stellen im Eis, wo so viele zusammen kommen, daß man sich wundern muß, wie sie sich mit ihrem Zahn, den sie beym Schwimmen einander fast auf den Rücken legen, nicht verletzen. Der eine Zahn bleibt gewöhnlich im Kiefer stecken, der andere aber, und zwar meistens der auf der linken Seite, wächst heraus. Es gibt jedoch Beyspiele, daß sich beide Zähne ganz entwickelt haben; bey den Weibchen dagegen bleiben oft beide zurück.

Sie werden, jedoch selten, wie die andern mit Harpunen gefangen, theils wegen des Specks, theils wegen des harten Zahnes, welcher manchsaltig, wie Elfenbein, von den Grönländern auch zu Jagdgeräthen verarbeitet, und als Zeltstangen und sonst in den Häusern angewendet wird. Sie essen das Fleisch gekocht und getrocknet, die Haut und den Speck roh, brennen auch den letztern in den Lampen; selbst die Därme werden gegessen, aus dem Schlund Blasen gemacht, die beym Fischfang brauchbar sind; die Flehsen geben guten Zwirn. O. Fabricius, Fauna groenl. p. 29.

Obschon dieses sonderbare Geschöpf, so viel man weiß, nicht ins mittelländische Meer kommt; so muß man sich doch wundern, daß den Alten gar keine Nachricht davon zugekommen ist. Nur Strabo sagt, es gebe auch ein Einhorn (Oryx) im Meer, sey



groß, und finde sich häufig mit dem Wal- und Pottfisch im atlantischen Meer, in der Nähe von Spanien.

Albert der Große (geb. in Schwaben 1206, gest. 1280) scheint der erste zu seyn, welcher davon redet: Es sey ein Fisch, welcher ein Horn an der Stirn trage, womit er Fische und gewisse Schiffe durchbohren könne; aber er sey so faul, daß diejenigen, welche er angreife, leicht entfliehen können. *De animalium proprietatibus*. Romae 1478. Fol. (Buch XXIV. S. 244.)

Dann sagt der unbekannte Auctor von der Natur der Dinge (*De naturis rerum*) bey Vincentius Beluacensis, der unter Ludwig IX. König von Frankreich (1226 — 1264) gelebt hatte: Das Einhorn sey ein Meer-ungeheuer, welches ein sehr großes Horn an der Stirn habe, und damit Schiffe durchbohren und zerstören und viele Menschen zu Grunde richten könne; aber die Liebe des Schöpfers habe hier auch für den Menschen gesorgt, indem er das Thier so langsam erschaffen, daß die Schiffe, wenn sie es sehen, Zeit hätten zu entfliehen. *Speculum naturale*. Basileae 1481. Fol. XVII. cap. 120. Olaus Magnus weiß um 1540 nicht mehr davon: denn er wiederholt bloß die obigen Worte (XXI. Cap. 10), und bildet einen Fisch ab mit einem auf der Stirn stehenden, nach oben gerichteten Horn, wie bey dem Nashorn. Rondelet läßt es 1554 ganz aus. Auch Gesner weiß 1558 nichts weiter davon, als was die vorigen gesagt; Aldrovand spricht gar nicht davon. Jonston (*Hist. nat. de piscibus* 1649.), und besonders Wormius (*Museum wormianum* 1655.) nebst Thomas Bartholin gaben bessere Nachrichten und Abbildungen von dem Zahn (*de Unicornu* 1645. 8.); der letztere sagt schon, daß das Wort *Nar* im Isländischen Nas bedeute. Rochefort gab 1658 eine ziemlich gute Abbildung des Thiers, welche ihm von Walfischfängern aus der Davisstraße mitgetheilt worden war (*Hist. nat. des Antilles* 4. pag. 188.). Nach allen steht der Zahn auf der linken Seite, ist gedreht und manchmal 15—16 Schuh lang. Es kämpfe damit gegen die Walfische, und zerbreche das Eis, von dem es oft umgeben sey; daher finde man bisweilen mit abgebrochenen Zähnen.

Martens hat es nicht selbst gesehen, weil es an Spitz-



bergen selten sey, jedoch bisweilen häufig vorkomme; er habe keine Rückenfinne wie man sie ihm annahm, sey schwarz, manchmal aber apfelgrau, wie die Pferde, unten weiß, 16—20 Schuh lang; sie liefen sehr schnell und truppweise und hielten die Zähne aus dem Wasser (Spitzbergen S. 94.).

P. L. Sachs gab 1676 eine eigene Schrift darüber heraus (Monocerologia 8.), mit ziemlich guten Abbildungen, und man bemerkte schon, daß das Thier auf jeder Seite einen Zahn habe, wovon aber der auf der rechten Seite vorrückert und in der Zahnhöhle stecken bleibe. Tycho n i u s zu Kopenhagen schrieb darüber eine Abhandlung (Monoceros haud monoceros 1706.). Von dieser Zeit an war das Thier ziemlich bekannt, aber eine gute Abbildung haben wir erst 1820 von Scoresby erhalten.

Hin und wieder erschienen kleinere Nachrichten, meistens in Gesellschaftsschriften, aber von wenig Werth.

Nach Zorgdrager hat Grönland zu allen Zeiten viele Einhornzähne geliefert, und man findet daher sehr viele in Dänemark; aus der Davisstraße kommen 8—9 Schuh lange. Der Zahn wird wie andere Zähne ausgestoßen; denn als der König von Dänemark einstens jemanden ein Stück von einem solchen Zahn zum Geschenk machen wollte, und denselben durchsägen ließ, so fand man in seiner Höhle einen kleinern, welcher 1 Schuh lang war und eben so fest als der äußere: daher findet man auch oft einzelne Zähne, welche auf dem Eis von Grönland nach Island getrieben werden. Diese Zähne stunden vor Zeiten in einem außerordentlich hohen Preis, weil man glaubte, daß sie von dem Land-Einhorn der Bibel herstammten und gegen allerley Krankheiten gut wären. Vor nicht langer Zeit schickte die grönländische Compagnie viele große Stücke dieser Zähne, worunter eines von ungemeiner Größe war, nach Moskau, um dieselben an den Czar zu verhandeln. Sein Leib-arzt aber sagte, es seyen nur Fischzähne, und damit mußte der Kaufmann, ohne ein Stück los zu werden, wieder nach Kopenhagen zurückkehren. Als er diese unglückliche Zeitung an die Compagnie berichtete, antwortete ihm ein Mitglied: Wie seyd



Ihr doch so unerfahren! Ihr hättet dem Doctor 2 oder 300 Ducaten geben sollen, um ihn zu verpflichten, daß solche für Einhörner angesehen würden. — Daraus erkennt man deutlich, in welchem hohem Werth diese Waare stand. Uebrigens gibt Borgdrager eine schlechte Beschreibung von dem Thier: Sie hätten eine große und breite, stachelige Flosse auf dem Rücken, und am Anfang des Rückens 3 Löcher, wodurch sie das eingeschluckte Wasser, wie Walfische, wieder ausspieen u.s.w. Das Horn bildet er hin und her gebogen ab. (Grönländischer Walfischfang 1720, deutsch 1750. 4. S. 23.)

Die erste Zusammenstellung der früheren Beobachtungen, nebst eigenen Erkundigungen und Abbildungen gab Anderson 1740. Es hat nicht viel Speck, und der Thran davon sey dünner und nicht so übelriechend als der vom Walfisch. Eines von 20 Ellen, mit einem 7 Schuh langen Zahn, habe nur  $1\frac{1}{2}$  Tonnen Speck gegeben; der gewundene Zahn gehe linkerseits aus der Schnauze, und sey mit allerley Unreinigkeit überzogen, wovon er zuweilen ganz grün erscheine; rechterseits sey die Schnauze etwas kürzer und dicht zu. Nach Wormius (S. 292.) habe eines 30 Ellen gehabt, und einen 7 Ellen langen Zahn. Auch die weiblichen hätten den Zahn, und 1684 habe ein Schiffer sogar einen Kopf von einem Weibchen nach Hamburg gebracht, worinn 2 steckten, der linke  $7\frac{1}{2}$  Schuh lang, der rechte 7, hinten 2 Zoll, vorn 13 von einander; sie stakten 1 Schuh tief im Kopfe, der  $2\frac{1}{2}$  Schuh lang war, und hatten hinten 9 Zoll im Umfang. Anderson hat sie abgebildet. Das sey aber eine große Seltenheit, und man finde einen solchen Schädel nur in einer Sammlung zu Hamburg [wo er sich noch findet, in Rüdigers Cabinet] und in Kopenhagen. Sie seyen sehr geschwinde Schwimmer, indem sie mit dem Schwanz fortrudern, jedoch sich mit den kurzen Brustfinnen nur schwer wenden könnten; man würde sie auch schwerlich anschießen können, wenn sie nicht schaaarenweise giengen, und sich dann so an einander drängten, daß die hintern den vordern die Zähne auf den Rücken legten und sich dadurch hinderten, schnell genug auf den Grund zu gehen. Im Winter 1736 bekam er ein männliches, welches in der



Elbe strandete. Es war nicht länger als  $10\frac{1}{2}$  par. Schuh; der Zahn ragte 5 Schuh 4 Zoll hervor; die Haut schneeweiß, oben mit unzähligen schwarzen Flecken, glänzend und weich wie Sammet; Gestalt mehr dick als länglich, mit einem abgestumpften Kopf, der einem Felleisen nicht unähnlich ist; Brustflossen nur 9 Zoll lang und nicht 2 Hand breit; der Schwanz 3 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll breit. Der Zahn geht nicht unter der Oberlippe hervor, sondern durchbohrt dieselbe. Das Maul liegt sehr tief unten, ist sehr klein, nicht viel über eine Hand breit, ohne alle Zähne, nur das Zahnfleisch etwas hart und rauh; die Unterlippe kurz und schmal. Oben auf dem Kopf ein mit Fleisch ausgefülltes und einer beweglichen Klappe versehenes Blasloch, wodurch der Fisch das eingeschürfte Wasser wieder ausspricht. Die Augen stehen an den Seiten hinter dem Maul, und nur ein wenig höher als dasselbe; ihre Oeffnung gar klein und mit einer Art von Augenliedern versehen. Abgeb. S. 204.

Die Grönlandsfahrer halten die Einhörner für eine Anzeige nachfolgender Walfische, und machen sich zur Jagd fertig. Man schließt daraus, daß sie einerley Nahrung genießen, und die Einhörner, wegen Mangel der Zähne, keine Fische, sondern nur Weichthiere fressen. Island S. 201.

In demselben Jahr bekam Klein denselben aus der Elbe, den er ziemlich gut abbildet. Er maas 18 Schuh, wovon der Zahn 6, auf der linken Seite die Oberlippe durchbohrend. Färbung mit weißen und braunen Flecken getigert. Missus II. 18. tab. 2.

Die erste genaue Beschreibung eines 1808 an Hitland gestrandeten, noch ziemlich jungen Narwals verfaßte Fleming in den englischen Abhandlungen der Wernerischen Gesellschaft I. 146. T. 6.

Scoresby fieng an Grönland zwey weibliche Narwale an einem Tage, wovon der eine einen Zahn hatte, was bekanntlich bey diesem Geschlecht ganz ungewöhnlich ist; er war ebenfalls auf der linken Seite und maas 4 Schuh 3 Zoll, mitgerechnet 12 Zoll, die in dem Oberkiefer staken, hatte auch einen Milchzahn, wie er bey den weiblichen Narwalen gewöhnlich ist,



9 Zoll lang. Das Thier war  $13\frac{1}{2}$  Schuh lang, schön gesprenkelt mit bläulichschwarzen oder grauen Flecken, ganz wie die andern, denen der lange Zahn fehlt. Der andere hatte 2 Milchzähne, nur 8 Zoll lang und ganz im Oberkiefer verborgen. Im Magen eines andern fand man halbverdaute Fische, Fischgräten, Arme von einer Dintenschnecke, welche die Hauptnahrung des Thiers auszumachen scheint, Stücke vom Rückgrath einer Scholle, eines Schellfisches und des Glattrochens; der letztere 2 Schuh 3 Zoll lang und 1 Schuh 8 Zoll breit. Es ist merkwürdig, daß der Narwal, der keine Zähne im Maule hat, so große Fische wie die Glattrochen verschlingen kann, die fast drey mal so breit sind, als sein Maul. Dieser Narwal war ein Männchen und hatte einen 7 Schuh langen Zahn, womit er wahrscheinlich den Rochen durchbohrt und getödtet hat, ehe er ihn verschlingen konnte. Bey einem, dessen Leibeslänge 14 Schuh betrug, war die Haut weiß oder gelblichweiß mit grauen und bräunlichschwarzen Flecken von unregelmäßiger Gestalt; bey jüngern ist das Weiß weniger hervorstechend. Ein männlicher von 10 Schuh 8 Zoll Länge, Zahn 19 Zoll, hatte eine viel dunklere Farbe, oben schwarz, unten grau und weiß gefleckt, aber nirgends ganz weiß. Die Augen 15 Zoll hinter der Schnauze, die Ohren 6 Zoll hinter diesen und in derselben Höhe; aber nicht weiter als eine Stricknadel. Das Ende der 12 Zoll langen und 6 breiten Brustflossen, nach oben gebogen, scheinen nur das Gleichgewicht zu halten, während sie bey dem Walfisch, wo sie freylich viel größer sind, wohl auch zur Neigung auf die Seite und zur Wendung beytragen, was bey dem Narwal allein durch den Schwanz bewerkstelligt wird.

Das Blasloch ist auswendig einfach und hat die Gestalt eines Halbmondes, die Hörner nach vorn,  $3\frac{1}{2}$  Zoll breit, theilt sich nach unten oder innen in die zwey gewöhnlichen Nasengänge, und ist durch eine oder vielmehr zwey verwachsene Klappen verschließbar. Sie liegen nur flach oben auf und gehen nicht wie bey dem Walfisch gleich einem Stöpsel hinein [diese Klappe stellt wohl nichts anderes als den Nasenknochen vor].

Der ausgewachsene mißt 13—16 Schuh ohne den Zahn;



im Umfang 8—9 Schuh. Die Gestalt des Kopfes und Leibes ist ziemlich walzig, das Kreuz kegelförmig, die Schwanzwurzel rautenförmig wegen der Schärfe auf Bauch und Rücken. Der Kopf beträgt ungefähr  $\frac{1}{2}$ , der Leibeslänge, ist klein und vorn abgerundet, Schwanz 3 Schuh breit. Das Thier hat keine Rückenfinne, sondern an deren Stelle eine aus Fettsubstanz bestehende, unregelmäßig zugespitzte Erhöhung, 2 Zoll hoch und  $2\frac{1}{2}$  Schuh lang, ziemlich genau in der Mitte zwischen Schnauze und Schwanz. Die grauen oder schwärzlichen Flecken, womit die Haut gesprenkelt ist, sind rundlich oder länglich, etwa 2 Zoll breit und stehen auf dem Rücken am dichtesten; hinter dem Blasloch oft ein ganzes Stück von bräunlichschwarzer Farbe, ohne Weiß dazwischen. Die Farbe der Säuglinge bläulichgrau. Es gibt Zähne 9—10 Schuh lang; früher wollte man 15 Schuh lange gesehen haben; er steht immer auf der linken Seite, ist grad, gelblichweiß, so hart wie Elfenbein, spiralförmig von der Rechten nach der Linken gewunden, vorn dünner und hohl fast bis zur Spitze. Einer von 5 Schuh Länge ist hinten  $2\frac{1}{4}$ , in der Mitte  $1\frac{3}{4}$ , kurz vor der Spitze  $\frac{3}{8}$  Zoll dick; er hat 5—6 Spiralwindungen, welche 6 Zoll von der Spitze aufhören. Der Zahn auf der rechten Seite ist 9 Zoll lang und ganz im Schädel verborgen. Die Weibchen und die Jungen haben 2 dergleichen, bey den männlichen glatt, bey den Weibchen rauh, hinten mit einem Seitenknorren. Zwey vorragende Stoßzähne sind äußerst selten, und Scoresby hat keine gesehen. Sehr nöthig zur Nahrung muß der Zahn den Thieren nicht seyn, weil er den Weibchen fehlt: da aber die Spitze abgeschliffen ist, und abgebrochene wieder abgerundet werden, so durchstechen sie vielleicht damit dünnes Eis, um Athem zu holen. Daß sie damit Thiere auf dem Boden anspießen sollten, ist nicht wahrscheinlich, weil man sie meistens in so tiefem Wasser antrifft, daß sie den ungeheurn Druck desselben auf dem Boden des Meeres nicht aushalten würden. Wirbel am Halse 7, am Rücken 12, am Schwanz 35.

Es sind muntere und harmlose Thiere, meist ein Halbduzend beyammen und von einerley Geschlecht; beym Athmen liegen sie



oft einige Minuten lang ohne Bewegung an der Oberfläche und lassen nur Rücken und Kopf sehen. Sie schwimmen sehr geschwind, und tauchen harpuniert wie der Walfisch, aber nur 200 Faden tief; dann kommen sie herauf und werden meistens in wenigen Minuten mit einer Lanze erlegt.

Einer von 15 Schuh maasß bis zu den Augen  $13\frac{1}{2}$  Zoll, zu den Finnen 3 Schuh, 1 Zoll, zur hintern Oeffnung 9 Schuh, 9 Zoll, Rückenkamm 6 Schuh; Zahn 5 Schuh, dick an der Wurzel  $2\frac{1}{4}$  Zoll; Umfang in der Mitte  $8\frac{1}{2}$  Schuh, des Kopfes bey den Augen  $5\frac{1}{4}$ , Brustfinnen 13 Zoll lang,  $7\frac{1}{2}$  breit, Schwanz 14 Zoll lang, 3 Schuh breit, Blasloch  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang,  $3\frac{1}{4}$  breit. Das Blut, anderthalb Stunden nach dem Tode, hatte noch eine Wärme von  $97^\circ$  Fahrenheit. *Artic regions I. 486. II. tab. 15. fig. 1. 2. Tagebuch 154. T. 6.*

In der Abbildung durchsicht der Zahn ebenfalls die Oberlippe, was aber im Texte nicht bemerkt wird. Die Zähne stecken nicht im Zwischenkiefer, wie man noch vor Kurzem gemeint hat, sondern im Oberkiefer selbst und entsprechen mithin nicht den Vorder-, sondern den Eckzähnen. So zeigen es die Abbildungen von Albers (*Icones tab. 2. 3.*) nach einem Schädel in Froriep Sammlung und die Abbildungen von D'Alton *T. 6. Rapps Cetaceen 1837. S. 46.*

#### 4. G. Die Tümmler oder Delphine (*Delphinus*)

sind von mäßiger Größe mit einem kleinen Kopf und einem einzigen mondformigen Sprizloch hinten im Gesicht; kleine, gleichförmige, einspitzige und in einander greifende Zähne in beiden Kiefern.

Sie sind durch das Gehör characterisirt.

Die Delphine sind diejenigen Wale, welche am meisten bekannt sind, weil sie sich in allen Meeren um Europa häufig aufhalten, neugierig um die Schiffe schwimmen und wegen ihrer Kleinheit leicht zu fangen, zu betrachten und zu zerlegen sind. Wer daher an einer Küste wohnt, sey es am Weltmeer, am mittelländischen oder in der Dilssee, der hat auch Delphine gesehen. Was wir von der Anatomie der Walfische wissen, beschränkt sich größtentheils auf die Anatomie der Delphine. Von



keinem Wasserthier wissen die Alten mehr Geschichten zu erzählen als vom Delfin. Dichter und Naturforscher haben sich um die Wette beeifert, denselben zu besingen und ihm eine Menge Tugenden und verständige Handlungen anzupreisen, wie man sie bey keinem Landthier findet und bey vielen Menschen vermisst. Was von ihrem Bau und ihrer Lebensart den Alten bekannt war, haben wir schon bey dem Anfang dieser Kunst mitgetheilt.

Sie wachsen sehr schnell und erreichen nach 10 Jahren ihre Größe; auch leben sie lang und man hat Beweise, daß sie 25—30 Jahre alt wurden. Wenn sie häufig auf dem Wasser spielen, so soll es ein Ungewitter anzeigen. Sie haben einige Stimme, welche aber nur einem Kreischen oder Aechzen ähnlich ist, weil die Zunge angewachsen ist und die Lippen unbeweglich sind. Sie hören sehr gut, obschon man keine äußere Ohröffnung wahrnehme; sie lieben die Musik, werden dadurch besänftiget, besonders durch Blasinstrumente. Sie fürchten sich nicht vor den Menschen, kommen zu den Schiffen, springen spielend aus dem Wasser und folgen denselben auch bey dem schnellsten Seegeln. Unter dem Kaiser August wurde einer in den lucrinischen See versetzt. Als ihm ein armer Knabe, der sich immer zur Mittagszeit um den See aufhielt, Brod zuwarf; so kam er auf den Ruf Simon herbey und gewann denselben allmählich sehr lieb. So oft ihn der Knabe auch zu anderer Zeit rief, so kam er selbst aus der Tiefe herbey, fraß ihm aus der Hand und bot ihm den Rücken zum Aufsitzen dar, nachdem er die Finne niedergelegt hatte; dann trug er ihn durch das weite Meer bis nach Puteoli zur Schule, und wieder zurück mehrere Jahre lang. Als der Knabe an einer Krankheit starb, kam er manchmal an den gewohnten Ort, zeigte sich traurig und starb endlich, wie man glaubte, aus Sehnsucht. Ein anderer an der africanischen Küste nahm ebenfalls den Menschen die Nahrung aus den Händen, ließ sich betasteln, spielte mit den Badenden und trug dieselben herum, wenn sie sich auf ihn setzten; als er aber von Flavianus, dem Proconsul von Africa, mit einer Salbe überstrichen und davon so betäubt wurde, daß er wie todt herumflözte; so meidete er den Umgang der Menschen und kam erst nach einigen



Monaten wieder zurück. Dergleichen Beyspiele gibt es unzählige, und das macht auch die schon von Herodot erzählte Sage vom Citherspieler Arion glaublich. Das Schiffsvolk wollte ihn, als er von Tarent abgefahren war, tödten, um sich seiner Reichthümer zu bemächtigen; er bat sie aber, ihn vorher noch auf der Cither spielen zu lassen. Gleich versammelte sich eine Menge Delphine; er warf sich ins Meer und wurde von einem bis an die Küste von Taenarium im Peloponnes getragen. An der Küste von Montpellier helfen sie den Menschen die Meeräschen fangen, welche zur Zeit der Ebbe in Menge herbeykommen. Die Fischer rufen Simon, und dann eilen die Delphine wie in einer Schlachtordnung herbey und jagen die Fische auf Untiefen. Sie bekommen von den gefangenen ihren Theil, und werden außerdem mit in Wein getunktem Brode gespeist. Im jassischen Meerbusen kommen die Delphine selbst bey Nacht und Fackelschein zum Fischen herbey, empfangen Nahrung aus der Hand, und dann gesellt sich einer zu jedem Kahn als Gehilfe. Sie haben selbst unter sich eine gemeinschaftliche Verbindung. Als der König von Carien einst einen fangen und im Haven anbinden ließ; so versammelte sich eine große Menge und bat mit sichtlicher Betrübniß so lange um Erbarmen, bis ihn der König losließ. Plinius IX. Cap. 8—10. Gesner erzählt noch eine Menge Beyspiele der Art (IV. de piscibus pag. 380.). Belon versichert, daß die Fischer in Griechenland die Delphine noch zu seiner Zeit liebten und wieder aus den Netzen ließen, weil sie ihnen die Fische herbeytrieben; freylich zufällig, indem sie ihrer eigenen Nahrung nachgehen.

Rondelet hat zuerst die sehr engen und daher früher unbemerkten äußeren Ohrgänge hinter den Augen entdeckt. Diese Thiere wurden nachher so vielfältig anatomiert und beschrieben, daß es unmöglich wäre, nur die wichtigern Schriftsteller aufzuführen.

Die Zahl der Gattungen ist sehr groß; es gibt jedoch nur wenige, welche für uns von Wichtigkeit sind. Man bringt sie in zwey Abtheilungen, in Spitz- und Kurzköpfe.



a. Die Spitzköpfe haben eine gewölbte Stirn, aber eine dünne, schnabelförmige Schnauze. Hierher gehört:

1) Der gemeine Delphin oder der Lämmel der Alten (D. Delphis), Oye de mer, ist 6 Schuh lang, oben schwarz, unten weiß; jederseits unten und oben 42—47 Zähne, die Rückenfinne ziemlich hoch und spitzig.

Ist die gemeinste Gattung im Mittelmeer, findet sich aber auch im atlantischen, und geht nördlich bis über England hinaus, selbst manchmal bis Grönland, wo er von den Walfischfängern Schnabelfisch und Springer genannt wird.

Er ist es, auf welchen sich die Erzählungen der Alten beziehen. Er liefert Ithran, und das ehemals geschätzte, aber harte und schlechte Fleisch wird jetzt nur von armen Leuten gegessen. Belon, Aquat. p. 7. Fig. Rondelet S. 459. Fig. Klein, Missus II. p. 24. tab. 3. fig. A. Schreber L. 343. Fabricius, F. groenl. p. 48. Lacepede L. 13. Fig. Schädel. Klein L. 1. F. 2. Cuvier, Oss. V. 1. p. 295. tab. 21. fig. 9, 10.

Er findet sich häufig auf griechischen und römischen Münzen.

2) Der große (D. tursio,orca L.), grand Dauphin, Souffleur, wird 10—15 Schuh lang, Leib sehr dick, fast ganz schwarz, nur am Bauche etwas weiß, die Schnauze oben ausgeschweift, die Rückenflosse ziemlich weit hinten, Zähne stumpf, oben und unten jederseits 21—24.

Dieser überall seltene Lämmel findet sich von Grönland an bis ins Mittelmeer, und wird von den Franzosen vorzüglich der Blaser (Souffleur) genannt, wahrscheinlich weil man ihn wirklich blasen sieht, was bey den gemeinen Delphinen kaum der Fall ist.

Martens nennt sie Buhköpfe mit niedriger Rückenfinne; er hat sie 16—20 Schuh lang gesehen, oben braun, die Stirn aber weiß marmoriert, der Bauch weiß, der Kopf geht vorn stumpf nieder und der Schnabel ist überall gleich dick, während



er bey dem Tunia vorn spitziger ist; die Rückenfinne gleicht aber der feinigern, die Brustfinnen dagegen mehr denen des Walfisches, wie auch der Schwanz. Er bläst nicht mit solcher Macht und in gleicher Höhe wie der Walfisch, bey dem das Wasser wie ein Springbrunnen aufsteigt, sondern so, wie wenn man Wasser aus der ganzen Breite des Mundes ausspeyt oder es aus einem Gefäß auf die Erde fallen läßt, daß es von einander spritzt. Auch im Klang ist ein Unterschied. Das Blasen des Buchkopfs gleicht einem Rucksen, das des Walfisches dagegen braust wie ein Stück, das von ferne gehört wird. Sie laufen gegen den Wind wie die Tunine, Wal- und Finnfische, und so nah an den Schiffen, daß man sie mit einem Stocke stoßen kann, halten sich auch viel länger daran als andere, welche sich vor den Schiffen scheuen. Sie toben oft heftig im Wasser, weil sie, wie es scheint, schon etliche Tage vorher ein Ungewitter spüren. S. 93.

An Grönland heißt er Nesernak, schwimmt bisweilen truppweise, ist jedoch selten. Fabricius, F. groenl. p. 49.

J. Hunter hatte einen von 11 Schuh Länge. Er wurde an England gefangen, hatte 7 Halswirbel, 17 Rückenwirbel, aber dennoch 18 Paar Rippen, 37 Schwanzwirbel. Philos. Trans. 77. 1787. p. 373. tab. 18. Bottle-nose-Whale. Schädel, Klein II. 22. T. 1. F. 1. Orca. Camper, Cetacées tab. 35. 36. 39. 40. Cuvier, Oss. V. 296. tab. 21. fig. 3. 4.

Nach Belon nannten die Franzosen diesen oder wenigstens einen sehr ähnlichen Schlauchdolphin (oudre), und er glaubte deshalb, daß es die Orca der Alten sey, weil dieses Wort dasselbe bedeutet. Er sey am Rumpfe ungewöhnlich dick und unter denjenigen Walen, welche an die französischen Küsten kommen, sey er, mit Ausnahme des eigentlichen Walfisches, bey Weitem der größte: denn er habe einen gesehen von 8 und einen von 10 Centner, über 18 Schuh lang und über 10 dick, jener 12 Schuh lang und 6 dick, Schwanz 1 Elle breit, die Schnauze nach oben gerichtet und in jeder Kieferseite 20 Zähne. Er sey dem Meerschwein übrigens sehr ähnlich und wurde auch



als ein solches zur Schau herumgeführt. Aquat. p. 18. fig.; étranges Poissons p. 33. fig. Orca. Gefner S. 749.

3) Der gangetische (*D. gangeticus*) scheint nur 7 Schuh lang zu werden, hat aber eine ungewöhnlich lange und dünne Schnauze und in jeder Kieferseite 20 Zähne. Das Blasloch steht nicht quer, sondern nach der Länge. Er lebt am Ausfluß des Ganges, wo er Sousou heißt, schwimmt aber so hoch in denselben hinauf, als er schiffbar ist. Man hält ihn für den Platanista des Plinius, nach welchem er ebenfalls im Ganges lebt und 23 Schuh lang werden soll. Lebeck, N. Abh. der Berl. Freunde III. 280. T. 2. Roxburgh, asiat. soc. of Calcutta VII. p. 170. tab. 3. Cuvier, Oss. V. 279.

h. Stumyffköpfe haben einen stumpfen Kopf ohne verlängerte Schnauze.

4) Der kleine Tümmler, Braunfisch und Meeresschwein (*D. phocaena*), Marsouin; Porposs; *Porcus piscis*, wird nur 4—5 Schuh lang, oben bläulichschwarz, unten weiß, die Rückenfinne ziemlich in der Mitte, an jeder Seite oben und unten 21—25 zusammengedrückte, scharfe Zähne.

Dieses ist der gemeinste Delfin an unsern Küsten in der Nord- und Ostsee und auch häufig im Eismeer bis Grönland, findet sich aber auch im Mittelmeer und, wie es scheint, im atlantischen bis in die heiße Zone. In der Nordsee kommen sie bis an den Strand, und kaum ist ein Schifflein angelaulen, so sammeln sich 3—6 rings darum in einer Entfernung von 30—50 Schuh, und folgen demselben eine viertel und halbe Stunde, indem sie den Leib nach unten mondförmig biegen, und mit dem Schwanz hinten ausschlagen, wodurch sie vorwärts getrieben werden. Dabey kommt jedesmal die Rückenfinne aus dem Wasser und es sieht aus, als wenn sie Wurzelbäume schlägen. Darauf bezieht sich auch der Name Tümmler. Sie sind ungemein neugierig und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf aus dem Wasser, um die Menschen anzusehen.

Martens nennt ihn Lunin und Meeresschwein. Er ist gemein und man sieht sie überall häufig im Meer, wo sie be-

sonder  
Kopf,  
ähnlich  
mitten  
Schwa  
Sie l  
Vogel  
sonder  
von d  
Island  
land.  
S. 8  
T. 3  
(Sque  
Klei  
nem  
7 M  
der M  
dem  
aus r  
Gatte  
scheint  
Nach  
ten:  
Span  
sich  
freyl  
heran  
man  
der  
Zug  
heiß  
men  
seyn  
D



sonders vor einem Sturm herauspringen wie Robben. Der Kopf, besonders die Schnauze, ist der von den Buzköpfen am ähnlichsten; das Maul voll kleiner, scharfer Zähne; die Finne mitten auf dem Rücken ist hinten mondformig, eben so der Schwanz und ohne Kerbe in der Mitte; Länge 5—8 Schuh. Sie laufen ganz schnell gegen den Wind wie ein Pfeil vom Bogen. Man gibt sich keine besondere Mühe, sie zu fangen, sondern nimmt sie nur gelegentlich. Er scheint ihn übrigens von dem Tümmler in der Nordsee zu unterscheiden. S. 94.

In Dänemark heißt er Bruskop, in Norwegen Niser; in Island Guinual; und wird daselbst gegessen, sowie in Grönland. Rondelet S. 473. Fig. Phocaena et Tursio (Gesner S. 837. Fig.). Klein II. 26. T. 2. u. 3. B. Schreber T. 342. Lacedede S. 287. T. 13. F. 2. T. 14. F. 2. (Squelette); Cuvier in Ménagerie du Muséum; Schädel. Klein I. T. 1. F. 3. Oss. V. p. 296. tab. 21. fig. 1. 2.

Alexander v. Humboldt sah auf dem Orenoco und seinem Seitenfluß, dem Apure, sehr häufig eine Menge Delyphine, 7 Meilen weit vom Meer. Zuerst Ende May im Apure in der Nähe aus San Fernando nach einem Sturm. Sie spielten auf dem Wasser in langen Reihen hinter einander. Sie sahen ganz aus wie der gemeine Tümmler, müssen aber doch wohl eine eigene Gattung seyn, da sie sich immer im süßen Wasser aufzuhalten scheinen. Die langsamen und faulen Crocodile scheinen die Nachbarschaft solcher lärmender und ungestümer Thiere zu fürchten: wenigstens tauchten sie unter, so bald jene kamen. Die Spanier nennen sie Toninas; sie messen 3—4 Schuh, krümmen sich wie die Tümmler und zeigen dabey die Rückenflosse. Es ist freylich noch nicht ausgemacht, ob sie aus dem Meer so hoch heraufschwimmen, wie die Manati und der Weißwal. Wenn man jedoch bedenkt, daß sie sich noch im Rio Apure oberhalb der großen Fülle des Orenoco finden, so muß man an ihrem Zug aus dem Meere zweifeln. Sollten sie in die Mitte des heißen Americas durch den Amazonenstrom und dessen Zusammenhang mit dem Rio negro, Cassiquiare und Orenoco gekommen seyn? Uebrigens trifft man sie daselbst zu allen Jahreszeiten,



und nichts deutet auf einen Zug zu einer bestimmten Zeit wie bey dem Lachs. Voyage II. 1819. 201. Anfangs April sahen sie wieder kleine Züge von Tümmlern, unweit der Mission Santa Barbara (222.); ein andermal zogen sie wie die Crocodile dem Feuer nach und störten sie mit ihrem Geräusch so sehr im Schlaf, daß sie es auslöschen mußten.

5) Der Schwerdwal auch Buchkopf (*D. aries*, gladiator, orca Fabr.), Epaulard; Grampus; Flounders-head,

wird 20—25 Schuh lang und ist daher einer der größten, oben schwarz, und ein krummer Flecken über den Augen weiß. Kopf ganz stumpf, an jeder Seite, unten und oben 11 Zähne, etwas gebogen; die Rückenflosse aufrecht und spitzig.

Dieses ist der grimmige Delfin, welcher truppweise wie Metzgerhunde die Fische und Walfische verfolgt, und den letztern oft Stücke aus dem Schwanz beißt. Er heißt daher Mörder (Killer) und Drescher (Thrasher) und findet sich häufig im ganzen Eismeer, von wo er nach Neu-England, nach Frankreich und selbst nach Italien kommt, und bey seiner blinden Verfolgung der Fische nicht selten auf den Strand geräth. Er soll 15 und mehr Quarteeilen oder Fässer Speck liefern.

Den Namen Widder-Delfin (*Arios*) hat er von den Alten erhalten wegen des weißen wie ein Horn gebogenen Fleckens über jedem Auge. Plinius sagt: Unter Liborius strandeten an der Küste von Saintonge gegen 300 Wale, worunter Elephanten-Wale und Widderwale, bey denen jedoch nur die weißen Flecken wie Hörner aussehen (Harduin IX. Cap. 5.). Helian setzt hinzu: der männliche Widder-Wal hat die Stirn mit einer weißen Binde so geziert, daß es aussieht, wie das Diadem eines macedonischen Königs. An Corsica und Sardinien gibt es viele dergleichen Thiere (XV. Cap. 2.). An einem andern Orte sagt Plinius: Der Widder-Wal wüthet wie ein Räuber. Bald versteckt er sich im Schatten großer Schiffe, welche vor Anker liegen und lauert, bis jemanden die Lust ankommt, sich zu baden; bald steckt er den Kopf aus dem Wasser, speculiert auf die Fischerkähne, schwimmt heimlich hinzu und wirft sie um. IX. Cap. 54.



Es war also schon den Alten die Blutgier dieses Thiers bekannt, wovon die Neuern wieder so vieles zu erzählen wissen, wie schon oben bemerkt wurde.

Schon Rondelet beschreibt dieses Thier und bildet es ziemlich gut ab. Es heißt bey Saintouge Espaular wegen seiner Dicke um die Schultern, gleiche dem Delphine, sey aber 20 mal dicker und habe sehr breite, spitzige Zähne, womit es die Walfische verfolge und so beiße, daß sie brüllten wie ein von unten gehetzter Ochse. Deßhalb bäten die Fischer, welche nach der neuen Welt seegelten, die dortigen Barbaren, daß sie den Orken nichts thun möchten, weil sie mit ihrer Hülfe die Walfische, Robben und andere Ungeheuer leichter fangen könnten. Die Orken zwängen sie nehmlich, die Tiefe zu verlassen und an den Strand zu fliehen, wo sie mit Pfeilen und Wurfspeeren umgebracht würden. S. 483.

Bey einem Buhkopf (*D. tursio*), sagt Martens, sie hätten noch eine andere Art große Fische gesehen, welche wohl eher verdienten, Buhköpfe genannt zu werden: denn ihr Kopf ist vorn ganz stumpf und die Rückenfinne 3 mal so hoch wie bey dem andern Buhkopf, von Farbe mehr dunkelbraun, aber in der Größe fast gleich. Wir sahen sie nur etliche Mal im Wasser herumtummeln. S. 94.

Die schwerd- oder säbelförmige Rückenfinne ist 3—4 Schuh hoch, unten über 2 Schuh breit, oben aber viel schmaler, gegen den Schwanz ziemlich zurückgebogen, und tief und stumpf, daß sie eher einem gekrümmten und etwas zugespizten Pfahl gleichet, auch mit einer Schwarte überzogen ist, und mithin weder stechen noch schneiden kann. Dagegen fallen ihrer etliche den Walfisch mit den Zähnen an, ängstigen ihn und zerrren ganze Stücke aus seinem Leibe, wodurch er vermaassen erhitzt und abgemartert wird, daß er die Zunge herausreckt, woran sie sich sogleich machen: denn darum ist es ihnen am meisten zu thun, indem sie wenig von seinem Fleische fressen. Daher kommt es, daß die Walfischfänger dann und wann einen todten antreffen, welcher die Zunge verloren hat und davon gestorben ist. Die Grönlandsfahrer sehen sie öfters bey Spitzbergen und in der



Strasse Davis, wo sie 10—12 Schuh lang werden. Zuweilen sieht man auch Junge bey Helgoland vor der Elbe. Man kann sie ihrer großen Geschwindigkeit halber nicht fangen; es wäre denn, daß man etwa einen jungen mit Büchsen erschießen möchte. Es sind ohne Zweifel dieselben, welche an Neu-England Walfischmörder heißen; nur daß sie daselbst 20—30 Schuh lang sind. Anderson, Island 228.

An Norwegen heißt er Speckhauer. Nach Pontopidan sey er nur einige Ellen lang und ihrer zehen oder mehr bißen sich in den Seiten des Walfisches so fest, daß sie darinn wohl eine Stunde lang hiengen und nicht eher losließen, als bis sie einen Klumpen Speck von der Größe einer halben Elle herausgerissen hätten. Unter diesem Angriffe brülle der Walfisch erbärmlich, ja er springe wohl ein Klafter übers Wasser in die Höhe, wo man dann sehe, daß sein Bauch ebenfalls von diesen seinen Feinden besetzt sey. Zuweilen tummelten sie sich so lange mit ihm herum, bis sie ihn fast ganz abgehäutet oder ihm den Speck herabgerissen hätten, da er denn ohne Zweifel umkommen muß. Die Fischer fänden alldann eine Menge Speck zu ihrem Vortheil in dem Meere: denn diese Speckhauer fräßen nichts davon, sondern hätten nur ihre Lust daran, den großen Fisch zu plagen. Zuletzt würden aber diese Todtschläger ebenfalls umgebracht, insonderheit, wenn sie den Haringen in einer engen Bucht nachsetzten, wo sie in das Netz eingeschlossen würden. Aus seinem Speck werde Thran geschmolzen, und auch das Fleisch soll ziemlich eßbar seyn. Historie von Norwegen. II. 1754. 283.

Nach Gunner heißt er in Norwegen auch Stourvagen, werde 4 Klafter lang und habe  $1\frac{1}{2}$  Klafter im Umfang; auch greife er alle Thiere an, die wohl mit Fett versehen seyen; die großen Hellebutten verzehre er in unzählbarer Menge und die Seehunde flüchteten sich vor ihm aufs Land selbst zu den Menschen; er stoße sie aber, wo er könne, mit seiner starken Rückenfinne von den Klippen. Drontheimer Schriften IV. S. 85. T. 12. F. 2. 3. Sie finden sich auch an Kamtschatka, 4 Klafter lang mit einer 2 Ellen hohen, hornförmigen Rückenfinne; auch dort



verfolgen und tödten sie den Walfisch, fräßen aber nichts davon, nicht einmal die Zunge; die Kamtschadalen fürchteten sie sehr, weil sie die Rachen umwürfen. Schneider, Sammlung vermischter Abhandlungen. 1784. 249.

John Hunter hat einen anatomiert, welcher in der Themse gefangen wurde, 24 Schuh lang, der Rücken schwarz, der Bauch weiß, die Farben scharf abgeschnitten; über jedem Auge ein länglicher, weißer Flecken. Philos. Trans. 77. 1787. p. 371. tab. 16. (Schneider, Beyträge zur Naturgeschichte der Walfischarten. 1795. S. 3.) Egedes Grönland S. 56. Fig. Duhamel, Péches II. 10. tab. 9. fig. 1. D. aries. Schädel. Lacepede S. 302. T. 5. F. 3. Gladiateur. Cuvier, Ann. Mus. 19. 1812. p. 6. tab. 1. fig. 1. D. griseus; Risso ibid. fig. 4. Cuvier, Oss. V. 297. tab. 22. fig. 3. 4.

Liljesius sah dieselben im Nordmeer sehr geschwind neben einander schwimmen 5 und 5 in Colonnen, wie eine Schwadron Husaren, Kopf und Schwanz nach unten gekrümmt und die schwarze Rückenflosse wie ein Säbel aus dem Wasser hervorstehend. Sie mochten 10—12 Schuh lang gewesen seyn. Sie sahen auch, wie sie die Walfische verfolgten: wenn er einmal verwundet ist, so lassen sie ihn nicht mehr aus den Augen, sondern begleiten ihn überall, fallen ihr an wie Hunde und ängstigen ihn so lang, bis er stirbt, oder auf den Strand läuft. Isis, 1835. S. 725.

Im östlichen Ocean, um Kamtschatka, die Curilen und Aleuten, um Sachalien oder Jesso, Maturi und Japan sind sie häufig und noch häufiger im Schotskischen Meere. Sie sind hier 4 Faden lang, haben kleine Augen, einen großen, weiten Rachen mit großen, spitzigen Zähnen; womit sie auch hier Walfische, Seelöwen und andere Robben anfallen, daß sie weit aus dem Wasser in die Höhe springen. Sie werfen auch die Boote um, werden aber, wenn mehrere Boote beyammen sind, leicht harpuniert. Sie haben hier 2 weiße Streifen an jeder Seite des Halses. Isis, 1835. S. 726. Die weißen Streifen deuten also auf die Widderhörner, welche der Verfasser an den



Orken im Nordmeer nicht bemerkt zu haben scheint, so daß man sie für verschiedene halten muß.

6) Der schwarze oder Grinde (*D. melas*, *globiceps*)

wird über 20 Schuh lang, ist ganz schwarz, außer einem Flecken am Halse, der bey den Jungen in einen Streifen fortläuft bis zum Ende des Bauchs; der Kopf fast kugelförmig, Rückenfinne niedrig, Brustfinnen lang und spitzig; 9—13 Zähne, jederseits oben und unten.

Ob schon diese Tümmler sich schaarenweis im Nordmeer sehen lassen und gefangen werden, so hat man sie doch nicht eher von den andern Buckköpfen unterschieden, als bis in der neueren Zeit mehrere Schaaren an verschiedenen Orten auf den Strand liefen. 1805 fieng man auf diese Weise über 300 an der Insel Hitland; im December 1806 92 Stück in der Bucht Scepay der Insel Pomona unter den Orcaden. Ein solches Thier wurde von Dr. Traill zu Liverpool beschrieben und abgebildet unter dem Namen schwarzer Delfin (*D. melas*). *Nicolas's Journal* 1809. 81.

Am besten wurden sie bekannt, als im Jänner 1812 bey Paimpol an der Nordküste der Bretagne nicht weniger als 70 Stück an den Strand getrieben wurden, und der Apotheker Maout von Saint-Brieux einen Bericht darüber an Cuvier machte. Am 7. Jänner bemerkten 12 Fischer in 6 Rachen eine Stunde vom Lande viele Wale, welche das Wasser sehr hoch ausspritzten. Sie holten Hülfe nebst Waffen, hezten die Thiere und trieben endlich ein Junges auf den Strand, dessen Geschrey oder Geplär die andern eiligst herbeizog, so daß die ganze Heerde von 70 Stück am Strande liegen blieb. Die Gelegenheit so große Thiere zu sehen, und ihr lautes Nechzen zog eine Menge Menschen herbey, und darunter nun auch Herrn Maout, welcher dieselben in ihrem Betragen genauer beobachtete, was um so leichter gieng, als sie einige Zeit lebendig blieben und ein altes Männchen erst nach 5 Tagen starb. Alte Männchen waren nur 7 darunter; Junge 12, alles Uebrige alte Weibchen, deren Euter bey mehreren noch mit Milch angefüllt waren, woraus man schließen muß, daß die Jungen noch



sogen, und das erst Gestrandete wahrscheinlich seine Mutter herbeyzog, welcher der übrige Zug folgte.

Das stärkste Männchen war 22 Schuh lang und hatte 10 im Umfang; ein anderes 18 und 6, und wog 50 Centner; das größte Weibchen 19 Schuh; das kleinste Junge 7; es hatte noch keine Zähne; bey andern aber sah man deren 10 in jedem Kiefer; bey den Alten 18—26. Sie sind kegelförmig, 2—3 Linien dick, die Spitze etwas nach innen gebogen; die größten ragten fast einen Zoll hervor. Im Magen fand man Ueberbleibsel von Dintenschnecken und Kabliauen; die Milch war bläulichweiß; der Strich war bey denjenigen Weibchen, die keine Milch hatten, in einer kleinen Grube des Euters verborgen. Das Fleisch war weich und die armen Leute aus der Gegend ernährten sich 14 Tage lang davon ohne Nachtheil; aus dem Speck drückte man viel weißen und durchsichtigen Thran.

Die Haut war schwärzlichgrau oder glänzend schwarz; bey einigen unter der Kehle ein weißer Querfleck, von dem ein solches Band fortließ bis zur Oeffnung des Darms; die Jungen waren ganz schwarz. Die Schnauze sehr kurz und die Stirn kegelförmig darüber vorstehend; die Brustflossen lang, schmal und zugespitzt. Ann. Mus. XIX. 1812. p. 1. tab. I. fig. 2. 3. (Schreber T. 345.). Duhamel, Pêches II. p. 10. tab. 9. fig. 5.

Dieser Delfhin zeigt sich häufig an den färöischen Inseln, wo er Grindewal heißt und schon früher beschrieben worden ist, namentlich von Lant, der von ihm sagt, daß er das Wasser 2—3 Ellen hoch blase. (Beschreibung der Insel Färö, 1800.) Lyngbye beschreibt den Fang derselben zu Hunderten und sagt ebenfalls, daß sie große Wasserstrahlen in die Luft spritzen. Man mag den Grinden im Sommer oder Winter fangen, so findet man 1 Junges bey demselben, und sie sind daher an keine bestimmte Jahreszeit in dieser Hinsicht gebunden. Das ausgetragene Junge ist so groß, daß es kaum ein Mann tragen kann. Der Magen der Alten ist meistens leer und nur selten findet man Ueberbleibsel von Dintenschnecken (*Sepia loligo*) und Dorschgräten in demselben. Man muß sich in Acht nehmen,



daß kein Meerrettig, Wachholder oder Wachholderöl im Boote ist, weil sonst der ganze Haufen davon flieht. Sie werden auch an den Orkney-Inseln und an Island gefangen. Im Jahr 1809 bekam man daselbst auf einmal 1000 Stück. Ueber den Grindesfang in der dänischen Zeitschrift der Naturwissenschaften 1825.

Sehr charakteristisch wird der Fang von Graba geschildert. Am 2. Juli 1828 hörte er plötzlich des Morgens Grindabub schreyen, was anzeigte, daß ein Boot einen Haufen dieser Thiere entdeckt habe. In einem Augenblick war ganz Thorshavn in Bewegung, aus allen Kehlen erscholl der freudige Ruf „Grindabub“ und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Walfischfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten: hier liefen welche zu den Booten, dort einer mit Walfischmessern, dort trabte eine Frau ihrem Manne mit einem Stück getrocknetem Fleisch nach, damit er nicht Hunger leide, Kinder wurden über den Haufen gerannt, und vor Eifer fiel eines aus dem Boote ins Meer. In Zeit von 10 Minuten stießen 11 Schiffe mit 8 Mann vom Lande; die Jacken wurden, obschon der Wind heftig aus Nordost wehete, und es so kalt war, daß man einheizen mußte, ausgezogen; man ruderte so stark, daß die Fahrzeuge wie ein Pfeil dahin schossen. Er gieng mit dem Amtmann, dessen Boote und Leute in Bereitschaft waren, zuerst auf die Schanze, um zu sehen, wo die Thiere seyen. Nach Süden erblickten sie durch das Fernrohr zwey Boote, welche die Grinden signalisirt hatten. Nun stieg bey einem Dorfe eine hohe Rauchsäule auf, gleich darauf wieder eine bey einem andern; überall flammten Signale; Boten wurden in alle Nachbarschaft abgesandt und die Bucht wimmelte von Fahrzeugen. Als jederman dem Kriegsschauplatz zueilte, bestiegen auch sie die Jacht und hatten bald die übrigen eingeholt. Nun erblickten sie die Walfische, um welche von allen Booten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde; es waren 20—30; jedes etwa 100 Schritt von dem andern; sie trieben den Haufen langsam vor sich her dem Haven der Stadt zu. Bald tauchte ein Kopf hervor und spie seinen



Wasserstrahl aus; bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, zwischen den Fahrzeugen durch zu schwimmen, so wurden Steine und Stücke Blei an Schnüren ins Wasser geworfen; schoßen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder brachen. Gab es Unordnung, indem sich einige Boote zu weit vordrängten; so ließ sich der Amtmann dahin rudern, was so schnell geschah, daß schwerlich ein Pferd im Galopp mitgekommen wäre. Als die Thiere dem Eingange des Havens nahe waren, wimmelte der Strand von Menschen, welche dem ergötzlichen Gesichte des Mordens zusehen wollten. Je näher sie dem Haven kamen, desto unruhiger wurden sie, drängten sich auf einen Haufen dicht zusammen und achteten wenig mehr des Steinwerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog sich der Kreis der Boote um die unglücklichen Schlachtopfer; immer langsamer zogen sie in den Haven hinein, die Gefahr ahnend. Als der Raum nur noch ungefähr 250 Schritt breit und doppelt so lang war, wollten sie sich nicht länger wie eine Heerde Schafe treiben lassen und machten Miene, umzukehren. Nun nahete der entscheidende Augenblick. Unruhe, Besorgniß, Hoffnung, Mordlust zeigte sich in den Gesichtern aller Feringer. Sie erhoben ein wildes Geschrey, stürzten mit den Booten auf den Haufen zu und stachen mit ihren 14 Zoll langen und 3 breiten Lanzen an einem langen Stoß und Seil diejenigen Thiere, welche dem Boote nicht so nahe waren, daß der Schlag ihres Schwanzes es hätte zerschmettern können. Die verwundeten Thiere stürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts. Der ganze Haufen folgte und rannte auf den Strand.

Nun begann ein fürchterliches Schauspiel. Alle Boote eilten den Walfischen nach, fuhren blindlings darunter und stachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande standen, giengen bis unter die Arme ins Wasser zu den verwundeten Thieren, schlugen ihnen eiserne Haken mit einem Strick in den Leib oder die Blasröhre; 3—4 Mann zogen es vollends auf das Land und schnitten ihm die Gurgel bis auf die Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitschte das sterbende Thier das Meer mit



seinem Schwanze, daß das Wasser weit umher stob. Das kry-  
stallhelle Wasser des Havens ward blutroth gefärbt und Blut-  
strahlen wurden aus den Blasröhren in die Luft gespritzt.  
Sowie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl ver-  
liert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blut-  
arbeit die Feringer bis zur Wuth und Tollkühnheit. An 30  
Boote, 300 Menschen, 80 getödtete und noch lebende Walfische  
befanden sich auf einem Raum von wenigen Quadratruthen.  
Geschrey und Toben überall; Kleider, Gesichter und Hände vom  
Blute gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Feringer den  
Kannibalen: kein Zug des Mitleidens äußerte sich bey dem  
gräßlichen Gemehel: als aber ein Mann durch den Schlag des  
Schwanzes eines sterbenden Thieres niedergestreckt und ein Boot  
in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Act dieses Trauer-  
spiels mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete  
Delyphine bedeckten den Strand: nicht ein einziger war entkom-  
men. So bald das Wasser mit Blut gefärbt und durch das  
Schlagen mit dem Schwanze von den sterbenden getrübt ist;  
so werden die noch lebenden geblendet, und taumeln im Kreise  
umher. Entriunt auch zufällig einer in das klare Wasser, so  
kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück.

Nach einer Stunde Ruhe wurden sie neben einander gelegt,  
von den Taxatoren geschätzt und ihre Größe wird mit römischen  
Zahlen in die Haut eingeschnitten. Die Vertheilung geschieht  
nach der Größe des Landbesitzes seit undenklichen Zeiten. Vor-  
her wird aber davon abgezogen der Zehnten für den König, die  
Kirche und die Prediger; etwas bekommen die Armen, den  
größten dasjenige Boot, welches den Grinden entdeckt hat; einen  
Theil die beschädigten Boote, die Taxatoren, die Wächter bey  
Nacht, so lange die Thiere am Strand liegen, und ein kleiner  
wird sogleich verzehret. Das Fleisch schmeckt wie eingepöckeltes  
Rindfleisch. Wenn die Feringer 14 Tage lang davon gegessen  
haben, so glänzen ihre Gesichter, Haare und Hände von Fett,  
welches durch die Poren dringt. Die Hauptmasse wird an die  
Boote, die Beamten und an die Landeigentümer, d. h. größten-  
theils an den König vertheilt, und dann so wohlfeil verkauft,

daß das  
Vertheil  
nach H  
D  
1 1/2 Sch  
Pfund.  
die Fer  
eingesal  
mehr z  
Finnen  
zur G  
Thran  
aufbew  
hinaus  
Schwan  
geru d  
besond  
sich ni  
geschie  
mit d  
dem e  
kreis  
Grind  
und  
men,  
wir  
der  
dasj  
10  
3 1/2  
fimm  
Höf  
2 2/3  
zur



daß das größte Thier kaum auf 100 Kreuzer kommt. Bey der Vertheilung herrscht wegen des Ungestüms der Leute, die wieder nach Hause wollen, die größte Verwirrung und Unordnung.

Darauf werden die Finnen abgeschnitten, der Speck in  $1\frac{1}{2}$  Schuh breiten Streifen, das Fleisch in Stücke von 40—50 Pfund. Leber, Herz und Nieren sind die leckersten Bissen für die Feringer. Fleisch und Speck werden frisch gegessen, auch eingesalzen und getrocknet. Nach 48 Stunden ist es nicht mehr zu genießen und erregt Erbrechen. Die Haut an den Finnen wird zu Riemen an den Rudern gebraucht, die Rippen zur Einzäunung. Man rechnet auf jedes Thier eine Tonne Thran, 11 Thaler werth. Er wird im aufgeblasenen Magen aufbewahrt; das übrige Gedärm wird durch Boote ins Meer hinausgeführt. Man glaubt, daß die Thiere vor Predigern und schwangern Frauen entflöhen, und daher sieht man sie nicht gern dabey.

Der Fang geht übrigens nicht immer so glücklich für sich, besonders wenn es mehrere Hundert sind, in welchem Falle sie sich nicht an das Steinwerfen kehren, sondern durchgehen, was auch geschieht, wenn man zu früh sticht oder solche trifft, die nicht mit dem Kopf gegen das Land sehen. Tritt die Nacht ein vor dem eigentlichen Stechen, so schließen die Boote einen engen Halbkreis vor der Bucht, und man zündet Feuer am Strande an. Der Grund soll dieselben für den Mond ansehen, ihnen entgegenziehen und sich bis zum Morgen ruhig halten. Oft sind sie entkommen, weil die Geräthe nicht gehörig im Stande waren; deshalb wird jezt im Juny von dem Amtmann und den Vorgesetzten der Ortschaften eine allgemeine Visitation vorgenommen, und dasjenige Boot bestraft, welches nicht gehörig ausgerüstet ist.

Einer der größten maas 18 Schuh 7 Zoll Par., Umfang 10 hinter der Rückenfinne, 8 hinter dem Kopf, des Schwanzes  $3\frac{1}{2}$ , des Kopfes bey den Augen  $6\frac{2}{5}$ , Schwanzbreite 8, Rückenfinne 4 der vordere Rand, 1 Schuh 5 Zoll der hintere, also die Höhe, Brustfinne  $5\frac{1}{4}$  Schuh, Breite  $1\frac{1}{6}$ , Länge des Mauls  $2\frac{2}{5}$ , Breite 3, des Blaslochs  $3\frac{1}{4}$  Zoll, von der Schnauze bis zur Rückenfinne  $5\frac{2}{5}$  Schuh, Schwanzwirbel 22, davor 28.



Der Leib ist schlank, in der Mitte und am Kopfe am dicksten und ganz rund, gegen das Schwanzende glatt; Färbung graulichschwarz, bisweilen Streifen und Eindrücke auf der Haut, wie auf gepresstem Leder; am Hals ein großer weißlicher Flecken, welcher am Rande allmählich in das Schwarze übergeht. Der Kopf ist beynahе völlig rund, und gleicht einer vorn abgerundeten Säule, so daß eine Halbkugel dadurch gebildet wird; ziemlich weit nach unten hat diese Rundung eine Bucht nach Innen, welche wieder hervortritt und die Oberlippe bildet; die Unterlippe vereinigt sich mit dem Hals ohne merklichen Absatz, ist aber ziemlich spitzig und beweglich. Die spitzigen, etwas nach Innen gebogenen und auf der Seite etwas zusammengedrückten Zähne sitzen ganz vorn im Maul, je  $1\frac{1}{2}$  Zoll von einander entfernt, verhältnismäßig sehr klein und in der Zahl verschieden; oben 20, unten 22; bey einem andern 16 oben und unten; bey einem dritten 18 und 20; der vorderste oben 5 Linien lang, der mittelste 6, der hinterste 2; unten  $3\frac{1}{2}$ , 5, 2. Das Maul hat eine S-förmige Biegung nach dem Halse zu. Die Blaströhre mondformig, läßt 4 Finger ein, hat innwendig eine Klappe. Tagebuch auf einer Reise nach Färöe 1830. S. S. 222.

Da dieses Thier so ungemein zahlreich ist, jährlich in Menge an den Orcaden, Färöern, an Island und selbst an der Normandie seit den ältesten Zeiten gefangen, und der Fang überall durch uralte Gesetze reguliert wird; so kann man unmöglich glauben, daß es von den ältern Naturforschern so ganz sollte übersehen worden seyn.

Ich habe daher bey den ältern Schriftstellern nachgesucht und gefunden, daß schon Debes in seiner Beschreibung der Färöer 1673. S. 55. den Grinde-Hval anführt und den Fang desselben schon ziemlich so beschreibt.

Auch der Silbqual (Häringswal) von Ström in seiner physikalischen Beschreibung von Söndmör, 1762. S. 298. und Leems Rubben oder Nordkaperen in seiner Beschreibung von Lappland, 1767. S. 299. scheint hieher zu gehören; ebenso der Nordeäper an Island von Anderson, wenigstens was den Fang desselben betrifft. S. 57. u. 95.; wobey die Scheu



vor dem Blut und das Steinwerfen vorkommt, wie es oben erzählt worden. Heißt, nach *Horrebow*, auf Island *Sild-Reki* (Häringsstreiber), S. 216. Geht man endlich der Blutgeschichte weiter nach, so findet man, daß sie schon in dem alten Königsspiegel (*Speculum regale*) vorkommt; aber freylich in einem ganz andern Sinn, der wahrscheinlich von Unkundigen in der lateinischen Sprache verdreht worden ist. Jener Spiegel sagt, daß der *Sild-Reki* oder *Fisk-Reki* die Häringe und alle Arten von Fischen in Menge aus dem hohen Meer nach dem Lande treibe, und statt den Schiffen und Menschen zu schaden, was er könnte, leiste er denselben immer großen Nutzen, als wäre er dazu von Gott eigens bestimmt, so lang die Fischer dem himmlischen Geschenke, nehmlich dem Fang, auf erlaubte und anständige Weise obliegen; wenn aber Zanf oder gar Schlägerey vorkomme, und Blut ins Meer vergossen werde, so treibe er, gleichsam als wenn er es vorher wüßte, die ganze Schaar der Fische, welche er vorher jenen zugetrieben, ins hohe Meer, und beraube auf diese Weise die Eingeborenen des angebotenen Gewinns. Der längste erreicht 30—40 Ellen; er ist fett und schmackhaft, wird aber dennoch von den Normännern nicht gefangen, in Betracht der Bequemlichkeit und des Gewinnes, den er ihnen bringt. Er hat mehr mageres Fleisch als fettes, und kurze Barten (*Branchiae*) oben im Gaumen,  $1\frac{1}{2}$  Ellen lang. *Torfaeus, Groenlandica antiqua, 1715. p. 91.* — Nach dem letztern sollte man glauben, es wäre ein Finnwal, besonders da er auch 30—40 Ellen lang gemacht wird und Barten haben soll, allein in diesem *Speculo regali* sind die Maaße alle ziemlich verdoppelt; der Lämmeler (*Hnisa*) ist 5, ja 7 Ellen lang. Indessen wird die Sache so lange zweifelhaft bleiben, bis ein Naturforscher sich einige Jahre nach Island setzt, in der Absicht, die Wale daselbst zu studieren, was jezt eine viel bessere Ausbeute geben würde, als die dortigen Vögel und Fische.

Es gibt auch Delyphine ohne Rückenfinne.

- 1) Der Weißwal oder Weißfisch (*D. leucas, albicans*),  
Beluga,



wird 12—18 Schuh lang, ist milchweiß mit einem gewölbten Kopf wie bey dem Meerschwein, hat aber keine Rückenfinne; die Kiefer sehr kurz und hat überall jederseits 9 dicke, stumpfe Zähne.

Findet sich im ganzen Eismeer von der Davisstraße an längs der sibirischen Küsten bis in die Beringsstraße, besonders gern an der Mündung großer Flüsse. Da ihm die Zähne bald ausfallen, so hat man ihn früher auch für eine Art Bartwal angesehen.

Martens sagt, sie hätten im Juny etliche Hundert gesehen; da sie aber gerade mit einem Walfisch zu thun hatten, so hätten sie sich nicht darum bekümmert. Er habe die Größe eines Buhkopses (*D. tursio*), aber keine Finne auf dem Rücken wie der Walfisch, dem er auch in der Gestalt gleiche; auch einen Buckel auf dem Kopfe, woraus er Wasser bläst; von Farbe gelblichweiß; er habe Speck genug nach seiner Größe, und es sey ihm gesagt worden, daß er eine ganze Quarteele liefere; er sey aber ganz weich; deshalb rißen die Harpunen leicht aus, und man wende keine große Mühe auf ihren Fang; wenn man sie aber häufig sehe, so glauben die Fischer, daß es einen guten Walfischfang bedeute, weil sie einerley Nahrung genöthen. S. 94.

Nachher hat ihn Steller beschrieben von Kamtschatka (Beschreibung von Kamtschatka 106.) und Pallas in seiner Reise (VI. S. 84. T. 4.) auf dem Eismeer; später D. Fabricius von Grönland, wo er sehr gemein ist, ganz weiß, bisweilen mit einem röthlichen, bey den jüngern mit einem bläulichen Schein. Unter der glatten, 1 Zoll dicken Haut, 3 Zoll dick Speck mit viel Thran und dann rothes Fleisch, wie das der Schweine; der Kopf kurz mit verdünnter und stumpfer Schnauze, der Scheitel sehr gewölbt mit einer einfachen, nach hinten gerichteten Blasröhre; und jederseits 9 kurze, stumpfe Zähne, fast wie die Backenzähne der Bierfüßler, aber einfach, weit aus einander und die vordern kleiner; oben eben so viel, aber spitziger und etwas gebogen; das Maul klein, die Kiefer gleich, die Ohren sehr eng, die Brustflossen breit und oval, der Leib rundlich, 12—18 Schuh lang.



Er findet sich überall in den größern Buchten, besonders in der Discobucht, seltener in den südlichern und nähert sich des Winters dem Lande; frist allerley Fische wie Dorsche; norwegische Bärse (Perca norvegica) kleinere Schollen, besonders aber Schellfische, von denen er ganze Heerden aufs heftigste verfolgt; wirft im Frühjahr 1 Junges, das anfangs bläulich ist und später ausbleicht.

Sie schwimmen gewöhnlich truppweise mit ihren Jungen, und wenn einer auftaucht, um zu athmen, so folgen ihm alle andere, was sehr artig aussieht; nicht selten folgen sie auch, wie gezähmt, den Rachen in geringer Entfernung, und dann glänzen sie sehr schön in ihrer weißen Farbe. Sie lieben, wie das Einhorn, die offenen Stellen zwischen dem Eise, und stimmen auch in ihrem ganzen Betragen viel mit demselben überein. O. Fabricius, E. groenl. 50.

Er findet sich in kleinen Truppen an der ganzen Nordküste von Sibirien, besonders an den Mündungen der großen Flüsse, in welche er auch mit den wandernden Fischen, besonders mit dem Weißlachs (Salmo leucichthys), von dem er vorzüglich lebt; über den 56. Grad nach Süden geht er nicht. Häufig ist er im Meer von Ochotsk und Penschin bis an den Fluß Uth und Tigil, ferner an den Mündungen der Chatanga, Lena, Jenisey, Oby und Petschora; im Oby steigt er bisweilen herauf, fast bis zum Einfluß des Irtysh und im Jenisey bis an den Tunguska; schwimmt sehr geschwind und schlägt mit dem Schwanz auf das Wasser, spritzt auch solches hoch aus. Sie werfen im Frühjahr zwey Junge, welche graulichbraun bleiben, bis sie 14 Schuh lang sind, und dann erst milchweiß werden, und zwar zuerst am Bauche. Sie werden wegen ihres vielen Specks von den Inwohnern häufig in den Flußmündungen durch starke, vorge-spannte Rehe gefangen, und mit Spießsen erstochen, auch mit Fischen an Haken. Das Fleisch wird gelobt, obschon es schwarz aussteht. Aus der Haut schneidet man Riemen zu Rehen, womit sie selbst gefangen werden. Die Samojeden stecken die Schädel auf Pfähle als Opfer. Sie zeigen sich auch an America und selbst im Lorenzfluß bis Quebek. Ihre gewöhnliche Länge



ist 12 Schuh; der Leib rundlich, etwas bauchig, auf dem Rücken etwas erhöht und gegen den Kopf abschüssig; die Brustflossen verhältnismäßig klein. Um das auf der Mitte des Kopfes liegende mondformige, nur 2 Zoll breite, mit einer Klappe verschene Spritzloch liegen 3 Paar nach außen geöffnete Säcke, so groß wie ein Hühnerey, deren Bestimmung man nicht kennt. Die Zunge ist nur  $6\frac{1}{2}$  Zoll lang,  $3\frac{1}{2}$  breit; von Ausführungsgängen der Speicheldrüsen, welche überhaupt den fleischfressenden Walen fehlen, keine Spur. Die sehr engen Ohrgänge 5 Zoll hinter den kleinen Augen, welche nur 5 Linien dick sind. Unter der Oberhaut liegt eine den Walen eigenthümliche, 5 Linien dicke Schicht, welche aus lauter senkrechten Fasern besteht, ohne Gefäße und Nerven [diese Faserschicht bedeutet vielleicht die Bildung der Haare, welche bey diesen Thieren sich nicht über die Oberhaut verlängern]; darunter folgt erst die Lederhaut 4 Linien dick, woraus man schöne weiße Zügel für die Pferde schneidet, und nicht Stränge, wie Linne meynt. Einer von 11 Schuh Länge wog 17 Centner. Zoographia rossica I. p. 273. tab. 30. 31., mit den Gehörwerkzeugen.

Besonders merkwürdig ist der Schnabel d e l p h i n (*D. rostratus sive edentulus*; *Hyperoodon*),

der ziemlich aussieht wie ein Buzkopf, aber einen plötzlich verdünnten und breiten Schnabel hat, fast von der Gestalt eines Entenschnabels, und nur 2 kleine Zähne vorn im Unterkiefer, oben braun oder bleigrau, unten blaß, Rücken- und Brustflossen klein, Spritzloch mondformig, mit den Hörnern nach hinten; im Gaumen hornige Spitzen kaum eine Linie lang; er wird 20 bis 26 Schuh lang.

Findet sich an Spitzbergen, Island und Norwegen, und verirrt sich auch bisweilen nach England und Frankreich, aber selten. Die erste bestimmte Nachricht davon hat S. Dale gegeben in seiner Beschreibung von Harwich, 1730. 4. S. 411. T. 14., unter dem Namen Buttskopf und Flaschenkopf (*Flounders-head et Bottle-head*); er war 14 Schuh lang und strandete in Essex 1817, bald nachher ein anderer von 21 Schuh. Der erste hatte 14 Schuh Länge und  $7\frac{1}{2}$  im Umfang, bis zu den

Augen  
förmig  
Rücken  
unten  
beschrie  
Friedri  
6 Sch  
II. 17  
sagt,  
20—2  
lichen  
Nordl  
gegesse  
durch  
auswe  
gleich  
stiffen  
Entz  
erzähl  
daselb  
bis 3  
weil  
Augen  
Wenn  
die S  
Ersch  
beson  
Wal)  
das  
dring  
einem  
Fisch  
schlid  
unter  
D



Augen 22 Zoll, bis zur Spritzröhre 24; sie war einfach, mond-  
förmig, die Hörner nach hinten; die Brustfinnen 17 Zoll, die  
Rückenfinne 12, Schwanzflosse 3 Schuh 2 Zoll; die Haut braun,  
unten weißlich. Nachher bildete Pontoppi dan einen ab, und  
beschrieb denselben sehr kurz. Er wurde an Norwegen bey  
Friedrichshall 1750 gefangen, war 26 Schuh lang und hatte ein  
6 Schuh langes Junges in sich. (Naturhistorie von Norwegen  
II. 1754. S. 233.) Er nannte ihn Nebbe-Hval, und Olassen  
sagt, er heiße an Island Andar-Nesia (Entenschnabel), werde  
20—24, höchst selten 30 Schuh lang, laufe öfters in den west-  
lichen Buchten auf den Strand, halte sich aber vornehmlich am  
Nordlande, wo sie schon vor 60 und 100 Jahren harpuniert und  
geessen wurden. Sein Thran sey so fein und flüchtig, daß er sogleich  
durch alle hölzerne und thönerne Gefäße dringe, und sogar Glas  
auswendig feucht werde; nehme man davon ein, so ziehe er sich  
gleich durch den ganzen Körper; man brauche ihn als schmerz-  
stillendes und zertheilendes Mittel, besonders gegen Beulen und  
Entzündung. Reise durch Grönland I. 1774. S. 289. Dasselbe  
erzählt schon Debes in der Beschreibung der Färöer von dem  
dieselbst Dveegling genannten Wal, und setzt hinzu: er werde 28  
bis 32 Schuh lang, und sey leichter als alle anderen zu fangen,  
weil er ganz still halte, während man ihm ein Seil durch die  
Augenlieder ziehe, womit man ihn nachher ans Land schleppe.  
Wenn man von seinem Speck esse, so dringe er sogleich durch  
die Schweißlöcher heraus, daß die Kleider gelb würden; eine  
Erscheinung, welche an den Grinden erinnert, den jedoch Debes  
besonders anführt. Ferröernes-Beskrivelse 1673. p. 162.

Dasselbe steht auch im Königs Spiegel, wo er And-Hvalr (Enten-  
Wal) genannt und dem Meerschwein darinn ähnlich erklärt wird,  
daß sein eingenommener Thran dem Menschen in alle Theile  
dringt; er sey 24 Schuh lang (15 cubitus). Torfaeus p. 90.

Endlich bekam Chemnitz in Copenhagen den Schädel von  
einem, der im May 1777 an Spitzbergen gefangen wurde. Die  
Fischer nennen ihn Bukkopf. Sie sahen mehrere beysammen,  
schlichen mit ihren Booten dazu und warfen eine Harpune  
unten an die rechte Seite, weil sie auf dem Rücken, wo er gar



keinen Speck hat und so hart wie ein Brett ist, wieder zurückgesprungen wäre. Sie jagten sich eine Stunde mit ihm herum, und tödteten ihn erst mit Lanzen, nachdem er ein Boot mit seinem Schwanz halb voll Wasser geschlagen hatte. Nachdem sie den Speck, der nur eine Hand breit an ihm sitzt, abgeschnitten hatten, hoben sie Kopf und Schwanz als eine Seltenheit für Chemnitz auf. Er war 25 Schuh lang, völlig schwarz, wie das Leder an den Schuhen, und gab nur 9 Tonnen, aber sehr feinen Thran; außerdem aber einige Simer Walrath aus dem Kopfe. Er sey wundersehten, und der Schiffsführer behauptete, daß er ihn bey seinen 25 Reisen nur diesmal gesehen habe; er sey äußerst schwer zu fangen, weil er, wie alle Finnfische, wie ein Pfeil dahin schieße; der gefangene sey noch ein junger, unerfahrener Lasse gewesen, der mit seinen Brüdern so lange bey ihrem Schiffe herumgeschwärmt und gespielt habe, bis er sein Leben verscherzet.

Sein Kopf glich völlig einem Gänsechnabel. Er saß voll Läuse, welche von dem Steuermann in Weingeist mitgebracht wurden. Sie glichen in allem den spinnenförmigen Walfischläusen (*Pycnogonum*), waren aber kleiner und weißer. Er hatte vorn in dem beweglichen Kiefer jederseits 2 kleine Zähne. Er warf einen einzigen Wasserstrahl in die Höhe, 4 Ellen hoch und 2—3 Zoll dick. Kopf und Schwanz wurden der Gesellschaft der naturforschenden Freunde nach Berlin geschickt. Beschäftigungen derselben IV. 1779. S. 163.

Jr. Jahr 1783 wurde einer in der Themse bey London gefangen, welcher 22 Schuh lang war, und einen Kopf hatte wie *D. tursio*, aber nur 2 kleine spitzige Zähne im vorderen Theil des Unterkiefers. Hunter, philos. Transactions 77. 1787. p. 373. tab. 19.

Im Jahr 1788 strandeten zwey bey Honfleur, die Mutter 23 Schuh lang, das Junge 12. Baussard, Journ. de Physique XXXIV. 1789. p. 201. tab. 10. 11. (Schreiber 347.) Schädel, Camper, Ostéologie des Cétacés p. 78. t. 13—16. Cuvier, Oss. foss. V. p. 324. tab. 24. fig. 19—23.

Man hat in früherer Zeit dieses Thier auch für einen Finnfisch (*Balaena rostrata*) angesehen, vorzüglich wegen des



Mangels der Zähne. Da es aber in der ganzen Gestalt, und besonders in der des Kopfes, den Delfinen gleicht, auch wirklich einige Zähne hat; so steht es hier am rechten Platze.

#### B. Die pflanzenfressenden Wale

haben einen regelmäßigen Leib und Kopf mit vorwärts gerichteten Naslöchern vorn an der Schnauze.

Diese Thiere werden nicht länger als 10—20 Schuh, sind wenig zahlreich an Gattungen und Individuen, kommen, mit einer einzigen Ausnahme, nur in der heißen Zone vor, meistens an den Mündungen der Flüsse, in welche sie aber viele Meilen weit heraufsteigen, um an dem Ufer Gras und andere Kräuter zu fressen, wo sie mit Kopf und Brust, an welcher die zwey Euter liegen, aus dem Wasser hervorragen, und daher zu der Sage von Meermenschen Veranlassung gegeben haben. Sie haben Schnurrbärte, Speicheldrüsen, einen zusammengesetzten Magen, wie die Wiederkäuher, und einen großen Blinddarm.

#### 5. G. Die Meerkühe (*Manatus*)

haben einen walzigen Leib und Kopf, mit gewöhnlichen Naslöchern nach vorn, stumpfe Backenzähne.

Man kennt 3—4 Gattungen, wovon nur die erste in kalten Meeren lebt. Es gibt mit und ohne Hauer.

##### a. Ohne Hauer.

\* Die Backenzähne bloß aufgelegt.

#### 1) Die nordische (*M. borealis*; *Rytina*)

wird 25 Schuh lang, 7 dick und 80 Centner schwer, ist mit einer hornartigen Haut bedeckt, hat einen zweyslappigen Schwanz, und in jeder Kieferseite einen sehr niedern, aber breiten, oben schräggestreiften und nur aufgelegten Backenzahn.

Dieses höchst merkwürdige Thier hat Steller vor noch nicht 100 Jahren in der Beringsstraße, in der Nähe der amerikanischen Küsten entdeckt, und seitdem niemand mehr. Er hat es sehr genau anatomiert und umständlich beschrieben, aber leider nicht abgebildet. Am häufigsten zeigt es sich an den dortigen Inseln und besonders der Beringsinsel, indessen auch an Kamtschatka, bleibt aber im Meer am Strande und geht nicht in die Flüsse. Es lebt paar- und familienweise.



Die genaue Länge beträgt 24 Schuh 8 Zoll; von der Spitze der Oberlippe zur Nase 8 Zoll, bis zu den Augen  $13\frac{1}{2}$ , zum Mundwinkel  $15\frac{1}{2}$ , zur Schulter 4 Schuh 4 Zoll, zur Oeffnung des Mastdarms 17 Schuh, der Schwanz bis zum Anfang der Finne 6 Schuh 3 Zoll, der Raum zwischen den Augen 18 Zoll, Umfang des Kopfes über den Naslöchern 31, bey den Augen 48, des Halses 82, der Schultern 144, des Bauchs 244, des Schwanzendes 56, Schwanzbreite 78, der Oberlippe 14, der untern  $7\frac{1}{2}$ , Darmlänge 500 Schuh, also  $20\frac{1}{2}$  mal länger als der Leib, Kopf 27, Breite des Hinterhaupts  $10\frac{1}{2}$ .

Das Thier hält sich nur im Meer auf, nicht am Lande, und graset auch nicht an den Ufern, sondern frisst nur sogenanntes Meergras oder Tang. Die Haut ist sehr dick und der Rinde von alten Eichen ähnlicher als einer Thierhaut; sie ist schwarzgrau, runzelig wie Chagrin, hart und zäh, daß kaum ein Haken oder eine Art durchdringt; ohne Haare. Sie ist gegen 1 Zoll dick, und sieht eingeschnitten aus an Glätte und Farbe wie Ebenholz. Diese auswendige Rinde ist aber noch nicht die wahre Haut, sondern nur die Oberhaut, auf dem Rücken glatt, jedoch voll Querrunzeln; an den Seiten aber scharf, wie aus lauter kleinen Steinchen zusammengesetzt, die hohl, wie kleine Schwämme, hervorragen, und besonders dem Kopf ein struppiges Ansehen geben. Diese Zoll dicke Oberhaut umgibt den ganzen Leib wie eine Schale, und besteht aus lauter Röhrchen, wie ein spanisches Rohr, dicht an einander und senkrecht, so daß sie leicht von einander getrennt werden können. Jedes Röhrchen ist gleichsam ein Haar, das mit einer knolligen Zwiebel in der wahren Haut steckt, welche deshalb voll Grübchen ist, wie ein Fingerhut. Diese Röhren sondern einen wässerigen Schleim ab, besonders an den Seiten und am Kopf, welche feucht bleiben, während der Rücken ganz trocken wird, wenn das Thier einige Stunden am Ufer liegt. Diese hornige oder hufartige Oberhaut ist dem Thier sehr nützlich, und dient ihm als Harnisch zwischen den Eischollen, oder wenn es bey Sturm an Klippen geworfen wird; wenn es stark anflößt, oder bey dem Fang mit Haken heftig zappelt, so springen oft Stücke aus, besonders von



dem sogenannten Huf oder dem Schwanz. Auch der Walfisch hat eine solche Oberhaut, obschon die Autoren nichts davon sagen.

So weit sie körnig oder chagrinartig, nehmlich um den Kopf und bis zu den Armen, sieht sie voll Ungezieser, das sie benagt und oft ganz durchlöchert bis auf die wahre Haut, worauf dicke Warzen entstehen, die solchen Ort sehr verstellen. Die wahre Haut ist 2 Linien dick, weich und weiß, sehr dicht und fest, wie beym Walfisch, kann auch ebenso benutzt werden.

Der Kopf ist verhältnismäßig klein, kurz, länglich und fast viereckig und nicht abgesetzt, oben platt, gegen die Nase abhängig und von hier wieder nach den Lippen 8 Zoll hoch. Die platte Oberlippe ist 14 Zoll breit und verdeckt den Unterkiefer, weiß von Farbe, glatt mit vielen kleinen Beulen, aus deren Mittelpunkt weiße, 4—5 Zoll lange Borsten hervorstehen; das Zahnfleisch ist vorn ganz zottig und scharf wie Besenreis und dient dazu, Meerkräuter abzureißen, ziemlich so, wie es die Pferde und Ochsen machen. Die Unterlippe ist nur 7 Zoll breit, schwarz und ohne Borsten; das Zahnfleisch dahinter ist auch voll dicker Borsten wie Taubenfele, weiß, hohl und  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang, ganz wie Haare gebaut. Die Lippen sind beweglich wie bey unsern Lastthieren. Wenn es die unter dem Meer wachsenden Pflanzen mit den Vorderfüßen abgerissen hat, so puht es dieselben mit seinen innern scharfen Borsten von den harten Stengeln so rein ab, als wenn sie mit einem stumpfen Messer abgeschnitten wären. Diese werden sodann von den Wellen in ganzen Haufen an den Strand geworfen, und verrathen die Anwesenheit der Thiere.

Das Kauern verrichten diese Thiere anders als gewöhnlich, nicht mit eigentlichen Zähnen, sondern jederseits im Ober- und Unterkiefer mit einem langen, weißen Knochen, der gleichsam aus ganzen Reihen von Zähnen zusammengewachsen ist; sie stecken nicht in einer Zahnhöhle, sondern sind an die Knochen nur durch Rauigkeiten befestiget, und haben hinten einen doppelten Fortsatz. Sie vertreten also die Stelle der Backenzähne und bekommen auch viele Adern und Nerven; oben sind sie ziemlich eben, haben aber wellenähnliche Querleisten, welche in Furchen des Gegenzahns eingreifen und die Meergewächse zermalmen.



Solch ein Zahn ist 9 Zoll lang,  $3\frac{1}{2}$  hoch, etwas breiter, mit Streifen und Furchen, welche in spitzigen Winkeln zusammenlaufen, und steht aus wie ein dreysfacher Backenzahn ohne Wurzeln.

Die Nase steht vorn am Kopfe, wie bey den Pferden, die Löcher 2 Zoll weit, voll Borsten  $\frac{1}{2}$  Zoll lang und  $\frac{1}{2}$  Zoll weit von einander. Die Augen in der Mitte zwischen Rüssel und Ohren, etwas höher als die Naslöcher, nicht größer als Schafaugen, ohne Wimpern und fast ganz rund mit einer Blinzhaut und einem weiten Thränensack. Die Ohröffnung wie bei den Robben und nicht weiter als eine Hühnerfeder. Die Zunge 12 Zoll lang,  $2\frac{1}{2}$  breit, rauh und spizig. Die Halswirbel sind beweglich; die Zahl der Rippen 5 Paar ganze, und 12 Paar halbe; Wirbel im Ganzen 25 und 35 Schwanzwirbel. Die Vorderfüße bestehen aus dem Schulterblatt, dem Oberarm, der Elle und der Speiche und dann folgt die Handwurzel nebst den Mittelhandknochen, aber ohne Finger und Nägel. Die Mittelhandknochen sind ganz von der Haut umwachsen, welche härter und trockener ist, als an andern Stellen, fast wie ein Rossfuß, aber nicht so schmal, hinten glatt und concav, unten etwas ausgehöhlt, voll unzähliger Borsten  $\frac{1}{2}$  Zoll lang, welche wie scharfe Besen krahen. Mit diesen Füßen kann es schwimmen, an seichten Ufern gehen, zwischen Steinklippen durchschlüpfen, Meerkräuter ausgraben und abreißen, wie ein Pferd mit seinen Hufen. Wird es mit Haken getroffen und ans Land gezogen, so stützt es sich darauf, und leistet damit so kräftigen Widerstand, daß die Oberhaut stückweise abspringt. Unter den Armen liegen die 2 Euter, gewölbt und  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang, der Strich 4 Zoll, und  $1\frac{1}{2}$  dick, wann sie ein Junges haben; die Milch ist fett und süß, schmeckt wie Schafmilch, und läßt sich leicht ausmelken.

Der Magen ist 6 Schuh lang und 5 breit, und so mit Meergras angefüllt, daß ihn vier starke Männer kaum fortbringen können. Er ist einfach; die Därme sind voll Wind und Unrath, welcher ganz den Pferdäpfeln gleicht; die Blase kleiner als bey einem Ochsen; die Luftröhre 4 Zoll weit, von Knorpelringen spiralförmig umgeben und mit einem Kehldedeckel versehen; das ovale Loch im Herzen geschlossen; die Hirnschale nicht größer



als von Pferden und ohne Nähte, das Brustbein  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang, keine Schlüsselbeine; als Becken sind zwey Hüftbeine und ein Schooßbein vorhanden.

Sie gehen nie ans Land, bleiben sie während der Ebbe im Schilf liegen, so kommen sie nicht mehr fort, können sich auch nicht wehren, und sind leicht todt zu schlagen. Steller hat ihrem Betragen und ihren Gewohnheiten 10 Monate lang vor seiner Thüre zugesehen. Sie lieben feuchte und sandige Oerter am Strande, und zwar gern an den Mündungen der Flüsse, und halten sich daselbst heerdenweise auf. Wenn sie Nahrung suchen, so treiben sie ihre Jungen vor sich her, und schließen sie von hinten und den Seiten sorgfältig ein. Steigt das Meer, so kommen sie so nah an das Land, daß man sie mit der Hand berühren kann. Schlägt man nach ihnen, so thun sie nichts anderes, als daß sie sich vom Strande weiter als sonst entfernen; vergessen es aber bald und kommen wieder. Gemeinlich sind ganze Familien nicht weit von einander, ein Männlein und ein Weiblein mit einem erwachsenen und noch andern kleinen Jungen, welche sie zu jeder Jahreszeit, jedoch am meisten im Herbst bekommen.

Sind unerfättliche Thiere, welche ohne Unterlaß fressen, und daher den Kopf beständig nach unten haben, so daß sie sich wenig um ihre Sicherheit und um ihr Leben bekümmern, und man, ohne sie zu stören, mit einem Kahn oder auch schwimmend, mitten unter sie gehen und etwas aus dem Meer holen kann. Bey dem Fressen machen sie sich nichts anderes zu thun, als daß sie alle 4 oder 5 Minuten die Nase aus dem Wasser erheben und die Luft sammt ein wenig Wasser mit einem Geräusche, welches dem Wiehern oder Schnauben der Pferde gleich kommt, von sich blasen. Sie gehen mit einem Fuße nach dem andern langsam vorwärts, so daß sie zum Theil sachte fortschwimmen, zum Theil wie Rinder und Schafe auf der Waide gehen. Die obere Hälfte des Leibes ragt nehmlich immer aus dem Wasser hervor und die Möven suchen ihnen die Läufe ab, wie die Krähen den Schweinen und Schafen. Sie fressen nicht alle Lauge, sondern nur 4 Gattungen: krause mit gitterigen Blättern, keulenförmige, schildförmige und sehr lange mit welligem Rand;



wo sie auch nur einen Tag lang gefressen haben, da liegen Wurzeln und Stengel in großen Haufen vom Meer ausgeworfen am Strand. Haben sie sich dick gefressen, so legen sich etliche auf den Rücken, gehen aber vorher etwas weiter hinaus, um nicht zur Ebbe aufs Trockene zu kommen. Zur Winterzeit ersticken sie oft unter dem Eis am Strand und treiben todt an das Land, was auch geschieht, wenn die Wogen stark an die Felsen schlagen. Im Winter sind sie so mager, daß der Rückgrath hervorsteht und man alle Rippen zählen kann.

Sie paaren sich im Frühjahr gegen Abend bey stillem Meer, und schwimmen vorher ganz sachte in vielen Kreisen hin und her.

Man fängt sie mit einem großen, eisernen Widerhaken und einem Seil. Damit fahren 4 oder 5 Mann zu einer Heerde, und einer wirft den Haken in die Haut. Dreißig Mann am Ufer, welche das Seil behalten hatten, ziehen nun das Thier heran, während welcher Zeit die im Rachen dem Thier mit Stechen und Stoßen zusehen. Alles, was es dagegen thut, ist, daß es mit dem Schwanz stark hin und her schlägt, und sich mit den Füßen so heftig sperrt, daß oft große Stücke von der Oberhaut abspringen; dabey holt es stark Athem und läßt eine Art Seufzen hören; auch springt ihm das Blut wie ein Brunnen aus dem verwundeten Rücken.

Man bekommt die Erwachsenen viel leichter als die Kälber, weil diese geschwinder schwimmen, oder auch der Haken aus der weichern Haut ausreißt. Dem Gefangenen kommen die nächsten aus der Heerde zu Hilfe, und suchen mit dem Rücken den Kahn umzustößen, oder sich auf den Strick zu legen, oder darauf zu schlagen, damit der Haken ausreißt, was auch bisweilen geschieht. Als ein Weibchen gefangen wurde, suchte ihm das Männchen mit aller Macht zu helfen, folgte ihm, aller Schläge ungeachtet, bis an den Strand, und blieb die ganze Nacht, ob schon es schon lang getödtet war, dabey stehen; ja selbst am dritten Tage war es noch in der Nähe.

Das Thier ist eigentlich stumm, und läßt nur eine Art Seufzen hören, wenn es verwundet ist. Von Sehen und Hören scheint es wenig Gebrauch zu machen. Die Kamtschadalen nennen



sie Krautfresser. Die Eschutschken machen Kähne aus der Haut; das Fett unter der Haut ist handbreit, dick, flüssig und weiß; wird aber an der Sonne gelb, wie Maybutter, riecht und schmeckt überaus angenehm, fast wie süßes Mandelöl, und wird ausgefoteten aller Butter vorgezogen; es brennt in der Lampe hell ohne Rauch und Gestank; das Fett des Schwanzes ist vester und schmeckt daher gekocht noch lieblicher. Das Fleisch ist zwar gröber als Rindfleisch, auch röther und muß länger gekocht werden, schmeckt aber dann sehr gut. Das Schmalz von den Kälbern ist vom Speck kaum zu unterscheiden, und das Fleisch schmeckt wie Kalbfleisch. Da ein Thier 80 Centner wiegt, so könnten die Kamtschadalen sich davon allein ernähren. Das Fleisch wird auch eingesalzen.

Ihre sogenannten Läuse, welche in den Runzeln der Füße, in den Gruben des chagrinartigen Kopfes und um den Hintern sich aufhalten und die Thiere sehr plagen, sind  $\frac{1}{2}$  Zoll lang,  $\frac{1}{3}$  Linie breit, weiß oder gelblich, geringelt und sechsfüßig. Der Brustring  $\frac{1}{2}$  Linie breit, und daran 1 Paar dicke Scheeren; am Kopfe, der so groß ist wie ein Hirsenkorn, 2 kurze Fühlhörner und 2 Kiefer. N. Comm. petrop. II. 1749. p. 294. t. 14, Zahn. (Beschreibung sonderbarer Meerthiere 1753. S. 36.)

Pallas gibt die einzige Abbildung, welche man von dem Thiere hat, sagt dabey aber nichts weiter, als daß er sie mittheile, wie er sie bekommen habe, so daß man nicht erfährt, ob sie von Steller oder jemand anders herkommt. Zoographia rossica I. 1811. 272. tab.

Dzereckovskij sagt, es würde in der Sammlung der Academie zu Petersburg eine schöne Abbildung vom Foetus und Embryo aufbewahrt und sie verdienten wohl gestochen zu werden. Nova acta petropolitana XIII. 1802. p. 375. Ob dieses die Figur von Pallas ist, wie man fast glauben muß, weiß man nun nicht.

Brandt fand in der Petersburger Sammlung einen Zahn und beschreibt und bildet denselben ab. Der Zahn selbst hat hinten eine Spitze in der Mitte und davon läuft nach vorn eine Leiste, von der jederseits 5 Leisten unter einem spitzen Winkel vorwärts nach dem Seitenrande laufen. Die ganze Masse besteht aus einer Menge senkrechter Walzen dicht mit



einander verbunden und aus Hornsubstanz gebildet, gegen  $\frac{1}{2}$  Linie dick und 5 lang, hohl und unten offen, wodurch eine auffallende Aehnlichkeit mit den Barten der Wale entsteht. Die chemische Zerlegung zeigt jedoch auch Spuren von Kalkerde, wovon sich nichts in den Barten der Wale findet. Mémoires de Pétersbourg VI. II. 1832. Fig.

\* Zähne eingefeilt.

2) Der eigentliche Lamantin oder die atlantische Seekuh (*Manatus atlanticus*, *Trichechus manatus*)

wird 15—20 Schuh lang, hat 4 hufartige Nägel an den Füßen, eine ovale Schwanzfinne und quer gefurchte Backenzähne, aber keine vorstehende Hauer; Farbe graulichschwarz. Buffon XIII. 377. 425. tab. 5. Suppl. VI. 400. (Schreber III. 269. T. 80.) E. Home, comp. Anat. IV. tab. 55. Albers, Icones tab. 4. Skelet, Cuvier, Ann. Mus. XIII. 1809. 273. tab. 19. Oss. V. 242. tab. 19.

Sie finden sich nur in der heißen Zone und zwar nur an Africa und America, nicht in Indien, streichen gewöhnlich hoch in die Flüsse herauf, um am Ufer zu weiden, und sind es vorzüglich, welche die Sagen von Meermenschen veranlassen haben. Sie haben Borsten an der Schnauze, je 8—9 viereckige Zähne mit zwey Querleisten, wie beym Tapir, und in der Jugend zwey sehr kleine Vorderzähne, welche bald ausfallen. Die 5 Finger stecken ganz unter der Haut, wie in einem Handschuh, und es sind daher nur die 4 Nägel oder Hufe getrennt; der Daumen hat keinen. Mit diesen Füßen stützen sie sich auf den Boden, während sie weiden, und daher sowohl als wegen ihrer Gestalt hat man sie Hände genannt, und das Thier Handthier (*Manato*) bey den Spaniern.

Ihr vorzüglichster Aufenthalt ist das atlantische Meer an ganz Südamerica, vorzüglich an den Antillen, an Cayenne, Surinam, wo sie sehr hoch im Orenoco und Amazonenstrom hinaufsteigen. Ob sie auch an der Westküste von America vorkommen, ist noch nicht ausgemacht. Die Gestalt ist spindelförmig, der Kopf wie ein abgestutzter Kegel mit einer dicken, fleischigen Schnauze, an welcher nach oben, aber vorn die kleinen, mond-



förmigen Naslöcher stehen. Die Euter zwischen den Vorderfüßen sind rund, 4 Zoll hoch und 7 dick; der Strich so dick wie ein Daumen und fingerlang. Das Gewicht ist 8 Centner und mehr. Das neugeborene Junge 3 Schuh lang. Ihre Hauptnahrung besteht in einem zarten, grünen und schmalen Laug, 8—10 Zoll lang. Voyages aux Iles de l'Amérique. Paris 1722.

Der erste, welcher darüber eine Nachricht und zwar eine sehr merkwürdige gegeben hat, ist Petrus Martyr, der schon 1525 gestorben ist. Ein Cacife auf der Insel Spagnuola (St. Domingo oder Hayti) ließ einen jungen, noch kleinen Fisch, der Manato heißt und im Meer gefangen wurde, in einen See setzen, und ihm täglich Brod von Mahiz (Welschkorn) und Zucca geben. Er wurde allmählich so zahm, daß er jedesmal kam, wenn man ihn rief, die Speise aus der Hand nahm, und sich überall streicheln ließ, auch einigemal Personen, die sich auf ihn setzten, herumtrug, wohin sie wollten, von einem Ufer zum andern. Dieser Fisch sieht sehr unförmlich aus; denn er hat einen dicken Leib wie ein vierfüßiges Thier, aber keine Füße, sondern statt derselben einige dicke und harte Knochen aus dem Leibe hervorstehen, welcher mit sehr harten Schuppen bedeckt ist, einen Kopf wie ein Ochse und bewegt sich sehr träg: man sagt, sein Fleisch sey sehr schmackhaft, und besser als von irgend einem Fisch. Dieser freundliche und zahme Fisch wurde lang im See gehalten zum großen Vergnügen für jeden, der ihn sehen wollte: denn aus allen Theilen der Insel kamen viele herbey, welche sehen wollten, wie man ihn rief, und wie er Personen von einem Ufer zum andern trug. Als aber einmal ein starkes Gewitter kam, und vieles Wasser von den Bergen in den See strömte; so trat er aus und führte den Manati wieder ins Meer, wo er nicht mehr gesehen wurde. Decades de orbe novo, 1536. in Ramusii navigazioni III. 1556. p. 40.

Gonzalo de Oviedo hat das Thier an St Domingo und der Terra firma gesehen. Er sagt: der Manati ist ein Meerfisch, der aber auch in großen Flüssen getödtet wird, viel größer als der Hammerhay in der Länge und Dicke, sehr unförmlich, wie ein großer Schlauch, worinn man den Most aus den Reben



bey Medina fährt. Der Kopf ist, wie bey einem Ochsen, mit eben so kleinen Augen und mit 2 dicken Lagen statt der Arme, womit er schwimmt. Es ist ein sehr zahmes Thier, mit Leder und nicht mit Schuppen bedeckt, kommt aufs Wasser, steigt die Flüsse herauf, nähert sich dem Ufer und waidet das Gras ab, so weit er es erreichen kann, ohne aus dem Wasser zu gehen. Die Soldaten tödten davon ziemlich viel, so wie andere gute Fische, indem sie in einem Kahn sich nähern, dem fast immer obenauf schwimmenden Thier einen Pfeil in den Leib schießen, das daran gebundene Seil während der Flucht desselben nachlassen, und endlich dessen Ende mit einem Stück Holz schwimmen lassen. Nachdem es eine Strecke weit das Meer mit seinem Blut gefärbt hat, so nähert es sich, so bald es sich schwach fühlt, dem Strande; der Soldat holt wieder das Seil und zieht den Fisch ans Land, wo ihm andere helfen, denselben auf einen Karren laden, vor den sie zwey, bisweilen mehr Ochsen spannen, und denselben in die Stadt führen. Das Fleisch schmeckt ganz vortreflich und gleicht so sehr dem Rindfleisch, daß man es zerhauen oder gekocht nicht unterscheiden kann. Gedbrt hält es sehr lang, und ich habe davon im Jahr 1531 bis nach Spanien in die Stadt Avila gebracht, wo sich damals die Kaiserinn aufhielt. Es schmeckte allen so gut, daß sie glaubten, sie äßen Fleisch in England. In dem Fluß Ozama auf St. Domingo gibt es an gewissen Stellen Kräuter unter dem Wasser, welche der Manati abwaitet, und wo er von den Fischern mit Lanzen erstochen und auch mit starken Netzen gefangen wird. Dieser Manati hat im Kopf 2 Steine, wie Spielball, jedoch nicht ganz rund, die gebrannt und gepulvert mit weißem Wein genommen, sehr kräftig gegen die Steinkrankheit wirken (Lapis manati).

Es gibt so große Manati, daß sie 14—15 Schuh lang und über 8 Palmen dick sind. Gegen den Schwanz werden sie dünner und dann erweitert sich dieser wieder und wird breiter und dicker. Er hat nahe am Kopf 2 kurze Arme oder Hände, und deßhalb nennen ihn die Christen Manati. Er hat keine Ohren, sondern an deren Stelle kleine Löcher. Sein Leder gleicht der Schwarte eines versengten Schweins, hat eine braune Farbe mit einigen



Haaren. Dieses Leder ist so dick als ein Finger und gibt gute Sohlen. Der Schwanz wird in Stücke zerschnitten, 4 oder 5 Tage an der Sonne getrocknet, sodann geröstet, wodurch er sich fast ganz in Schmalz verwandelt, welches besser als Butter ist, um Eyer darinn zu backen, sich auch sehr lang hält, ohne ranzig zu werden; endlich brennt es gut in den Lampen und habe auch medicinische Kräfte. Er hat 2 Euter auf der Brust und bekommt 2 Junge. Auf Jamaica und Cuba fängt man ebenfalls Manati und große Schildkröten. *Indie occidentali in Ramusio III. p. 71. et 159. fig.*

Auch Fr. Hernandez spricht von demselben und bildet ihn von 2 Seiten und offenbar besser ab als Oviedo. Er sagt, der auf Hayti mit dem Namen Manati belegte Fisch findet sich in beiden Oceanen, worunter er wohl den östlichen und westlichen an America versteht, auch in stehenden Wassern, und sey ein fast unförmliches Thier wie ein junger Stier mit einem aufgedunsenen Ziegenkopf, braun, hin und wieder mit einzelnen Haaren besetzt, sehr wild, beiße aber doch nicht und lebe im Meer von Tangen, an den Ufern aber von andern Kräutern; der Schwanz breit, quer und rundlich, die Naslöcher groß, Augen, Ohren und Zähne klein, die Lippen rauh, die Haut dicker und stärker als bey dem Stier. Die Arme stehen vorn, haben die Gestalt von Finnen und sind mit 5 Nägeln versehen, welche denen des Menschen gleichen. Speck und Fleisch wie bey einem gemästeten Schwein und sehr wohl schmeckend. Sie werfen nur ein Junges und zwar ein sehr großes. *Hist. nat. de las Indias. Salamanca. 1547. (Thesaurus novae Hispaniae, 1651. p. 323. fig.)*

Nachher hat Clusius eine bessere Abbildung gegeben: Holländische Weltumsegler nehmlich brachten im Jahr 1600 aus dem westlichen Ocean einen walartigen Fisch, welcher zu dem Geschlechte der Robben gehört, aber viel größer ist. Sie nannten ihn Meerkuh, hatten Männchen, Weibchen und ein Junges getödtet, das Weibchen unterwegs wie Rindfleisch verzehrt, das Männchen aber mit Stroh ausgestopft. Das Junge hat Clusius abgebildet. Das Alte hatte  $16\frac{1}{2}$  Schuh in der Länge,  $7\frac{1}{2}$  im Umfang; auf der dicken und harten Haut standen ein-



zelsne kurze, graulichbraune Haare; die breiten und nicht langen Füße hatten kurze Nägel.

Nach Gomara (Hist. gen. cap. 31.) hat der Manati an jeder Finne 4 Nägel wie die Elephantenhufe, wird manchmal 20 Schuh lang und ist mit einigen graulichen Haaren besetzt. Derjenige, welcher von dem Cacife auf Hispanuola in den See Guaynabo gebracht wurde, soll 26 Jahre darinn gelebt haben und so groß geworden seyn, wie der gemeine Delfhin. Er kam auf den Ruf Mato herbey, kroch auf's Trockene bis zum Hause, um seine Speise zu bekommen, und dann wieder in den Teich zurück, begleitet von vielen Knaben, deren Gesang er gern gehört habe. Er nahm sie bisweilen auf den Rücken und soll einmal 10 zugleich von einem Ufer zum andern getragen haben, ohne unter zu tauchen. Als aber einmal ein Spanier versuchen wollte, ob seine Haut so hart sey, als man sagte, ihn herbeygerufen und dann einen Spieß nach ihm geworfen hatte; so ärgerte ihn dieses, obschon er nicht verwundet wurde, so sehr, daß er nicht mehr kam, wenn ähnlich gekleidete Leute ihn riefen. Beym Austreten des Sees kam er wieder ins Meer und gieng verloren, zum großen Leidwesen des Cacifen und der Inwohner.

Peter Cieza sagt (Chronicum peruanum I. cap. 31.): Im Meere an Peru gibt es auch Manati, so groß und fast so gestaltet wie junge Kühe; sie halten sich an der Küste und an den Inseln auf, und kommen heraus, um Gras zu weiden, wenn es ohne Gefahr geschehen kann; dann aber kehren sie gleich wieder zurück. Clusius, Exotica p. 132. fig.

Auch du Tertre versichert, daß er nur 4 Nägel habe, Meerpflanzen fresse und dann zweymal des Tags in süßes Wasser gehe, um zu saufen; daß er dann mit der Schnauze aus dem Wasser sich dem Schlaf überlasse; das Weibchen habe 2 Junge, die ihm überall folgen; fange man die Mutter, so bekomme man ganz sicher auch die Jungen, weil sie den Kahn nicht verlassen, der sie forttrage. Antilles. Gumilla hat in einem See unweit dem Drenoco einen gesehen, welchen 27 Mann nicht aus dem Wasser ziehen konnten. Bey der Deffnung fand man 2 Junge, worvon jedes 25 Pfund wog. II. S. 43.



Der melin dagegen behauptet, daß sie nur 1 Junges hätten, dasselbe mit dem Arm umfaßten und trügen, und ein Jahr lang säugten; sie hätten 32 Backenzähne, aber keine Vorderzähne, sondern daselbst nur eine Schwiele, so hart wie Bein, womit sie die Kräuter abrissen. Sie giengen nicht aus dem Wasser. Hist. des Avanturiers XII. 134.

Auch de la Condamine, welcher die Meridiangrade in America messen half, hat Beobachtungen über dieses Thier im Amazonenstrom, wo es von den Portugiesen Ochsenfisch (Pexobuoy) genannt wurde, mitgetheilt. Es geht nie aus dem Wasser, und kann auch nicht, weil seine zwey nahe am Kopfe stehenden, platten, runden und rudersförmigen Finnen nur 16 Zoll lang sind; es steckt nur den Kopf aus dem Wasser, um am Ufer zu weiden. Er bekam ein Weibchen  $7\frac{1}{2}$  Schuh lang, 2 breit; es gibt aber größere. Die Augen stehen nicht im Verhältniß mit dem Körper, und sind nur 3 Linien dick; die Ohröffnung noch kleiner, nur  $\frac{1}{2}$  Linie weit. Es findet sich nicht bloß im Amazonenstrom, sondern auch im Orenoco und, jedoch weniger häufig, im Oyapoc, und in verschiedenen Flüssen von Cayenne, Guyana und den Antillen. Es heißt jetzt auf den französischen Inseln Lamentin. Im hohen Meer trifft man es nicht an, selbst nicht häufig an den Mündungen, dagegen 1000 Stunden vom Meer entfernt in dem Guallaga, Pastaza u.s.w.; im Amazonenstrom geht es nicht höher als bis an den Wasserfall Pongo, weil daselbst das Wasser zu reißend ist. Mém. Acad. 1745. p. 464.

Stedman sah in Surinam auch ein solches Thier, das todt herum schwamm: die Sklaven stürzten sich sogleich mit Messern ins Wasser, und brachten Stücke davon zu ihrem Mittagessen; endlich zogen sie es an den Strand, obgleich es schon fast verfault war. Seine Länge betrug 16 Schuh; es war eine ungeheure Masse Fett, fast ohne Gestalt, wovon der hintere Theil sich zuspitzte gegen einen fleischigen, breiten und wagrechten Schwanz. Es hatte einen dicken und runden Kopf mit platter Schnauze, großen Naslöchern und sehr starken Schnurhaaren auf der Nase und über dem Maul; kleine Augen und Ohrlöcher statt Ohren; Vorderfüße wie bey der Schildkröte, etwas hinter dem



Kopf; Haut grünlichschwarz, rauh, uneben mit Höckern und Querrunzeln bedeckt und einigen steifen, zerstreuten Haaren. Auf dem Rücken hatte es zwey Löcher von Kugeln, die ihm etwa 8 Tage vorher waren zugeschießt worden. Im Amäzonenstrom sind diese Thiere sehr gemein. Surinam II. 1799. 375.

A. v. Humboldt theilt eine merkwürdige Beobachtung mit, daß die Lamantine sich gern da im Meer aufhalten, wo es süße Quellen gibt, wie z. B. einige Meilen von der Insel Cuba, im Süden des Meerbusens von Laguna, woselbst bisweilen Menschen Wasser schöpfen. Vielleicht ist das auch die Ursache, warum Crocodile manchmal weit ins Meer hinausgehen (I. p. 535.); vielleicht auch, daß Versteinerungen aus Salz- und süß Wasser an manchen Orten beysammen sind. Voyage II. 1819. 606.

Man hat einige Unterschiede an dem Manati bemerkt, welcher häufig an der Westküste von Africa vorkommt. Adanson hat sie am Senegal gesehen und dem Buffon folgende Beschreibung davon gemacht: Die größten hatten nicht über 8 Schuh, und wogen etwa 8 Centner; ein Weibchen von 5 Schuh 3 Zoll wog nur 194 Pfund. Die Farbe ist schwärzlichaschgrau, und hin und wieder stehen auf dem ganzen Leibe borstenförmige Haare 9 Linien lang; der Kopf kegelförmig von mäßiger Dicke; die Augen rund und sehr klein; Schnauze fast walzig, beide Kiefer fast gleich breit, die Lippen fleischig und sehr dick, in beiden Kiefern nichts als Backenzähne, die Zunge oval, fast ganz angeheftet; an den Füßen 4 braune Nägel. Die Haut 6 Linien dick, wie Leder; das Fett weiß und 2—3 Zoll dick; das Fleisch blaßroth und schmackhafter als Kalbfleisch. Es lebt von Kräutern an der Mündung des Nigers. Adanson hat die Ohröffnung nicht bemerkt. Buffon XIII. S. 390. Cuvier findet bey dem americanischen den Schädel länger und die Nasengrube drey mal so lang als breit, bey dem senegalischen beträgt die Breite zwey Drittel der Länge, und der Unterkiefer ist vorn gerad, dort gebogen. Oss. foss. V. 1. 255.

Le Guat behauptet auch, viele an der Insel Rodriguez gesehen zu haben, also in der Nähe der Insel Moris, und er beschreibet dieselben so, daß man sie fast nicht für den Dujong halten



fann. Sie waren 20 Schuh lang, hatten hin und wieder kaum bemerkbare Haare auf der harten Haut, kleine Augen und Ohrlöcher, welche sie immer öffneten und schloßen, Backenzähne, aber keine Vorderzähne; daselbst ist aber das Zahnfleisch so hart, daß sie Kräuter damit abreißen können. Sie sahen bisweilen 3 bis 400 beysammen die Kräuter auf dem Boden des Wassers abzuwäiden; sie waren so wenig scheu, daß man sie oft mit den Händen betasten konnte, um die fettesten auszuwählen. Man band denen von mittlerer Größe, weil sie besser schmecken, ein Seil um den Schwanz und zog sie heraus. Auf dem Land hat er sie nie gesehen, auch nie mehr als ein Junges bey einem Weibchen. Voyage I. 93.

Pennant hat einen vom Senegal abgebildet von  $6\frac{1}{2}$  Schuh Länge, Umfang  $3\frac{2}{3}$ , in der Nähe des Schwanzes 2. Er wurde bey Marigot im Senegal gefangen; sie werden aber 14—15 Schuh lang, und zeigen sich nur im December und Jänner. Quadrupedes 1793. p. 296. tab. 102, deutsch II. 608. T. 53. F. 2.

Cuvier hat Unterschiede im Schädel gefunden. Der americanische hat eine verhältnißmäßig längere Schnauze, und die Nasengrube ist drey mal so lang als breit; bey dem africanischen beträgt die Breite dagegen  $\frac{3}{4}$  der Länge, und der vordere Theil des Unterkiefers ist etwas gebogen, während er bey dem americanischen gerad ist. Ossemens V. 254. tab. 19. fig. 2. 3.

Als A. v. Humboldt im April auf dem Rio Apure hinunter schiffte, sah er unter der Mission Santa Barbara Crocodille und Meerschweine (Toninas) in langen Reihen hinter einander, und kam sodann an die Einmündung des Canno del Manati, welcher diesen Namen von der ungeheuern Menge der Manati hat, die hier jährlich gefangen werden. Er wird hier gewöhnlich 10—12 Schuh lang und 5—8 Centner schwer. Das Wasser war mit seinem stinkenden Auswurf bedeckt, der ganz aussteht, wie bey den Rindern. Er ist häufig im Drenoco unter den Wasserfällen, im Meta und Apure, zwischen den Inseln Carzales und de la Conserva. Sie haben keine Spur von Nägeln auswendig an den Finnen gefunden; aber kleine Spuren davon



am dritten Zehnglied unter der Haut. Bey einem 19 Schuh langen ragte die Oberlippe 4 Zoll weit über die untere hervor; sie ist mit einer feinen Haut bedeckt, und dient als Rüssel oder Fühlorgan. Bey den so eben getödteten verspürt man eine bedeutende Wärme im Maul, welches vorn in jedem Kiefer auf dem etwas vertieften Zahnfleisch eine sehr harte Haut hat, womit das Thier eine solche Menge Gras (Graminées) abreißt, daß man nicht bloß den mehrtheiligen Magen, sondern die Hundert 8 Schuh langen Därme damit angefüllt fand. Die Lungen sind sehr groß, 3 Schuh lang und bestehen aus weiten Zellen, so groß wie Schwimmblasen, so daß man sich wundern muß, warum sie so oft Athem holen müssen. Das Fleisch ist sehr schmackhaft, und gleicht eher Schweinen- als Rindfleisch. Man salzt und trocknet es, hält es das ganze Jahr, und ist es auch wie Fisch in den Fasten. Am meisten harpuniert man nach den großen Ueberschwemmungen, wodurch sie aus den Flüssen in Seen und Sümpfe gerathen. Sehr viel fängt man im Orenoco, unterhalb des Apures. Das Fett braucht man in Lampen und zu Speisen, weil es nicht stinkt, wie das von den Sprizwalen. Das Leder, über 1½ Zoll dick, schneidet man in Riemen, und braucht es als Stricke, und auch zu Geißeln für die Sklaven. Voyage II. 1819. 226.

b. Meerfähe mit Hauern, und zwar bloß am Oberkiefer.

3) Die ostindische oder der Dujong (Halicore) hat einen mondformigen Schwanz, jedenorts 3—5 stumpfe Backenzähne, aus zwey Kegeln zusammengesetzt, fast wie bey dem Rindvieh, im Zwischenkiefer 2 oder 4 Hauer, unten 6—8 kleine und ausfällige Vorderzähne, einzelne Haare am Leibe und Borsten auf der Oberlippe, 5 verborgene Zehen ohne Nägel; Färbung bläulich, unten weiß.

Dieses Thier kommt bloß in den indischen Meeren und an den Inseln der Südsee vor, und wurde lange Zeit mit dem amerikanischen Manati für einerley gehalten, besonders weil die Hauer nicht aus den Lippen hervorstehen, so wie es denn auch Veranlassung zu den Erzählungen von Meermenschen gab. Die



Schreibart Dugong ist fehlerhaft; es muß Duyong oder, wie wir sprechen, Dujong heißen.

Dampier sagt, er habe nicht bloß an America, sondern auch an der philippinischen Insel Mindanao und an Neuhollland Manati gesehen. Reise I. 1702. S. 33 und 321. Er wurde auch schon von Renard abgebildet (Poissons des Moluques I. tab. 34.), und nach ihm von Valentyn (Oostindie III. p. 330.).

Barchemi erzählt, daß er vor seinem Hause auf der Philippinischen Insel Lethy große Schildkröten und die Meerkühe oder Dujong sehen konnte; sie fraßen grünes Moos am Strande. Er ließ sogleich einige Fischer kommen, welche das Weibchen tödteten; dann kam auch das Männchen, um es zu suchen, und wurde gleichfalls getödtet. Jeder dieser Fische war über 6 Ellen lang, sie hatten einen Kopf wie ein Ochse, und 2 spannenlange Zähne 1 Zoll dick, welche über dem Kiefer hervor standen; sie waren so weiß wie Elfenbein, und das Fleisch schmeckte wie Rindfleisch. Reise 1751. S. 381. Buffon hat einen Schädel mit Hautzähnen abgebildet XIII. 374 u. 437. T. 56. Er hat oben jederseits 4 Backenzähne, unten nur 3. Das Thier in Campers Werken II. T. 7.

In der neuern Zeit lernte man das Thier erst genauer kennen. Zuerst hat Raffles, der ehemalige Gouverneur von Java, davon eine Beschreibung und, allem Anschein nach, sehr gute Abbildung gegeben, wenigstens diejenige, woran man alle einzelnen Theile des Kopfes, Naslöcher, Augen, Ohren und die Guter sieht. Er bekam eines im Juny 1819 zu Singapore, welches die französischen Naturforscher Diard und Duvaucel in seiner Gegenwart zerlegten. Es maas  $8\frac{1}{2}$  Schuh, und sein Fleisch schmeckte wie das beste Rindfleisch; dabey bedienten sie sich eines Schwammes als Trinkgefäß. In der Gestalt gleicht es den gewöhnlichen Walen; die Haut glatt, dick, oben bläulich, unten weißlich mit einigen zerstreuten Haaren; der Kopf klein, stumpf, mit einer sehr großen dicken und schief abgestutzten Oberlippe, welche eine kurze, dicke und fast senkrechte Schnauze bildet, auf deren vorderen Fläche weiche Warzen und einige Borsten stehen; zwey kurze Hautzähne springen gerade unter der be-



weglichen Oberlippe nach vorn, und sind von derselben fast ganz bedeckt. Die Unterlippe ist viel kleiner, und gleicht einem runden oder länglichen Kinn. Der Rand beider Lippen ist mit starken Borsten besetzt; statt der Schneidzähne eine rauhe borstige Fläche an Gaumen und Kiefern, womit das Thier Meerpflanzen abreißt; zwölf walzige Backenzähne mit flachen Kronen, weit hinten. Der erste schief und zu einer Spitze abgekauft; der zweyte ganz flach; der dritte besteht aus 2 verbundenen Walzen. Sie ragen kaum über das Zahnfleisch hervor. Zunge klein und kurz. Die Naslöcher oben auf der Lippe, wo sie eine Krümmung nach unten macht. Sie bringen schief ein, so daß der obere mondförmige Rand auf die untere Fläche drückt und eine vollkommene Klappe bildet. Augen klein, an den Seiten des Schädels. Die Ohröffnung außerordentlich klein; keine Rücken- und Bauchfinnen, und die Brustfinnen sind nicht stark genug, um das Thier außer dem Wasser zu tragen; ohne alle Nägel; Schwanz mondförmig; die Haut  $\frac{3}{4}$  Zoll dick, mit wenig Speck, der keinen Thran liefert; am Magen 2 blinde Anhängsel nah beym Dünndarm, er war voll Tang, fast gar nicht gefaut und verdaut; Blinddarm groß. Der Oberkiefer ist nach unten gebogen und überhängend, der Unterkiefer abgestutzt, enthält 8 Zahnhöhlen, bald mit, bald ohne Zähne. Wirbel 52, Rippenpaare 18, Schwanzwirbel 27; statt des Beckens 2 dünne Knochen, 6 Zoll lang, am achten oder zehnten Lendenwirbel; alle Fingerglieder vollständig.

Ihre Größe ist gewöhnlich 8—9 Schuh; es gibt zwar größere, welche aber schwer zu fangen sind. Die meisten finden sich in seichtem Wasser und Buchten, und werden vorzüglich während des Nordwinds gefangen an der Mündung des Johoresflusses, zwischen der Insel Singapore und dem festen Land. Man harpuniert sie gewöhnlich während der Nacht, wo sie sich durch ein schnaubendes Geräusch verrathen. Man sucht vor allem den Schwanz zu treffen und denselben aufzuheben, weil dann das Thier alle Macht des Widerstandes verliert. Während 6 Monaten hat man 4 bekommen. Man ficht sie in süßem Wasser oder am Land. Länge 6 Schuh 8 Zoll, Umfang



6 Schuh, Kopflänge 1 Schuh 3 Zoll; von der Schnauze bis zu den Naslöchern  $3\frac{1}{2}$  Zoll, von da zu den Augen  $6\frac{1}{2}$ , zu den Ohren  $6\frac{1}{2}$ , von den Augen zu den Finnen 1 Schuh  $5\frac{1}{2}$  Zoll; die letztere 1 Schuh 4 Zoll lang, 8 breit; Schwanz 2 Schuh 7 Zoll breit, 2 Schuh 9 Zoll lang; Därme 115 Schuh, Dünndarm 44, Dickdarm 72; Schnauze  $9\frac{1}{2}$  Zoll breit,  $4\frac{1}{2}$  hoch. Es war ein Männchen, hatte aber dennoch deutliche Brustwarzen, unmittelbar unter der Brustfinne. *Phil. Transactions*, 1820. 174. tab. 25.

Home hat sodann den Schädel, Zähne und die Hörorgane abgebildet, S. 144. T. 12—14; die Eingeweide S. 315. T. 26 bis 31; das Skelet 1821. S. 390. *Cuvier*, *Oss.* V. 259. tab. 19. 20.

Um dieselbe Zeit haben die französischen Naturforscher *Darard* und *Duvaucel* ein Skelet, so wie eine Zeichnung des Thiers nach Paris geschickt. Die letztere hat *Friederich Cuvier* mitgetheilt im Jahr 1821. Das Thier war 8 Schuh lang und gegen 4 dick. Der Kopf gleicht beym ersten Anblick dem eines jungen Elephanten, dessen Rüssel etwas unter dem Maul abgeschnitten wäre. Die Brustfinnen zeigen gar keine Theilung der Finger, und die Schwanzfinne gleicht der der Delphine. Die Haut ist ein dickes, hellblaues Leder, unten weißlich, an den Seiten des Leibes einige dunklere große Längsflecken. Das Vorderende der Schnauze ist ausgeschnitten, wie eine Hasenscharte, und die Hauer sind so kurz, daß man nur die Spitze sieht. Das Zahnfleisch beider Kiefer ist mit hornigen Warzen besetzt, zum Abreißen der Tange, womit sich diese Thiere ernähren. Die Backen sind innwendig ganz mit Haaren bedeckt. Die Naslöcher öffnen sich nahe beysammen als 2 Spalten am obern Ende der Schnauze, und lassen sich durch ihren mondformigen Rand wie mit einer Klappe schließen. Die Haut um die Füße hat schwielige Ränder. Der Daumen und die Ohrzehe haben nur ein Glied. In großen Zwischenkiefern stehen die 2 geraden und walzigen Hauer, und bey den Jungen 2 sehr kleine dahinter. Vorn im Unterkiefer liegen 4 Zähne, welche nur Keime zu bleiben scheinen. Backenzähne bey den Jungen



überall 5, wovon aber später 2 ausfallen. Der Kehldedeckel ist lang, der Magen weit, mit 2 Blindsäcken 3 und 6 Zoll lang.

Sie gehen nicht weit von den Küsten, und werden nur bey der Nacht harpuniert, aber selten größere als 8—9 Schuh. Fängt man ein Junges, so bekommt man auch sicher die Mutter. Die Jungen schreyen sehr scharf, und vergießen Thränen, welche die Malayen aufheben, als ein Mittel, sich die Liebe zu erhalten. Mammiferes Livraison 27. 1821. Schädel, G. Cuvier, Ann. Mus. XIII. 1809. 300. tab. 19. Oss. V. p. 259. tab. 19. 20.

Ganz kürzlich haben Duoy und Gaimard von dem holländischen Residenten Paape auf Amboina eine gute Abbildung von erwachsenen Männchen bekommen und mitgetheilt. Der Kopf, von der Seite angesehen, hat einige Aehnlichkeit mit dem Löwen, wegen des Vorsprungs der Oberlippe, welcher durch die Haue hervorgebracht wird. An den obern Augenlidern sind Wimpern; der Schwanz ist sehr ausgeschnitten. Der Leib des Alten ist gelblich, und hat mehr Haare als das Junge.

Sie erhielten auch auf Amboina einen jungen, 6 Schuh 3 Zoll lang, bis zu den Füßen 1 Schuh, Zwischenraum zwischen beiden unten 11 Zoll, Länge derselben 9, Breite  $4\frac{1}{2}$ ; Darm-länge 45 Schuh.

Schneidzähne oben 4, noch sehr klein, Backenzähne je 8, die 2 vordern sehr klein, die 2 folgenden abgekaut, der fünfte und sechste mit halben Höckern, der siebente und achte steckten noch in der Höhle, und hatten ihre 2 Höcker unversehrt.

Schneidzähne unten 8, noch sehr klein, Backenzähne je 6; die 4 vordern abgekaut, die 2 folgenden mit stumpfen Höckern, die 2 hintern hatten dieselben noch unversehrt.

Das todte Thier war hell schieferblau, Seiten und Bauch schmutzig weiß; auf dem Leibe zeigten sich hin und wieder Haare, oder vielmehr nur die Höcker, woraus sie kommen sollten; die abgestuzte Schnauze hatte einen Buckel, worinn die mondformigen Naslöcher ziemlich nah beysammen, die Hörner nach hinten; Oberlippe dick, angeschwollen und herzförmig; die untere nicht so groß, aber sehr dick und rundlich. Die vorspringenden Zwi-



schiefiefer, in welchen die Hauer noch verborgen liegen, sind mit einer rauhen Knorpelplatte bedeckt; ebenso der Unterkiefer. Diese Platte ist sehr dick und herzförmig, und bedeckt den vordern Theil, so wie die Vorderzähne. Es ist eigentlich kein Knorpel, sondern vielmehr ein Haufen rauher Haare, deutlicher an den Rändern als in der Mitte, wo sie hornige Warzen bilden. Wahrscheinlich fallen diese Platten mit der Zeit ab, besonders die obere, wann die Hauer schieben. Auf den Rändern der Lippen einzelne rauhe Haare. Die Haut war zwischen den Haaren und am Bauche glatt und glänzend, wie bey den Delphinen; die Oberhaut dick, die Lederhaut sehr zäh, über 2 Linien dick, und darunter weißlicher Speck. Der rundliche, schlauchförmige Magen war mit halbverdaulichem Kraut angefüllt; unten, wo der Dünndarm abgeht, hängen 2 Blinddärmchen daran. d'Urville, Voyage I. 1830. 143. tab. 27. fig. 1—II.

Die Bemerkung, daß der Kopf Aehnlichkeit mit einem Löwenkopf habe, erinnert an den Meerlöwen, welchen Kolbe am Vorgebirg der guten Hoffnung gesehen, und den man, ungeachtet der schlechten Beschreibung und noch schlechteren Abbildung, für nichts anderes als den Dujong halten muß, besonders wegen des haarlosen Leibes und der gelblichen Hautfarbe. Er sagt: So lange ich auf der See gefahren, hatte ich nie das Glück gehabt, einen Meerlöwen zu sehen; es hat sich aber am Ende des Jahres 1707 gesüget, daß einer in die Tafelbay gekommen, welcher auf dem Wasser lange Zeit gespiellet und endlich sich gar auf eine Klippe gelegt hat, um daselbst, nach abgelaufenem Wasser, sich im Sonnenschein zu ergötzen. So lang das Wasser nicht abgelaufen war, durfte sich niemand hinzuwagen, um ihn in der Nähe zu beschauen, theils weil man besorgen mußte, er möchte einem entweder Arm und Bein abbeißen, oder mit seinem starken Schwanz in Stücke schlagen; theils auch weil der damalige geizige Gouverneur denselben todt schießen lassen wollte, was auch wirklich geschehen ist, indem 3 Flinten zugleich nach abgelaufenem Wasser aus einer Schaluppe auf ihn losgebrannt wurden. Er machte jedoch noch ziemliche Poffen, ehe er sich zu todt geblutet, und zwang die Schaluppe schnell zum Weichen. Das Wasser



sah rund um ihn blutig aus, indem er mehr als einen halben Eimer Blut verlor.

Dieser Meerlöwe sah zwar einem Löwen ziemlich gleich, außer daß er keine Haare hatte; an den übrigen Theilen aber wollte sich die Gleichheit gar nicht finden: denn, obwohl seine Haut etwas dunkelgelbes zeigte, so war sie doch von Haaren, ja selbst von allen Schuppen entblößt. Seine Füße, deren er nur 2 hatte, waren sehr kurz und dabey so ungelent, daß sie ihm freylich besser zum Schwimmen als zum Gehen dienten. Es waren keine Klauen oder Finger daran, sondern sie endigten breit als eine Schaufel, oder besser als ein Entenfuß. Anstatt der hintern Füße hatte er breite und dicke Flossen, die ebenfalls nicht länger waren als  $1\frac{1}{2}$  Schuh. Sein Rücken war erhaben, wie ein Buckel, was aber von seiner Lage auf dem dicken und fetten Bauch mochte verursacht worden seyn. Er lief hinten vollkommen spizig zu, wie ein anderer Fisch, und hatte dafelbst einen ganz breiten Schwanz, der beynah wie ein halber Mond gebildet war. Aus seinem Speck wurden etliche Tonnen Thran gebrannt. Er war über 15 Schuh lang, und hatte reichlich so viel im Umfange. Seine Zunge bestand aus lauter Fett, und hatte über 50 Pfund gewogen. Beschreibung des Vorgebirgs 2. 1719. S. 203.

Nach dem Lehtern sollte man an einen Walfisch denken, und nach den Hinterflossen an eine Robbe: allein die haarlose Haut und der Umstand, daß sich das Thier auf's Trockene legte, widersprechen einem oder dem andern. Die Hinterflossen sind ohne Zweifel eine Verwechslung mit der Schwanzflosse. Es ist mithin sehr wahrscheinlich, daß auch bisweilen Dujonge an das Vorgebirg der guten Hoffnung kommen.

Rüppell hat dieses Thier auch im rothen Meer entdeckt, und zwar zuerst bey der Insel Tyran, dann aber bey den Inseln Dahalak unter dem 16. Grad Nordbreite an der abyssinischen Küste, wo es Danika heißt. Er bekam Ende Decembers 1831 ein harpuniertes Weibchen, 10 Schuh lang. Es war kurz nach dem Tode matt bleigrau, gegen den Rücken und Oberkopf mehr gränlich, gegen den Bauch weißlich, und hatte an der Oberlippe



9 Linien lange, starke, hornige und weiße Stacheln, an den Mundwinkeln etwas längere, aber dünnere und gelbliche, dicht beysammen. Die Augen haben keine eigentlichen Lieder oder Wimpern, sondern werden durch die Zusammenziehung der Haut mittels eines starken Schließmuskels geschlossen.

Der Nabel liegt etwas vor der Leibesmitte; die Finnen ohne Nägel, und gleich dahinter die Guter. Die Haut ist durchaus mit ganz kurzen, 1 Zoll von einander entfernten, dünnen, aber steifen Borstenhaaren besetzt, welche nur an den Brust- und Schwanzfinnen fehlen; die Zunge nur  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang, vorn mit knorpeligen Stacheln bürstenartig besetzt. Neben der Wurzel der Zunge jederseits in jedem Kiefer 3 Backenzähne; der vordere sehr klein, wie eine halbe Walze, der zweyte walzig, der dritte fast 2 Walzen hinter einander und länger; die Kronen von allen flach. So hat er es bey 5 andern gefunden. Vorn im Oberkiefer keine Zähne, außer den verborgenen Hauern und Zwischenkiefer, welcher fast die Hälfte des ganzen Schädels ausmacht. Länge 10 Schuh 3 Zoll, Umfang 6 Schuh 1 Zoll, Schwanzbreite 2 Schuh 10 Zoll; Länge der Finnen 1 Schuh 3 Zoll, Breite  $6\frac{1}{2}$  Zoll, Durchmesser der Augen 7 Linien, Ohröffnung 1, Schädel 1 Schuh 2 Zoll, Breite  $8\frac{1}{2}$  Zoll, Höhe  $5\frac{1}{2}$  Zoll, Unterkiefer 11 Zoll, Länge der Backenzahnhöhlen 2 Zoll, Halswirbel 7, Rücken 19, Lenden 3, Becken 3, Schwanz 27, an den 7 vordersten unten der Gabelfortsatz; zwey Beckenknochen 8 Zoll lang, und davor noch 2 andere Knochen, 17 Linien lang, also vier Beckenknochen, Brustbein  $10\frac{1}{2}$  Zoll; kein Schlüsselbein, 3 Handwurzelknochen, 5 Mittelhandknochen, überall 3 Fingerglieder, außer am Daumen, der mit dem Mittelhandknochen endigt.

Sie sollen familienweise, oder wenigstens paarweise leben, und sich in gewissen Buchten, wo sie Tang finden, vorzugsweise aufhalten, aus manchen aber, wo sie sonst wären, verschwunden seyn. Man fängt sie wegen des Fleisches, das aber süßlich schmeckt, wegen der Haut, und namentlich wegen der Zähne. Aus der Haut macht man nichts als Sandalen; aus den Zähnen jezt nur Rosenkränze, welche verschiedene Wunderkräfte



haben sollen. Jetzt kauft man einen Zahn zu Massaua für  $1\frac{1}{2}$  spanische Thaler. Große Thiere liefern 50 Pfund Schmalz. Sie paaren sich im Hornung und März, und werfen im November und December; sie können nur in diesen 4 Monaten gefangen werden. Ihre Stimme sey nur ein dumpfes Stöhnen. Häufig stecken sie den ganzen Kopf und den Leib bis an die Brust aus dem Wasser und kommen alle Minuten heraus, um Athem zu holen. Die Männchen sollen zuweilen 18 par. Schuh lang werden.

Michaëlis in Göttingen hat 1760 den von der dänischen Regierung nach Arabien geschickten Naturforscher unter andern auch empfohlen, sich nach dem Thiere Tachasch umzusehen, aus dessen Haut die Israeliten die Decke der Bundeslade zu verfertigen hatten, und welches Bocharb für einen Manati hielt. Forskal hat (S. 17. Nr. 55.) einen Fisch aus dem rothen Meer, welchem wegen zweyer großer und theuer bezahlter Zähne sehr nachgestellt wird, deren Gebrauch er aber nicht wisse, unter dem Namen Naqua aufgeführt, welcher für den Dujong gehalten wird. Mus. Senkenbergianum I. 1834. 97. tab. 6. Thier, Schädel und Eingeweide.

Wenn die Lamantine in den indischen Meeren wirklich nichts anderes sind, als, wie man glaubt, der Dujong; so findet sich dieser ganz gewiß auch in China, und zwar in der Nähe von Peking. Nieuhoff spricht so entschieden davon, daß keinem Zweifel Raum bleibt. Er wird so dick wie eine Kuh und ungeheuer lang. Der Kopf hat einige Aehnlichkeit mit einer Kuh, Augen klein. Haut dick und braun, an einigen Orten gerunzelt, und mit einigen kleinen rauhen Haaren besetzt. Statt der Flossen hat er 2 kleine Füße, jeder mit 4 Zehen, welche aber zu schwach sind, um das Gewicht des plumpen Leibes zu tragen. Er lebt von Pflanzen, die an Klippen wachsen, und an Untiefen von nur etwa 1 Klafter. Die Weibchen haben 2 Euter, und man glaubt, daß sie 2 Junge auf einmal werfen. Das Fleisch ist sehr schmack- und nahrhaft, wie bey einem Landthier, kurz und roth mit Fett untermischt, und ohne Gräten. Zwey bis drey Tage eingesalzen soll es gesünder seyn. Sie sind häufiger an der



Mündung der Flüsse als im hohen Meer, und gehen selbst bisweilen heraus, um auf dem Sand und in der Sonne zu schlafen. Die Chinesen schätzen auch den Lapis manati sehr hoch, besonders gegen Gries. *Ambassade 1665. Fol. 100.*

4) Bey Eppelsheim, unweit Alzey, in Rheinhessen fand man zu verschiedenen Zeiten Knochen und Backenzähne von einem ungeheuern Thier, welches große Aehnlichkeit mit dem Riesen-Tapir hatte, und auch früher Riesen-Tapir genannt wurde. *Kaup* hat es aber für ein ganz anderes Thier erkannt, und ihm den Namen Riesenthier (*Dinotherium giganteum*) gegeben.

Diese Eigenthümlichkeit hat sich durch eine spätere Entdeckung der Hautzähne bewährt, welche zum Erstaunen aller Naturforscher nicht im Oberkiefer, sondern im untern stecken, und nicht nach oben, sondern nach unten gerichtet sind, so wie die des Walrosses, welche aber bekanntlich im Oberkiefer stecken. Mit solchen Zähnen konnte das Thier unmöglich auf dem Boden fressen. Man müßte daher annehmen, daß es seine Nahrung von Bäumen herunter gelangt hätte, wie die Giraffe, der Elephant u.s.w., wofür aber die Backenzähne mit großen Querleisten nicht sprechen, und auch nicht die senkrechte Lage des Hinterhauptsloches. Man glaubt daher, daß es im Meere gelebt habe, wie die Manati, besonders da seine Backenzähne mit denen des atlantischen große Aehnlichkeit haben. Man schätzt seine Länge über 15 Schuh, wenn es ein Landthier gewesen; als Wasserthier muß es mithin viel länger gewesen seyn. In jedem Kiefer stehen jederseits 5 Backenzähne mit 2 Querleisten, mit Ausnahme des dritten, welcher deren 3 hat. Der Unterkiefer ist nicht weniger als 3 Schuh lang, und das vordere Stück, worinn die Hauer gleich Elephantenzähnen, aber viel näher beysammen, stecken, ist ebenfalls nach unten gerichtet. Mehrere Schädel finden sich allein im Naturalien-Cabinet zu Darmstadt. *Kaup* hat sie genau beschrieben und abgebildet. *Oss. foss. et Additions tab. I. 2. Pls 1829. 401. T. 1.*  
*Cuvier, Oss. f. II. p. 165. tab. 2—4.*



## 11. Junft. Die Schweine

unterscheiden sich dadurch, daß ihre Beine einzeln von einem hornigen Huf umgeben sind; daß sie sehr ungleiche Zähne und meistens sehr lange Eckzähne haben; sie sind ferner mit Borsten mehr oder weniger bedeckt, und haben einen ganz dünnen und kurzen Schwanz.

Diese Thiere schließen sich durch ihre außerordentliche Größe, ihre plumpe und abenteuerliche Gestalt, ihre ziemlich nackte Haut und ihren Aufenthalt im Wasser oder in Sümpfen an die Wale an. Einige spritzen sogar, wie das Nilpferd, etwas Wasser aus den Naslöchern; sie unterscheiden sich aber sehr stark durch die vollkommenen und brauchbaren Hinterfüße, womit sie im Trocknen sehr leicht fortkommen, auch dadurch, daß sie, ungeachtet ihres drohenden Gebisses, nichts anderes als Pflanzen fressen, am liebsten Getraide und andere Körner, auch Laub und Wurzeln, und damit manche auch Würmer und Insecten. Bey den Walen läuft allein, unter allen Thieren dieser Classe, der Leib so allmählich in den Schwanz aus, daß dieser, wie bey den Fischen, einen mächtigen Theil desselben ausmacht, denselben fortbewegt und heftig um sich schlägt, bey den schweinartigen Thieren aber ist er ein unverhältnismäßiges, fast lächerlich kleines Anhängsel geworden, kaum fähig, die Rücken zu vertreiben.

Mit Ausnahme des eigentlichen Schweins finden sie sich alle nur in den heißen Ländern beider Welten, wo ihr Hauptaufenthalt schattige Wälder sind mit Flüssen und Sümpfen. Da sie alle eine dickere Schwarte haben, als die andern Thiere, so hat man sie Dickhäuter genannt (*Pachydermata*), was sich nicht recht in die deutsche Sprache gewöhnen will.

Es sind die kräftigsten und daher nützlichsten Thiere. Ohne das Pferd wären die Kräfte des Menschen in den gemäßigten Ländern viel zu schwach, um etwas Erkleckliches auszuführen. Dasselbe gilt in Indien von dem Elephanten; sie sind also wirklich die ächten Muskelthiere, die Wiederholung der Amphibien.



Man könnte sie in niedere und hohe eintheilen, was aber weniger von der Länge der Beine als von der Länge des Leibes abhängt. So sind jene sehr weit aus einander am Flußpferd, kurz bey den Schweinen; bey dem Elephanten dagegen, Nashorn und Pferd stehen sie nahe beysammen.

Die niederen lieben vorzüglich Flüsse und Schlamm, die hohen dagegen mehr das Trockene.

Wesentlicher aber theilen sie sich ab nach der Entwicklung ihrer Sinnorgane. Daß der Elephant besonders glücklich gewesen ist mit seiner Nase, fällt von selbst in die Augen, und weist ihm seine Stelle an; das Flußpferd ist ebenso deutlich durch seine nackte Haut characterisirt, und das Pferd durch das Auge. An jenes schließt sich das eigentliche Schwein an als das Jungenthier mit seiner sonderbaren und manchfaltigen Zahnbildung. Der ganze Bau, und besonders die großen Ohren, stellen das Nashorn zwischen Elephant und Pferd. Sie folgen daher so auf einander:

1. Flußpferd, characterisirt durch die Haut.
2. Schwein oder Sau, characterisirt durch die Zunge, das Gebiß und die Gefräßigkeit.
3. Elephant, characterisirt durch den Rüssel oder die Nase.
4. Nashorn, characterisirt durch die Ohren.
5. Pferd, characterisirt durch das Auge.

#### A. Niedere Schweine.

Die Füße kurz und der Leib lang.

Hieher gehören die Flußpferde und die eigentlichen Schweine, welche in der Lebensart ganz übereinstimmen, indem die meisten Tage lang im Wasser und Schlamm zubringen.

#### 1. G. Die Flußpferde (Hippopotamus)

gehören zu den größten, mit wenig Borsten bedeckten Thieren, und haben einen fast walzigen Leib mit einem winzigen Schwanz, einen langen, niedergedrückten Kopf, worinn überall 6 Backenzähne mit Schmelzhöckern, oben 4 kurze Vorderzähne, unten eben so viel längere und liegende; die Eckzähne sehr lang, die obern



gerad, die untern gebogen; Füße kurz, mit 4 aufstretenden Beinen und Hufen.

1) Das gemeine (*H. amphibius*) ist 12 Schuh lang, so dick wie ein Ochse, aber nicht so hoch, schwarz mit kurzen Ohrmuscheln und sehr kleinen Augen.

Es findet sich, so viel man mit Sicherheit weiß, nur in Africa, ist aber jetzt im nördlichen fast gänzlich ausgerottet.

Dieses Thier ist seit den ältesten Zeiten bekannt, und hat nicht bloß den Naturforschern, sondern auch den Theologen viel zu schaffen gemacht, weil man es für das Behemot der heiligen Schrift gehalten hat und im Grunde noch hält.

Johann Schneider zu Breslau hat die Stellen der Alten am vollständigsten gesammelt in seiner Ausgabe von Artedis Synonymie der Fische, 1789. S. 247. Von dem Behemot abgesehen, war Herodot der erste, welcher davon spricht, II. Cap. 71. Die Flusspferde werden in dem papremittischen Bezirk [im Delta] für heilig gehalten, aber nicht bey den übrigen Aegyptiern. Ihre Natur und Gestalt ist so: Es ist ein vierfüßiges Thier mit gespaltene Klauen, wie bey den Rindern, aufgestuhter Nase, einer Pferdemañne, vorstehenden Zähnen, einem Pferdeschwanz und einer solchen Stimme; so groß als der größte Ochse; die Haut so dick, daß man sie trocknet und glatte Wurfspeie daraus macht.

Aristoteles hat dieses fast ganz nachgeschrieben, sagt aber, es habe die Größe des Esels und den Schwanz des Schweins; aus der Haut würden Schilder gemacht (II. Cap. 10.). Plinius sagt: die Haut sey so dick, daß man Speie daraus drehen könne, und die des Rückens gebe undurchbringliche Schilder und Helme (VIII. 25.).

Diodor von Sicilien erzählt, daß bey der Jagd viele Menschen zusammenkommen und es mit eisernen Stangen tödten. Wo es sich zeigt, sammeln sich Schiffe darum, und die Leute verwunden es mit eisernen Haken und werfen dem vor Schmerz wüthenden Thier Stricke um den Kopf, bis es durch Blutverlust kraftlos wird: dann ziehen sie es an die Schiffe und ans Land. Das Fleisch ist hart und schwer zu verdauen, das



Eingeweide nicht zu essen (l. S. 42). Nearch, ein Feldherr Alexanders, sagt: es finde sich nicht im Indus; ebenso Pausanias; Dnesicritus, auch ein Feldherr Alexanders, behauptet das Gegentheil bey Strabo (XI. S. 1012 und 1033.). Die Neuern wissen nichts davon in Indien; wahrscheinlich meynten die Alten den Gavia. Aristoteles und Plinius sehen es in den Nil und der letztere auch in einen Fluß am atlantischen Meer, und Strabo an das Ende von Africa. Es gehe des Nachts auf die Felder, waide das Getraide ab und kehre wieder rückwärts zurück, damit man glauben solle, es wäre noch am Lande. Der Aedil Scaurus hat zuerst in Rom 5 Crocodille und 1 Flußpferd gezeigt; es gieng gern in das Schilf und verwundete sich nicht selten darinn. Später sah man wieder zu Rom ein Flußpferd bey dem Triumph des Augustus über die Cleopatra, 5 unter Commodus, die er selbst umgebracht habe; mehrere nebst Crocodillen unter Antoninus Pius, Gordianus, Heliogabalus und Carus. Die Lust der Römer, ungeheure Thiere in Spielen zu sehen, hat dieselben aus den näher gelegenen Gegenden schon frühzeitig vertrieben. So klagt schon der Redner Themisius unter Julian, daß die Elephanten in Libyen, die Löwen in Thessalien, die Flußpferde in den Sümpfen des Nils selten würden. Es habe vorstehende Zähne wie der Eber und der Elephant, und wütte damit, wie das Crocodill, auch gegen Wasser- und Landthiere; daher der Glaube bis in die spätere Zeit, daß es auch Fleisch fresse, was, wie man jetzt weiß, der Wahrheit nicht gemäß ist. Später haben nur Oppian, Ammian Marcellin und Achilles Tattius von Alexandrien dieses Thieres gedacht, und der letztere erzählt, daß man es in Gruben fange, die man an seinem Wege mache, während es das Getraide abwaide; es sey sehr gefräßig und zerstöre in einer Nacht einen ganzen Acker. Das Leder und die Zähne wurden schon damals von den Aethiopiern mit Elfenbein und den Hörnern des Nashorns nach Aegypten, Griechenland u.s.w. in den Handel gebracht. Die Zähne wurden wie Elfenbein verarbeitet, selbst in Kunstwerken. Cosmas der Indienfahrer hat im sechsten Jahrhundert eine Menge dergleichen Zähne in Aegypten



und Aethiopien gesehen, zum Beweise, daß sie theuer bezahlt und daher sorgfältig gesammelt wurden. Einer wog 13 Pfund.

Im Mittelalter haben Isidor von Sevilla, Vincenz von Beauvais und Albertus Magnus nur die Alten abgeschrieben, und zum Theil mißverstanden.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst hat Belon zuerst wieder ein Flußpferd zu Constantinopel gesehen, ihm fünf Zehen gegeben, und es mit einem Crocodill im Maul abgebildet nach dem Colos in Rom, welcher den Nil vorstellt. Es gibt auch eine Münze von Hadrian, worauf sich das Thier findet. Gesner hat beide nachgestochen, S. 494. Es kommt auch noch auf vielen andern Münzen vor, zum Theil unter dem Namen Flußschwein (Choeropotamus), ohne vorstehende Zähne, daher man glaubt, daß das Weibchen vorgestellt werde; Schneider theilt mehrere dergleichen Abbildungen auf Gemmen u.s.w. mit, Taf. 3. Später hat Prosper Alpinus, der selbst in Aegypten und Aethiopien war, wieder Nachrichten und Abbildungen davon gegeben. (Hist. nat. aegyp. 1735. 245. tab. XXII.)

Der erste aber, welcher eine sehr genaue und umständliche Beschreibung nach dem Thiere selbst gegeben hat, ist der neapolitanische Arzt Zerenghi in seinem Abriss der Chirurgie, 1603. 4. S. 55.

Er hat selbst zwey lebendig bekommen in der Nachbarschaft von Damiate. Um ein Flußpferd zu bekommen, stellte ich, am 20. Juli 1600, Leute an dem Nil auf. Sie sahen zwey herausgehen, und machten sodann hinter ihnen einen großen Graben, den sie mit Aesten, Kräutern und Erde bedeckten, worein die Thiere wirklich des Abends fielen. Ich gab ihnen 3 Schüsse in den Kopf, worauf sie fast augenblicklich starben, und ein Geschrey hören ließen, fast wie das Brüllen des Büffels oder das Biehern des Pferdes. Es war ein Männchen und ein Weibchen. Ich ließ die Häute abziehen und salzen, und brauchte zu jeder Haut 4 Centner Salz. Man füllte sie mit Zuckerrohr aus, schaffte sie nach Cairo, und im Jahr 1601 nach Rom, wo sie Aldrovand sah, und in seinem Werk abbildete.

Die Haut ist sehr glatt, hart und undurchdringlich, außer



wenn sie eingeweicht wird. Der Rachen ist nicht mittelmäßig, wie die Alten sagten, sondern ungeheuer groß; auch sind die Füße nicht in 2 Klauen gespalten, sondern in 4. Das Thier hat auch nicht die Größe des Esels, sondern ist größer als ein Pferd und selbst als der größte Büffel; der Schwanz ist nicht wie bey dem Schwein, sondern eher wie bey der Schildkröte, aber viel dicker; die Schnauze oder Nase ist nicht in die Höhe gerichtet, sondern wie bey dem Büffel, aber viel größer; es hat keine Mähne wie das Pferd, sondern nur einige kurze und sehr zerstreute Haare; es wiehert nicht, sondern seine Stimme ist ein Mittelding zwischen dem Plärren des Büffels und dem Wiehern des Pferdes; es hat keine vorspringenden Zähne, denn obschon sie sehr groß sind, so werden sie doch von den Lippen verdeckt, wann das Maul geschlossen ist. Die Aegyptier nennen es Foras el bar, was Meerpferd bedeutet.

Die Länge des Leibes war 11 Schuh, der Umfang 10; der Widerrist  $4\frac{1}{2}$ , Umfang der Vorderfüße eben 2 Schuh 9 Zoll, unten 1 Schuh 9 Zoll, Länge 1 Schuh 10 Zoll, die Zehen mit den Klauen  $4\frac{1}{2}$  Zoll, die Klauen so breit als lang, 2 Zoll. Es hat 4 Zehen und so viel Klauen; Schwanz 11 Zoll, Umfang der Wurzel 1 Schuh; am Ende 3 Zoll. Er ist nicht ganz rund, sondern von der Mitte an breit, wie ein Nalischwanz mit einigen runden, weißlichen Schuppen wie Linsen; ebenso auf den Schenkeln, an der Brust, dem Hals und an einigen Stellen des Kopfes. Kopflänge 2 Schuh 4 Zoll, Umfang 5 Schuh 8 Zoll, Ohren 2 Zoll 9 Linien lang, 2 Zoll 3 Linien breit, etwas zugespitzt, und innwendig mit kurzen, feinen Haaren besetzt; Augen  $2\frac{1}{4}$  Zoll, Nasenlöcher  $2\frac{1}{2}$  Zoll lang, 15 Linien breit, Rachenweite  $1\frac{1}{2}$  Schuh; die Haut auf dem Rücken 1 Zoll, am Bauche 7 Linien. Getrocknet ist sie so hart, daß keine Kugel durchgeht. Die Einwohner machen große Schilder daraus und schneiden sie auch in Riemen, welche sie gebrauchen, wie wir die Farrenschwänze. Auf der Hautfläche stehen hin und wieder einige blonde Haare, die man, ohne genauer zu sehen, nicht bemerkt; auf dem Halse gibt es einige dickere, welche einzeln mehr oder weniger weit von einander stehen; auf den Lippen aber bilden sie eine Art



Schnurrbart, von denen ihrer 10—12 dicht beysammen an mehreren Orten stehen. Sie sind gefärbt wie die andern, aber dicker, härter und ein wenig länger; die größten jedoch keinen halben Zoll.

Die Zahl der Zähne ist 44 (?) von sehr verschiedener Gestalt, und so hart, daß sie Feuer geben, besonders die Hauer. Bey geschlossenem Maul steht man keinen wegen der ungeheuren Lippen. Die Gestalt des Thiers ist ein Mittel ding zwischen der des Büffels und des Schweins; die Färbung dunkel oder schwärzlich. Es soll nur ein Junges werfen, Fische, Crocodile und selbst Mas fressen; indessen frisst es Reis, andere Körner u. dergl., obschon seine vordern Zähne gar nicht zum waiden, sondern andere Thiere aufzufressen, geformt zu seyn scheinen. Das Männchen ist in allen Theilen um  $\frac{1}{2}$  größer. Die Abbildung ist leider nach dem ausgestopften Exemplar gemacht.

Fabius Columna hat seine Beschreibung und Abbildung nach demselben Exemplar gemacht, die Zähne jedoch genauer beschrieben; vorn im Unterkiefer 6, wovon die 2 äußern  $\frac{1}{2}$  Schuh lang, dreyeckig und  $2\frac{1}{2}$  Zoll breit; Umfang 6 Zoll und rückwärts gebogen; die mittleren wenig vorragend, fingerslang, dreieckig und liegend; Backenzähne jederseits 7, kurz, dick und breit. Vorn im Oberkiefer ebenfalls 6, welche sich gegen die untern abschleifen; Backenzähne gleichfalls 7, aber die zwey vordern klein, rundlich und abstehend; die Vorderzähne schlagen Feuer, und daher wäre es wohl möglich, daß sie beym Kauen leuchteten, wenn sie das Thier weht, wie denn die Alten von ihm fabelten, daß es Feuer aus dem Rachen speye. Die Junge 6 Zoll lang. Aquatil. 1616. pag. 30. fig.

Kolbe hat es am Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen. Es heißt daselbst See kuh, und kann sowohl im Wasser als auf dem Lande leben; um seinen Hunger zu stillen kommt es herauf, und waidet wie eine Kuh das Gras ab; dann begibt es sich wieder ins Wasser, um sich daselbst zu verbergen. Es ist ein großes und schweres Thier, welches schwarzbraun aussieht wie das Nashorn und demselben weder an Schwere noch an Länge etwas nachgibt; doch ist es wegen der sehr kurzen und dicken Beine



etwas niedriger. Der Kopf kommt eher mit einem Pferde- als einem Kuhkopf überein, jedoch ist er verhältnismäßig etwas kürzer und dicker, und hat sehr kleine Augen und Ohren. Das Maul kommt mit einem Ochsenmaul überein, indem es viel breiter ist als bey dem Pferde. Die Naslöcher sind groß und weit, und es bläst wie die Walfische das eingeschluckte Wasser wieder heraus, daß es gleich einem Springbrunnen in die Höhe fährt. Das geschieht allemal, wenn es den Kopf herausstreckt, oder auf die Graswaide gehen will. Die kurzen Füße sind überall gleich dick, unten nicht gespalten, sondern breit und rund, und mit einem nicht getheilten Hufe bedeckt, der aber 4 eingedrückte Spalten hat. Der Schwanz ist ganz kurz, wie bey einem Elephanten, und hat auch am Ende einige, aber kürzere Haare, sonst nirgends auf dem Leibe, als wenn sie mit Fleiß abgeschoren wären.

Im Unterkiefer stehen 4 große und hervorragende Zähne, welche zwar zum Abreißen des Grases helfen, das aber gleichwohl durch die Backenzähne muß kleiner gekaut werden. Außerdem jederseits 2 gerade und 2 krumme, so dick wie ein Ochsenhorn und  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang, wovon jeder 10 Pfund und mehr wiegt; sie sind kostbarer und theurer als Elfenbein, weil künstlich daraus gemachte Sachen nicht gelb werden, sondern weiß bleiben. Die 2 Euter stehen hinten und haben ganz kleine Striche. Ich habe 2 Junge gesehen, welche kaum so groß als ein Hammel, und doch 1 Centner schwer waren. Die Haut ist daumensdick, und läßt daher nicht leicht eine Kugel durch. Der einzige Ort, sie gehörig zu treffen, ist der Kopf, und zwar entweder an den Schläfen oder auf der Stirn gleich über dem Auge, wo kein Speck und Fleisch liegt. Dieses muß man genau beobachten und gleich losbrennen, so bald es den Kopf aus dem Wasser streckt, weil es sonst Geruch bekommt, untertaucht und sich etliche Tage lang nicht mehr zeigt: denn sie können gar wohl Hunger leiden und warten bis der Feind, durch Verdruß abgemattet, weggezogen ist. So bald der Schuß geschehen, taucht es zwar unter, aber man kann bald erkennen, ob es tödtlich verwundet ist oder nicht. War der Schuß nicht tödtlich, so bleibt das



Wasser trüb; im andern Fall färbt es sich mit Blut. Stößt man nun mit einem Widerhaken an einer langen Stange hinein, so kann man es ans Ufer ziehen. Geht es nicht, so sucht man einen Strick mit einer Schleife um den Kopf oder um ein Bein zu befestigen, wodurch der Sache bald abgeholfen ist.

Die abgezogene Haut weiß man hier zu nichts zu brauchen und läßt sie daher für die wilden Thiere liegen. Fleisch und Speck, der eine Hand hoch ist, wird abgeschnitten, eingefaszen und auf einem Wagen nach Hause geführt. Denn so viel bekommt man, indem das Thier 25—30 Centner liefert. Das Fleisch an den Füßen und den groben Knochen ist man gleich; das Fett schmelzt man aus, und braucht davon unterwegs an die Speisen, wie Reis, Klöße, mageres Hirschfleisch u. s. w. Fleisch und Speck werden für einen großen Leckerbissen und eine gesunde Speise gehalten; die Bauren verkaufen das Pfund nur aus Gefälligkeit an gute Freunde für  $\frac{1}{4}$  Thlr. Wer einem ein Stück von etlichen Pfunden verehrt, von dem darf man sich wohl einbilden, daß er es aus besondern Ursachen gethan hat. Es ist auch, die Wahrheit zu sagen, wirklich ein vortreffliches Essen, besonders von einem nicht gar zu alten Thier, und wenn es nicht zu lange im Salze gelegen; man mag es frisch oder geräuchert kochen. Auch der Speck riecht nicht so widerwärtig wie der Schweinen Speck; noch weniger ist er ungesund. Ausgeschmolzen ist man ihn auch statt Butter auf Brod.

Ehemals waren sie häufig in einem See des Seeuhthals, unweit der Falso-Bay; sie sind aber jezt daselbst theils getödtet, theils ausgewandert, und finden sich nur weiter östlich. Vorgebirg der guten Hoffnung, 1719. 83. 167. T. VI.

Prosper Alpin war zwar schon 1580 in Aegypten, allein sein Werk kam erst 1735 heraus. Er sah zu Cairo vor dem Palaste des Vicekönigs zween ausgestopfte Bälge, wovon der eine fast so groß wie ein Elefant, der andere nur wie ein großes Schwein war; jenes die Mutter, dieses das ungeborene Junge. Sie wurde im Nil bey Damiata gefangen und starb nach einigen Tagen. Sie fressen alles, was die Rinder, jedoch versichern die Leute zu Damiata, daß sie auch Fleisch fressen.



Die Fäße nicht zwey, sondern vierspaltig. *Rer. aegypt.* 245. tab. 22—25.

Buffon stellte sodann 1764 alles zusammen, was bis auf seine Zeit von dem Thiere bekannt war. Es findet sich mit Gewißheit nur in Africa, und zwar in den größern Flüssen, im Nil, Senegal, wo sie Adanson sehr häufig sah, Gambia, Zaire, am Vorgebirg der guten Hoffnung und auch in mehreren Seen. Im untern Nil ist es ganz verschwunden, sowie in allen Flüssen, welche vom Atlas ins mittelländische Meer fallen. Es zeigt sich zuerst in Aethiopien, kommt bisweilen nach Ober-Aegypten und verwüset besonders die Weiskornfelder. XII. S. 22. T. 3., Ungeborenes; T. 4—6. Magen, Schädel und Zehen. Schreiber Taf. 318. Dalton, Skelet 1821. T. 5—7.

Von nun an kam das Thier unter die Beobachtung von wirklichen Naturforschern. Der erste war Sparrmann aus Schweden, welcher es am Vorgebirg der guten Hoffnung selbst gefangen hat, und zwar im großen Fischflusse in der Nähe von Hinter-Bruyntjeshöhe. An einer tiefen, eine Viertelstunde langen, meist von hohen Ufern umgebenen Stelle, wo es, nach Aussage der Wegweiser, Seefüße geben sollte, wurden die verschiedenen Wege im Schilfe, auf welchen diese Thiere aus dem Flusse zu gehen pflegen, mit Jägern besetzt; und Hottentotten mußten auf der Seite, woher der Wind kam, mit Klatschen und anderem Lärmen die Thiere aufschrecken und den Jägern zutreiben. Erst nachdem sie anderthalb Stunden lang in der äußersten Stille gestanden hätten, kamen die Thiere an und untersuchten die beiden Hauptposten, wo Sparrmann und sein Gefährte Zimmelman sich befanden. Sie hatten schon auf der andern Seite des Flusses bemerkt, daß man ihnen auflaure, und gaben durch Hin- und Herschwimmen, Schnauben, durchdringendes Grunzen oder Wiehern ihren Unwillen zu erkennen. Bey den Jägern schlug das Herz auf dem Anstand, da sie nunmehr jede Minute erwarteten, mit einer ungeheuern Bestie handgemein zu werden, welche einen Menschen mitten durchbeißen kann. Allein die Seefüße verließen sie wieder und bezeigten sich, wie



man später erfuhr, bey den Stationen der Bayern ebenso. Doch hörte man plötzlich einen Schuß von der Seite der Hottentotten, wodurch eine Menge Paviane aufgeweckt wurden, welche durch ihr Rufen und Antworten ein ganz lächerliches Getämmel verursachten. Dann wurde es wieder still, bis um 2 Uhr in der Nacht wieder ein Schuß fiel, worauf derselbe Lärm entstand. Den andern Morgen wußten die Hottentotten nicht, ob sie etwas getroffen hatten; auch konnte man keine Spur von einem verwundeten Thier entdecken, und daher zog man des Mittags zu einem andern kleinern Seekuh-Dämpfel, wo die von den Thieren betretenen Wege wieder besetzt wurden. Da lernten sie das Flusspferd bald mit der größten Lebensgefahr von einer andern vorher nicht bekannten Seite, nehmlich der Geschwindigkeit und des Muthes, kennen. Während sie von den Schnaken aufs fürchterlichste geplagt und mit ihrem Schnupftuch bedeckt saßen, kam eine Seekuh aus dem Wasser hervor und fuhr unter einer Art Geheul wie ein Pfeil auf sie zu. Als aber ein Bauer Feuer gab, kehrte sie schnell wieder ins Wasser zurück. Alles lief in der Dunkelheit davon und suchte, halb im Schlafe, an dem steilen Ufer hinauf zu klettern. Während sie in der Sicherheit über den Vorfall lachten und den Tag erwarteten, mischte sich das Brüllen der Löwen darunter.

Sie lauerten nun an einer andern Stelle, wo sie Spuren bemerkt hatten bey Tage, um die Thiere auf die Nase zu treffen, wann sie Athem holten. Die Kugel muß längs der Nasenhöhle ins Gehirn dringen, wenn sie tödlich seyn soll: allein sie hatten bald Wind davon, steckten die Nase nur aus dem Wasser unter herunterhängenden Zweigen, und begaben sich endlich auf die andere Seite des Flusses. In der Nacht steckte eine zu wiederholten Malen den Kopf über das Wasser und erhob ein grimmiges und durchdringendes Geschrey, das ein Mittelbeing von Grunzen und Wiehern zu seyn schien, und sich mit hebräisch hörch höh-höh ausdrücken läßt; die zwey ersten Wörter langsam, heißer, aber durchdringend und erschütternd, die letzten dagegen sehr geschwind und wichernd. Um 11 Uhr kam eine andere und fraß von den ins Wasser hängenden Zweigen, wie



auch kleines Gebüsch und Gras, das hie und da am Ufer stand. Am folgenden Tag setzten sie vergeblich einem Löwen und einer Hyäne nach, fiengen ein Waldschwein (*S. aethiopicus*) und schoßen ein Hirschthier (Antilope). Als aber die Hottentotten nach einigen Stunden es holen wollten, hatten die Adler schon den größten Theil verzehret. In der folgenden Nacht standen sie wieder auf ihren Posten, ohne etwas zu bekommen. Als sie aber bey Sonnenaufgang zu ihren Wagen gehen wollten, kam eine Seekuh mit ihrem Kalbe von einem andern Flusse, um sich in denjenigen zu begeben, welchen sie bewachten. Während sie an einer ziemlich steilen Stelle auf ihr träges und etwas hinkendes Kalb wartete, bekam sie einen Schuß in die Seite, worauf sie sich sogleich in den Fluß stürzte. Ein Hottentott wagte es, das Kalb anzupacken und am Hinterfuß zu halten, bis ihm andere zu Hülfe kamen, worauf es gebunden und mit vielem Frohlocken zu den Wagen getragen wurde. Es schrie wie die Schweine, wenn sie geschlachtet werden, jedoch gellender und durchdringender; suchte sich auch mit nicht geringer Stärke loszureißen, war aber dabey ziemlich unbeholfen. Seine Länge betrug  $3\frac{1}{2}$ , die Höhe 2 Schuh, obschon es nach Aussage der Hottentotten höchstens 2—3 Wochen alt seyn konnte. Als es losgebunden wurde, hielt es sich still, und nachdem die Hottentotten es mehrmals über die Nase gestrichen hatten, um es an ihre Ausdünstung zu gewöhnen, fieng es sogleich an, sich zu schmiegen. Es wurde gezeichnet und hernach gegessen. Das Fleisch und Fett war ekelhaft weichlich; das von den Alten aber ist sehr gut und gesund, besonders hält man die gallertartigen Füße für ein sehr leckeres Gericht, geräucherte Zungen selbst am Cap; sie sind 2 Schuh 2 Zoll lang. Die Haare des Kalbs sind  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$  Zoll lang, straff und rothbraun, und wachsen theils in den Ohren, theils um das Maul und am Hintertheile des Halses, aber sehr dünn, indem sie  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$  Zoll von einander stehen. Auch auf dem Rücken finden sich Haare, sind aber noch weiter auseinander und kürzer; die längsten sind an den Seiten des Schwanzes, welcher zusammengedrückt ist, d. h. oben und unten einen Rand hat, wie beym Nashorn. Die übrige Haut ist



ganz kahl. Die Hautzähne stehen schon  $\frac{1}{2}$  Zoll vor. Bey ausgewachsenen wog einer der größten nur 6 Pfund 9 Unzen und war 27 Zoll lang. Ungeachtet dieser Länge sind sie von den Rippen bedeckt. Die Haut hat Aehnlichkeit mit der des Nashorns, ist aber fast dicker. Sie fressen nichts als Kräuter und Gras; auch gibt es da, wo sie vorkommen, nur wenige und kleine Fische. Sie gehen zwar bisweilen ins Meer, aber nur, weil sie beunruhigt werden, und sie kommen immer heraus, um zu weiden und süßes Wasser zu saufen. Sparrmann hat sie auch am krummen Flusse, Kamturflusse, in Krakamma am Strande gesehen.

Außer dem Schießen gräbt man ihnen auch Gruben, aber nur in der Regenzeit, weil während des Sommers der Boden zu hart ist. Mit vergifteten Wurfspeeren sie zu erlegen, soll den Hottentotten nie geglückt seyn, wohl aber bey den Elephanten und Nashörnern. Das Wohlfeilste ist immer die Kugel. Obschon sie nicht so schnell laufen können, wie andere große Thiere, so sind sie doch nicht so langsam und schwerfällig wie man sie macht. Sowohl die Colonisten als die Hottentotten halten es für gefährlich, einem auf dem Lande zu begegnen, zumal da ein solches Thier erst kürzlich einen Hottentotten mehrere Stunden lang verfolgt hat und ihm einige Mal vorn entgegen gekommen ist, so daß es ihm schwer geworden, sich vor ihm zu retten.

Das Kalb hatte 4 Mägen, jeder 7—9 Zoll lang und 3—5 dick; sie enthielten nichts als geronnene Milch, ein wenig Schlamm und einige Baumblätter. Därme 109 Schuh lang, Gallenblase 5 Zoll; das ovale Loch im Herzen noch offen; in der hintern Oeffnung des Leibes saßen eine Menge kleine Blutigel. Den Namen Flußpferd hat es wohl nur wegen seines Wieherns bekommen: denn seinem Bau und seiner Gestalt nach gleicht es mehr dem Schwein. Da sich das Thier bekanntlich zähmen läßt, so wäre es leicht nach Europa zu bringen; am besten kann man sie von dem Konapsflusse bekommen, wo sie, nach dem Berichte der Kaffern, in großem Ueberflusse seyn sollen. Die Kälber wären mit Milch aufzuziehen; sie sind gar nicht



leckerhaft; denn das gefangene fraß gleich einen frischen Ochsenstaden.

Die folgende Nacht lauerten sie wieder vergeblich. Sie zogen daher an den kleinen Fischfluß und jagten unterwegs Büffel, Kudu, Nashörner und Elenne; eine Seekuh war aber nicht gekommen: also mußte Sparmann Africa verlassen, ohne eine erwachsene recht gesehen zu haben. Reise 1784. S. 553. T. 13. 14.; das Alte von R. Forster hinzugethan.

Le Bailly war glücklicher am großen Fischflusse, wo die Hottentotten oft Tritte gesehen haben wollten. Sie schlugen sich endlich mit einem mehrere Stunden lang in der Mitte des Flusses herum, bis es erlegt wurde. Es war ein Weibchen, 10 Schuh 7 Zoll lang; 8 Schuh 11 Zoll Umfang; die gebogenen Hauer nur 5 Zoll lang und 1 Zoll dick. Im Magen Blätter, etwas schwach gekautes Schilf und einige Stücke von Zweigen, so dick wie eine Feder. Das Fleisch wurde gegessen. Es ist sehr schmackhaft, und noch mehr als Elefantfleisch. Das Fett hat nichts Unangenehmes, und die Hottentotten tranken es wie Fleischbrühe. Aus der 2 Zoll dicken Haut schneidet man viereckige und 6 Schuh lange Peitschen oder sogenannte Schambocke. Sie brechen nie ab. Die beste Abbildung ist von Allamand in Buffons Supplem. III. tab. 4. 5. Voyage 1790. 8. I. 347.

Nach H. Lichtenstein sind sie jetzt fast in der ganzen Cap-Colonie vertilgt, und finden sich nur noch im Berg-Rivier gegen die Caffery, wo sie nun geschont werden. Es gibt noch viele im Keiffi, Oranje-Rivier, Großen Fluß. Reisen I. 78. u. a.

In der Provinz Dongola bilden, nach Ruppell, die Flußpferdjäger eine eigene Rasse. Sie werfen ihr Wild mit einer Harpune bey Tag und bey Nacht an, doch lieber zu jener Zeit; weil sie dann den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. An der Harpune ist ein Schaft, ein Strick und daran ein Klotz, der obenauf schwimmt und das Thier immer verräth. So nähern sie sich behutsam, wenn es auf einer kleinen Insel schläft, oder erlauern es des Nachts auf seinen Wegen zu den Saatsfeldern. In einer Entfernung von 7 Schritt



schleudert der Jäger die Harpune in das Thier; es flüchtet und verbirgt sich in den Furchen. Wenn das Thier den Jäger vorher erblickt, so dringt es bisweilen auf ihn ein und zermalmt ihn mit einem Mal in dem weiten Rachen, ein Vorfall, der während dieses Aufenthalts bey Schendi Statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thiers. So zerknirschte eines in der Gegend von Amara mehrere Stück Rindvieh, die bey einem Wasserrad angebunden waren. Ist das Thier glücklich angeworfen, so springen die Jäger in die Rähne, binden ganz behutsam ein starkes Seil an den Kloss, und fahren dann zu dem herbey eilenden größern Schiffe. Zieht man das Thier an, so wird es durch den Schmerz ganz wüthend und faßt bisweilen das Schiff mit den Zähnen, schlägt es auch wohl um oder zertrümmert es. Unterdessen bleiben die Jäger nicht müßig, sie werfen ihm noch 4—6 Harpunen ein und ziehen es an das Schiff, wo sie ihm den Schädel einschlagen oder das Nackenband durchschneiden. Da man die Fleischmasse nicht ins Schiff schaffen kann, so schneidet man sie in Stücke und zieht sie aufs Land. Uebrigens sind sie selten. In der ganzen Provinz werden des Jahrs kaum 1—2 getödtet; von 1821—23 9, wovon 4 durch die Hände von Rüppell giengen. Das Fleisch junger Thiere ist sehr schmackhaft. Ausgewachsene sind sehr fett, und werden 4—5 Dhsen gleich gerechnet. Die Haut wird bloß zu Peitschen (Kurbatsch) verarbeitet; eine einzige gibt 350—500. Die Zähne werden nicht benutzt.

Ein Männchen, das ganz alt zu seyn schien, maasß 13 Schuh; die krummen Hauer 26 Zoll. Sie kämpften mit ihm 4 Stunden lang und zwar während der Nacht. Es stürzte sich auf den Kahn, welcher den Strick an den Kloss binden wollte, riß ihn unter das Wasser, und die beiden Jäger entkamen mit großer Noth. Sie schoßen 25 Kugeln in einer Entfernung von 5 Schuh auf den Kopf desselben, und davon hatte nur eine den Knochen bey der Nase durchbohrt; bey jedem Schnauben spritzte es Blutströme auf das Schiff; alle anderen Kugeln waren in der dicken Haut stecken geblieben. Sie schoßen endlich 5 Kugeln aus einem Standrohr, und dann erst war es todt. Es schleppte



das Schiff in allen Richtungen durch den Strom, und es war damit bereits in einem Labyrinth von gefährlichen Klippen, als es glücklichweise gerettet wurde. So große Thiere können die Einwohner nicht tödten, weil sie kein Standrohr haben. Sie sind wegen ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; und man hat kein Mittel, sie von den Pflanzungen abzuhalten: alles was man thut, ist in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmern und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind sie so kühn, daß sie nur dann ihren Waidplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken auf sie zukommt. Reisen 1829. 52.

Man hat allgemein dieses Thier für den Behemot der heiligen Schrift gehalten, welchen Hiob Cap. 40. v. 15—19. beschreibt. Kürzlich hat aber ein Engländer es höchst wahrscheinlich gemacht, daß dieser Behemot eine große Art von Büffel ist, welche damals nicht bloß in Aegypten, sondern auch im heiligen Lande gelebt hat.

2. G. Die eigentlichen Schweine oder Säue (Sus), Cochon, haben 2 Paar gespaltene Hufe hinter einander, wie die Rinder, aber höckerige Schmelzzähne, vorstehende Eckzähne, wovon die obern sonderbarer Weise sich meistens umkehren und nach oben wachsen, Schneidzähne oben und unten, die letztern liegend wie Nagzähne; die Nase rüffelartig.

Bey keinem Thiergeschlecht wechselt der Bau und die Zahl der Zähne so sehr wie bey den Schweinen, so daß man sie deshalb in mehrere Geschlechter getrennt hat, die wir aber beysammen lassen.

Sie finden sich auf der ganzen Erde, die meisten jedoch in heißen Ländern und lieben vorzüglich die Sümpfe, und deren Schlamm, in dem sie sich gern wälzen. Sie sind alle mit Borsten bedeckt, haben einen mäßigen, beweglichen Rüffel, lange Ohren und einen kurzen und dünnen, oft schneckenförmig gewundenen Schwanz. Die Schweine gehören zu den wunderlichsten Thieren, sowohl hinsichtlich ihrer barocken Gestalt, als ihrer schmutzigen Lebensart und ihres rücksichtslosen, groben und stoßen-



den Betragens. Sie lernen durchaus nichts, sind zu gar nichts zu brauchen als zum Essen; kümmern sich nicht um den Menschen, außer indem sie heulend etwas verlangen. Die fremden Gattungen weichen außerordentlich von einander ab; sie haben bald Fleischauswüchse im Gesicht, bald große Fettdrüsen auf dem Kreuz, bald ganz sonderbar mit einander verwachsene Backenzähne, bald ungeheure und spiralförmig gewundene Hautzähne, bald nur 3 Hufe, bald keinen Schwanz. Sie haben eine Menge Ernährungsorgane und werfen ungemein viel Junge, gewöhnlich 8—12, oft auch noch mehr.

a. Man sondert die gemeinen Schweine, welche hürkerige Backenzähne haben, überall 6—7, und wovon der hintere viel größer ist, von den andern ab. Darunter gehört auch unser

1) gemeines (S. scrofa),

hat dreyeckige Hautzähne, die oben aufwärts gebogen.

Man unterscheidet das wilde und das zahme.

a) Das Wildschwein (S. scrofa aper), Sanglier, ist in Europa allgemein bekannt als die Stamm-Mutter unseres zahmen Schweins; es ist aber stärker, die Borsten sind schwarz und die dreyeckigen Hautzähne sind sehr stark. Es findet sich bis tief in Rußland hinein, aber nur in den gemäßigten Gegenden; nicht in Schweden und auch nicht in England.

In Deutschland sind sie noch sehr häufig, gewöhnlich in feuchten Wäldern und in Rudeln von 30—40 Stück. Ihr Lager ist ein aufgewähltes Loch, das sie mit Reifig, Laub und Moos ausfüllen. Ihr eigentliches Futter sind Eicheln, Bueheln, wildes Obst, Haselnüsse, Trüffel, aber auch Insecten und selbst Aas; im Sommer werden sie nicht selten den Wiesen und Feldern sehr schädlich, weil sie jene ganz durchwählen, und hier das Getraide, Erbsen, Linsen, Kraut und Rüben zerstören. Im Ganzen sind sie furchtsam. Sehen sie einen Menschen, so bleiben sie plötzlich stehen, sehen ihn eine Zeit lang an, und laufen endlich davon, wenn er näher kommt. Die Jungen sind der Länge nach weiß gestreift und heißen Frischlinge. Im fünften Jahr sind sie ausgewachsen. Sie leben 20—25 Jahre. Die Paarungszeit fällt in den December; der Wurf erfolgt nach 4 Monaten,

gewöh  
Ernäh  
Heerde  
ist nich  
los,  
durch  
fordere  
wird  
kann  
Umfan  
Bra  
h  
u  
großer  
halbw  
I  
unnöt  
bekan  
eine  
Zeiten  
für d  
Schw  
würdi  
bey a  
bey  
nicht  
und  
gleich  
recht,  
ders  
sogar  
krank  
allem  
Nach  
nicht  
stens



gewöhnlich 4—8, auch wohl 12, und so viel haben sie auch Ernährungsorgane. Nach 2 Monaten führt sie die Mutter zur Heerde. Die Jagd dauert von St. Galli bis Dreykönig, und ist nicht ganz gefahrlos. Verwundet rennen sie auf den Feind los, und hauen mit ihren Zähnen seitwärts in die Höhe, wodurch sie manchem Hund den Leib aufreißen. Die Saujagd erfordert überhaupt viel Geschicklichkeit und Muth. Ihr Fleisch wird für gesünder gehalten, als das der zahmen. Ein Eber kann  $2\frac{1}{2}$  Centner wägen und 5 Schuh 8 Zoll lang werden; im Umfang 4 Schuh. Buffon V. 99. T. 14. Schreber T. 320. Brandt und Rabeburg, med. Zool. I. T. 11.

b) Das zahme Schwein (*S. scrofa*)

unterscheidet sich eigentlich nur durch hellere Farben in großen Plätzen, entweder ganz weiß, oder halbweiß und schwarz, halbweiß und roth, und durch größere schwankende Ohren.

Dieses Thier ist so gemein und jederman so bekannt, daß es unnöthig wäre, weitläufig davon zu reden. Auf dem Lande hält bekanntlich jede Haushaltung einige Schweine, und die Gemeinde eine Heerde mit einem Eber, welche an gelegenen Orten und Zeiten in den Eichwäldern überwintern. Die Eichelmast wird für die beste gehalten, und daher wird oft viel bezahlt, um ein Schwein in diesen oder jenen Wald zu bringen. Eine Merkwürdigkeit bleibt immer ihr Fett, nehmlich der Speck, wie er bey andern Thieren nicht vorkommt, außer einer Annäherung dazu bey den pflanzenfressenden Walen. Die Hautzähne werden nicht besonders groß, und ragen bey dem weiblichen Schwein und dem verschnittenen kaum hervor. Keinem Thier ist es so gleichgültig, was es frisst, wie dem Schwein; es ist ihm alles recht, wenn es nur verdaut werden kann, Obst, Wurzeln, besonders Erdäpfel, Würmer, Larven, Gedärm; manchmal fressen sie sogar ihre eigenen Jungen, was vielleicht geschieht, wenn diese krank sind und unaufhörlich schreyen. Zu Haus werden sie mit allem gefüttert, was aus der Küche und vom Tisch abfällt. Nach 2 Jahren sind sie reif; nach 7 Jahren aber zur Zucht nicht mehr tauglich; sie werfen, nach ungefähr 4 Monaten, meistens 6—10 Junge im Frühjahr, nicht selten zweymal. Diese sind



nicht längs gestreift, sondern haben schon ihre gewöhnliche Farbe. Ein Theil wird als Spanferkel gegessen, ein anderer Theil im Frühjahr oder Herbst verschnitten, weil sie sich auf diese Art besser mästen lassen. Eine Merkwürdigkeit ist es noch, daß bey keinem Thiere so viele und so sonderbare Mißgeburten vorkommen, wie bey den Schweinen. Obschon sie sehr unreinlich sind, müssen sie doch einen trockenen Stall haben.

Das zahme Schwein ist jetzt über die ganze Welt verbreitet, und in America sogar verwildert. Die Mahometaner und die Juden essen das Fleisch nicht; die Chinesen dagegen halten eine Menge Schweine. Sie sind ein wenig kleiner als die unserigen, 3 Schuh 8 Zoll lang, haben kürzere Füße, weißes und zarteres Fleisch, und sind unter dem Namen der stamischen Schweine bekannt. Auch die Neger halten eine Menge Schweine, so daß also diese Thiere in den heißesten wie in den kältesten Gegenden aushalten. Sie sind gewöhnlich  $4\frac{1}{2}$  Schuh lang und gegen  $2\frac{1}{2}$  hoch, und wägen etwa  $1\frac{1}{2}$  Centner. Buffon V. S. 99. T. 16., Verrat. Schreber T. 321.

2) Interessant ist der sogenannte Hirscheber (S. baby-russa),

mit höheren Beinen als die andern, und sonderbar verlängerten, dünnen, nach hinten gebogenen Hauern.

Dieses Thier, welches sich in den sumpfigen Wäldern der indischen Inseln findet, ist schon seit einigen Jahrhunderten bekannt; und es gibt wohl kaum ein Naturalienabinet, worinn man nicht einige Schädel davon hätte, so häufig sind dieselben nach Europa gebracht worden. Um so mehr muß man sich wundern, daß nie das Thier selbst, oder sein Balg in unsern Welttheil gekommen ist, und auch in Ostindien kein Naturforscher so glücklich gewesen war, es zu sehen.

Man hat schon Spuren bey den Alten von diesem Thiere finden wollen, vielleicht in dem Schwein des Plinius, auf dessen Stirn zwey Hörner, wie beym Kalbe, stehen, und außerdem Hautzähne (VIII. 52.). Cosmas, der Einsiedler, sagt: er habe das Thier gesehen und davon gegessen. Eine Abbildung von demselben hat Piso, der Herausgeber des Werkes von



Bontius, gegeben nach Zeichnungen, die er aus Indien erhalten hat. Es gleicht aber mehr einem Windhund als einem Schwein. Nach ihm soll sich das Thier bloß auf der Insel Boero, 30 Meilen von Amboina, finden. Hist. nat. ind. p. 61.

Auch Rumpf hat allerley und bessere Notizen in seinem Herbarium von Amboina mitgetheilt, und Valentyn erzählt Folgendes von ihm: Längs dem Rücken sind einige weiche Borsten, am übrigen Leibe aber nur eine Art Wolle, wie bey Lämmern; der Schwanz lang, endigt in ein Haarbüschel und ist oft gedreht; der Leib plump und vierschrötig, nicht so schlank und zierlich, wie ihn Bontius und Nieuhof machen. Es findet sich nicht auf dem festen Lande von Indien, lebt in Heerden, hat einen sehr guten Geruch, frist Pflanzen und Laub, verheert nie die Gärten. Werden sie verfolgt, so stürzen sie sich in der Noth ins Meer, schwimmen recht gut, tauchen sogar, und wandern so von einer Insel zur andern. In den Wäldern steht man sie oft ruhen, und zwar, indem sie ihre Oberhauer an irgend einen Ast aufhängen. Bisweilen werden sie auch auf einigen Inseln zahm gehalten. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, ihre Hauer aber nützen ihnen nichts im Gefecht, wegen ihrer unpassenden Form. Valentyn, Ind. III. 268.

Buffon und Daubenton haben bloß den Schädel beschrieben und abgebildet. XII. 379. Taf. 48; später das Thier, Suppl. III. tab. 12.

Pennant hat eine, wie es scheint, ziemlich richtige Abbildung von einem Herrn Poken bekommen. Quadrupeds I. 1793. 148. tab. 28., deutsch 141. T. 18. Schreber T. 328.

Mit der schlechten Abbildung des Piso, die fast einem Windhund gleicht, und den spätern, nicht viel bessern, mußte man sich bis vor wenigen Jahren begnügen, wo nemlich Merkus, der holländische Gouverneur, den Naturforschern Duoy und Gaimard auf der Weltumseglung unter D'Urville ein Paar solcher Thiere gab.

Man hielt sie auf der Insel Celebes, und D'Urville machte deshalb einen Umweg von mehr als 100 Stunden. Der Capitain Lang, Director der Artillerie auf Amboina, schenkte ihnen



ein Junges. Auf diese Weise kamen zuerst Bälge und ganze Skelete nach Europa.

Auf den Molucken sind sie nur im wilden Zustande, und man kann ihnen ihre Rohheit nur einigermaassen nehmen, wenn man sie ganz jung fängt. Dann sehen sie auch ganz aus wie die gemeinen Schweine. Sie lernen ihre Pfleger kennen, und bezeigen ihre Dankbarkeit durch Schütteln der Ohren und des Schwanzes. Auf Celebes finden sich am meisten, und die Rajahs sehen großen Werth darauf als Gegenstand der Wißbegierde; sie ziehen sie daher auf, um damit Geschenke zu machen. Die drey oben genannten sind selbst an Ort und Stelle werth 3000 Franken.

Das Paar, welches nach Paris gebracht wurde, hatte sich sehr gern. Das Weibchen blieb immer wilder als das Männchen; als man das letztere messen wollte, kam jenes immer von hinten her, um in die Kleider zu beißen. Sie sind sehr empfindlich gegen Kälte, zittern und ducken sich; in Frankreich steckten sie sich selbst im Sommer unter Stroh. Am 11. März warf das Weibchen ein dunkelbraunes Junges, und seitdem war ihm nicht mehr zu trauen. Es hat mehreren die Kleider zerissen, und selbst in die Hände gebissen.

Das Babyrussa frisst alles, wie das gemeine Schwein, und nagt selbst Knochen, die es mit den Vorderfüßen hält, wie die Hunde; lieber sind ihm aber die Erdäpfel und Mehl in Wasser. Das Geschrey gleicht nicht ganz dem des Schweins; es ist weniger stark, hält aber länger an. Um sich zu vertheidigen, schlagen sie oft und rasch die Schnauze in die Höhe.

Sie sind nicht so hochbeinig, wie man sie gemacht hat. Die Gestalt ist walzig und dick, der Kopf klein, die Schnauze sehr spizig, die Ohren klein, spizig und aufrecht. Die obern Hauhähne durchbohren die Haut der Schnauze, indem sie nach oben wachsen, und bisweilen dringen sie selbst in das Fleisch der Stirn ein; die Hufe an den Füßen weichen nicht ab; der Schwanz ist dünn, nackt, mit einem kleinen Haarbüschel am Ende; er dreht sich nicht wie bey dem Schwein.

Die Haut ist rauh, dick, macht Falten zwischen den Ohren

und  
mit f  
und  
ten f  
des f  
zig f  
ein f  
Hauz  
Haut  
Kopf  
2 Zol  
125.  
Schw  
meine  
Asterl  
einen  
Fett,  
ausfi  
rica  
beschr  
denfelf  
Kiefer.  
300  
verthe  
beißen  
man  
das f  
De



und auf den Backen; der Kopf ist braun, die Ohren schwarz mit kurzen Haaren. Der ganze Leib ist mit ziemlich zerstreuten und sehr kurzen Haaren besetzt, welche aus Höckern oder Falten kommen, wodurch sie Aehnlichkeit erhält mit der Haut des Flusspferdes und des Elephanten. Der ganze Leib ist schmutzig braun; Kehle und Bauch röthlich; auf dem Rückgrath ein blonder Streifen, in welchem mehr Haare stehen. Die Hautzähne des Weibchens sind sehr kurz, stechen kaum aus der Haut hervor.

Länge des Männchens 3 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll, Schwanz 11 Zoll, Kopf  $10\frac{1}{2}$  Zoll, Ohren 2 Zoll lang und 3 breit, Höhe 2 Schuh 2 Zoll, Umfang  $3\frac{1}{2}$  Schuh. D'Urville, voyage 1830. I. 125. tab. 22. 23.

3) In Südamerica, von Mexico bis Paraguay, gibt es Schweine, welche ziemlich dieselben Zähne haben, wie das gemeine, aber nur ganz kurze Eckzähne, und hinten keine äußere Afterklaue; der Schwanz fehlt, auf dem Kreuz aber haben sie einen Drüsenbalg, so groß wie ein Apfel, mit gelblichweißem Fett, welches von Zeit zu Zeit aus einer federkielblcken Oeffnung ausfließt. Man nennt sie

Bisam- und Nabelschweine (Dicotyles), Tajasu.

Diese Thiere wurden gleich nach der Entdeckung von America unter dem Namen Pecari und Tajasu von allen Reisenden beschrieben, indem sie natürlich durch ihre Menge auffielen und denselben sehr nützlich waren.

Man unterscheidet jetzt 2 Arten:

a) Das weißlippige (*Sus labiatus*), Tagnicati,

ist etwas größer, mehr braun und hat einen weißen Unterkiefer.

Sie halten sich schaaarenweise in den Wäldern auf, 2 bis 300 beisammen, und sind die häufigste Art in America. Sie vertheidigen einander, umringen die Hunde und Jäger und beißen dieselben. Sie werfen des Jahrs nur einmal, und, wie man sagt, nur zwey.

Es ist 38 Zoll lang, der Schwanz 2, Umfang 24, Höhe 24; das Ohr gerade, 3 Zoll lang, 2 breit. Oben 2 dicke Schneid-



zähne; seitwärts daran noch ein kleiner; Eckzahn 1 Zoll, gerade, das Thier kann sich damit wehren; unten 4 Schneidezähne, walzig, größer und länger, daneben ein kleiner, der Eckzahn 15 Linien lang; überall 6 Backenzähne. Zwischen den Ohren sind die Borsten  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang, und so werden sie auf dem Rückgrath immer größer, bis sie auf dem Kreuze  $6\frac{1}{2}$  Zoll messen, platt, an der Wurzel weiß, das übrige schwarz; der ganze Unterkiefer weiß, und auch die Oberlippe bey beiden Geschlechtern. Azara bekam in Paraguay ein Junges am Ende April, 14 Zoll lang; konnte nicht fressen und starb; grunzte wie ein anderes Ferkel. Azara I. 25. Wied, Beyträge II. 564. Abb. S. 15.

b) Das B.-Schw. mit dem Halsband (*Sus torquatus*), Taytetu, Pecari, Paquira,

kleiner und etwas voller, graulichbraun, mit einem weißlichen Band von der Kehle zur Schulter. Buffon X. 21. T. 3-13. Schreber T. 325. Tyson, Phil. Tr. 1683. 359. Baddam abr. II. 218. tab. 7.

Länge 34 Zoll, Schwanz kaum 1, Höhe 23, Umfang 25; die Eckzähne 3 Linien kürzer, die Borsten zwischen den Ohren nur  $3\frac{1}{2}$ , hinten 5 Zoll lang, aber mehr gedrängt, rauh, liegend und rund. Der Saft, welcher aus der Kreuzblase sickert, hat einen angenehmen Bisamgeruch, beym vorigen dagegen gar keinen.

Der weiße Streifen vom Halse zur Schulter ist 1 Zoll breit, sonst ist die ganze Färbung schwärzlich. Jede Borste ist nehmlich abwechselnd weiß und schwarz, mit schwarzer Spitze. Azara I. 31. Fr. Cuvier, Mamm. Livr. V. 1819.

Der Prinz v. Wied hat diese Thiere, beide Arten, ebenfalls in Brasilien unterschieden. Azaras Taytetu ist daselbst nicht so gemein wie in Guyana und näher am Aequator; in der früheren Jugend soll es völlig rothbraun seyn; erst später bekommt es den weißen Streifen hinten um den Hals.

Es lebt nicht in großen Heerden, sondern einzeln und in kleinen Gesellschaften, und soll sich am Tage gewöhnlich in dichten Gebüsch zwischen umgefallenen Bäumen, ja selbst in hohlen



Bäumen verbergen. An der Dilküste ist es etwas häufiger als im Innern. Sie werden mit Hunden gejagt.

Das *Tagnicati*, oder das größere, ist das gemeinste und zahlreichste in den östlichen Wäldern von ganz Brasilien, oft in Rudeln von 50—60, so daß es leicht ist, in einem Tag über ein Duzend zu schießen. Es gibt nur diese zwey Arten wilder Schweine in Brasilien. Sie sind ein Hauptgegenstand der Jagd der Wilden. *Bevträge II. 556.* Rengger stimmt damit überein. *S. 319.*

4) In Africa gibt es sehr mißgestaltete Schweine mit sehr breitem Rüssel und ungeheuern runden Hauern, nebst vier großen Fleischlappen auf den Backen. Bey den Backenzähnen kommt eine höchst merkwürdige Abweichung vor: es ist, als wenn sie weich geworden, und sodann mit einander verwachsen wären; wesentlich kann man aber das Gebiß des gemeinen Schweins darinn finden, die Warzenschweine (*Phacochoeres*). *Fr. Cuvier, Mém. Mus. VIII. 1822. 450. tab. 23.*

Man unterscheidet 2 Arten, welche aber unter einander vorkommen, von der Cap-Colonie an bis zum grünen Vorgebirg, und von da queer nach Osten bis Aethiopien; sie sind vielleicht nur Altersunterschiede.

a) Das am Vorgebirge der grünen Hoffnung (*S. africanus*) hat oben zwey, unten sechs Schneidzähne und Hauer über  $\frac{1}{2}$  Schuh lang, und ist noch nie lebendig in Europa gewesen. Man hat nur hin und wieder einen Schädel davon, und zwar sowohl vom grünen, als vom Vorgebirg der guten Hoffnung. *Buffon XIV. 409. XV. 148.* Sauglier du Cap vert; *Pennant I. 138.* *Fr. Cuvier, Mém. Mus. 452. t. 23. fig. c. d.*

Rüppell hat dieses Thier häufig in Abyssinien bemerkt, und nach Frankfurt geschickt, wo es von Erehschmar beschrieben und abgebildet worden unter dem Namen *Aelian's Schwein* (*S. aeliani*), weil man glaubt, daß es dessen vierhörntiges Schwein aus Aethiopien sey. (*Nat. an. XVII. cap. 10.*) *Atlas Heft 11. S. 61. Taf. 26.* Ehrenberg, *Symbolae tab. 20.*



b) Dem vom Vorgebirg der guten Hoffnung (*S. aethiopicus*) fehlen die Schneidzähne.

Es sind Thiere so groß wie unser Eber, von denen früher keines nach Europa kam, man wußte daher auch von ihrer Lebensart nicht viel. Das einzige lebendige Stück schickte 1765 Dulbagh, Gouverneur vom Cap, nach Holland, wo es mehrere Jahre lebte und sich in jeder Hinsicht wie unsere Schweine betrug. Es wurde 200 Stunden von der Capstadt, gegen die Cafferey, gefangen, und heißt daselbst Hart- oder Schnellläufer. Es war fast 5 Schuh lang, 2 Schuh 2 Zoll hoch, der Rüssel fast 7 Zoll breit. Es paarte sich nicht mit dem gemeinen Schwein. Pallas, *Spic. zool.* II. 1767. 3. tab. 1. Vosmaer, *Sangler à large groin.* Buffon, *Suppl.* III. 76. Taf. 11.

Sparmann hat nachher diese Schweine in der Nähe des Sonntagsflusses, wo sie Waldschweine (*Bosch-Varkens*) heißen, genau zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sie sind gelb, leben in Erdhöhlen und sind sehr gefährlich, indem sie wie ein Pfeil auf die Menschen loschießen, und mit ihren 9 Zoll langen Hauern ihnen den Bauch aufreißen. Sie sind heerdenweise beisammen, und auf der Flucht nimmt jedes ein Junges in den Rachen, was höchst sonderbar aussieht. In Kamdebo haben sie mit gemeinen Schweinen fruchtbare Junge hervorgebracht. Sie haben 4 Auswüchse am Kopf, der unter jedem Auge 2 Zoll lang und breit, der unter den Mundwinkeln rund und 1 Zoll dick. Das Fleisch schmeckt wie bey gemeinen Schweinen. *Reise* 350. *Le Baillants Reise*, übersetzt von Forster III. 254. Taf. 8.

Dieses sind nun die eigentlichen Schweine mit höckerigen und gewölbten Backenzähnen; es gibt aber auch andere, deren Backenzähne eine tiefe Quersfurche, und deshalb 2 scharfe Kanten haben.

b. Die *Tapire* (*S. tapir*)

haben 7 viereckige Backenzähne mit einer Quersfurche, sechs Schneidzähne und mächtige Eckzähne, aber einen langen, sehr beweglichen Rüssel, vorn vier Hufe, hinten fehlt die äußere.



1) Man kannte lang nur einen einzigen Tapir, nemlich den americanischen (*S. tapirus americanus*), welcher ziemlich die Größe eines Esels hat, wenig Borsten, eine Art steifer Mähne und einen 3 Zoll langen Schwanz; Färbung braun.

Diese Thiere kommen ebenfalls schon bey den ersten Reisenden nach America häufig vor, theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihrer sonderbaren Gestalt, theils wegen ihrer leichten Jagd. Sie finden sich fast im ganzen heißen America, besonders diesseits der Anden. Euler nur 2 in den Weichen.

Der Tapir kann seinen Rüssel sehr leicht hin und her bewegen, obschon er nur 3 Zoll mißt, und daher keine solche Dienste leistet, wie der des Elephanten; die Haut ist sehr dick und braun, in der Jugend weiß gefleckt, wie das Paca, in Längestreifen. Er nährt sich von Sumpfräutern und ist so furchtsam, daß er beym geringsten Schrecken untertaucht. Man zieht das Fleisch dem besten Rindfleisch vor. Sie werden nicht selten in Cayenne in den Häusern gehalten, wo sie außerordentlich zutraulich werden, sich gern schmeicheln und kragen lassen, überall herumgehen, ohne Schaden anzurichten, zum Mittagessen kommen und die Leute sehr plagen, mit dem Rüssel stoßen, Brod, Früchte, Cassave fressen, und bisweilen zum Abschied sich am Hausgeräthe reiben. Die Wilden bedecken mit der Haut ihre Schilder und Helme. In Cayenne macht man Schuhe davon, welche länger dauern als vom Rind. Stedman, voyage II. 376.

Obschon dieses Thier ganz gemein in America ist, und ein beliebter Gegenstand der Jagd, so gibt es doch wenig Sammlungen in Europa, wo es sich findet, und Lebendige kommen gar nicht zu uns.

Die Spanier nennen es das große Thier; die Portugiesen in Brasilien Anta; die Einwohner von Paraguay Mborebi, wo es übrigens nicht zahlreich ist, und gewöhnlich allein oder paarweise geht. Untertags liegt es schlafend in dichtem Gebüsch verborgen, bey Nacht aber durchstreicht es die Gegend, um Wassermelonen, Citrusen zu fressen, und auch um Gras zu weiden.



Jung gefangen wird es schon am ersten Tag zahm und geht nicht mehr fort. Jederman kann es krazen, aber es macht keinen Unterschied der Personen, und läßt sich nicht wegtreiben. Es beißt nicht; plagt man es, so gibt es ein sehr schwaches, unvernehmliches Pfeifen von sich. Es säuft wie die Schweine, frißt rohes und gekochtes Fleisch, alle Arten von Speisen, selbst Lumpen, auch Salpetererde; darum hat man es natürlich nicht gern in den Häusern. Es wirft im November nur 1 Junges, 24 Zoll lang, ganz behaart. Die Farbe wird endlich dunkel mit vielen weißen Streifen und Flecken in Bändern. Die Mutter führt das Junge allein, beschützt es aber gar nicht, weil sie sich nicht zu vertheidigen weiß. Auf der Flucht folgt es nicht Wegen, sondern räumt und reißt mit dem tief nach unten gerichteten Kopf alles Gesträuch weg. Man jagt es mit Hunden und schießt es auf dem Anstand in den Melonensfeldern des Nachts.

Das Thier ist sehr stark, und scheint sich überall wohl zu befinden, in trockenen Wäldern und in Sümpfen, selbst im Meerwasser; schwimmt sehr leicht über die größten Flüsse und Seen, ohne unterzusinken. Ein altes Männchen maasß 73 Zoll, der Schwanz 4, Höhe 42, Umfang 50. Das ganze Aussehen stimmt mit dem Schwein überein, nur ist der Hals länger und dicker als der Kopf. Die Haare sind kurz, dicht, glatt, bräunlich.

Die Weibchen sind 5 Zoll länger. Alle Erzählungen von seiner Gefährlichkeit, daß es Rachen umstürze u. dergl., sind Fabeln; auch macht es keine Fußspade, denn es irrt gedankenlos hin und her. Azara I. 1.

Auch der Prinz v. Wied hat dieses Thier zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der Tapir geht wie ein Schwein, mit etwas gewölbtem Rücken und vorgestrecktem Kopf, und folgt auf diese Weise seinem durch die Dichtung der hohen Wälder schon gebahnten Pfädchen, die man recht wohl erkennt. Auf eine kurze Entfernung ist er ziemlich hurtig, aber einem raschen Hunde kann er nicht entgegen, und pflegt sich bald gegen ihn zu stellen. Begegnet man einem im Walde, so pflegt er heftig zu



erschrecken und mit großem Geräusch durch die dichteste Berflechtung des Waldes zu entfliehen.

In bewohnten Gegenden lassen sie sich bey Tag nicht sehen, wohl aber in einsamen, ruhen jedoch während der Mittagshitze aus. Sie sind dem Zuckerrohr sehr schädlich. Haben sie ein Junges, so vertheidigen sie dasselbe, und beißen auch wohl um sich. Das Fleisch und der Speck wird an der ganzen Ostküste von Brasilien gegessen. Wenn man des Morgens früh oder des Abends die Flüsse beschifft, so bekommt man sie häufig zu sehen, indem sie sich baden, abkühlen und vor Schnaken sichern. *Beiträge II. 549. Kengger S. 312.*

Dieser gemeine und fast haarlose Tapir bewohnt die ungeheuren Ebenen zwischen dem atlantischen Meer und der Kette der Anden. Roulin hat aber vor wenigen Jahren eine dichtbehaarte, schwarzbraune Art auf den höchsten Anden, unweit Bogota, entdeckt. Das Kinn und die Hälfte der Oberlippe weiß, und auf dem Kreuz zwey große haarlose Stellen. Er nennt das Thier Tapire Pinchaque, und glaubt, daß schon Ovieo davon geredet habe, als vorkommend auf der Terra firma. Man hat es von 2 bis 15° Nordbreite bemerkt, während der gemeine nicht über 13° hinausgeht, südlich aber bis 40°. *Ann. Sc. nat. 18. 1829. (Zfss 1831. 213. T. 9.)*

2) Dreyhundert Jahr lang hat man den gemeinen Tapir gekannt und nicht gewußt, daß es einen andern und größern gibt, sogar in Oindien, welches die Europäer in allen Richtungen durchstreifen.

Erst im Jahr 1818 kam ein Brief von dem Naturforscher Diard nebst einer Zeichnung nach Paris, woraus sich ergab, daß es im südlichen Theil von Indien wirklich einen Tapir gibt. Das Exemplar, welches Diard sah, lebte in der Menagerie des Lords Moira in Calcutta: es schien noch jung zu seyn, und unterscheidet sich von dem americanischen nur durch die sonderbare Färbung, indem es am ganzen Vorderleib schwarzbraun, am Hinterleib dagegen und den hintern Gliedern, so wie an den Ohren weiß ist, als wie wenn eine Schabracke wäre über das Thier geworfen worden.



Die Einwohner von Sumatra haben es gefangen, und es als ein ihnen ebenfalls unbekanntes Thier an einen englischen Capitän verkauft, von welchem es der Lord erhielt.

Diard hatte auch einen ausgewachsenen Schädel in Calcutta gesehen, der, in Bezug auf das Gebiß, vom americanischen nicht abwich. Lord Moira, welcher wußte, daß jener Schädel von der Halbinsel Malacca gekommen war, hatte die Gefälligkeit, bey dem dortigen englischen Commandanten Erkundigungen einzuziehen, und erhielt von diesem zur Antwort, daß dieß Thier in den dortigen Wäldern, wo es gejagt wird, ebenso gemein ist, als Nashörner und Elephanten; die alten Thiere seyen schwärzlichgrau, das Weiße an ihnen schmutzig grau. Cuvier, Jfs 1819. I. 650.

Fr. Cuvier hat im Jahr 1819 diese Zeichnung in seinem großen Werke bekannt gemacht, unter dem Namen *Maiba*. mm. livr. IV.

Die Engländer geben noch mehrere indische Namen an, denn auf jeder Insel scheint das Thier anders zu heißen. Es hat oben 7, unten 6 Backenzähne; überall 6 Schneidzähne und 1 Eckzahn; vorn 4 Zehen, hinten nur 3.

Im Jahr 1821 lieferte der ehemalige Gouverneur von Java, Raffles, ein Verzeichniß der Thiere von Sumatra, und führt darunter den malayischen Tapir (*T. malayanus*) umständlich auf. Die erste Nachricht von seinem Daseyn erhielt er 1805, indem ein solcher lebendig an den Gouverneur Leith geschickt worden war. Bald nachher wurde er vom Major Farquhar in der Nähe von Malacca bemerkt. Er schickte 1816 eine Zeichnung und Beschreibung an die asiatische Gesellschaft, und nachher kam ein lebendiger in die Menagerie zu Barrackpore in Bencoolen, und von daher kamen auch die Stücke, welche Raffles hatte. Zu Farquhars Beschreibung (*Asiat. Ros. XIV.*) läßt sich nur wenig hinzusehen. Er gleicht dem americanischen, ist aber durch die scharf getrennte und glänzende Färbung der fast nackten Haut ausgezeichnet, hat nehmlich eine weiße Schabracke von den Schultern bis zu der Schwanzwurzel



rings um den Leib; keine Mähne; der Rüssel 6—8 Zoll lang; der Schwanz sehr kurz.

In der Größe des Leibes gleichen sie dem Büffel. Länge der Männchen 7 Schuh, der Weibchen 8, Umfang 6, Höhe  $3\frac{1}{2}$ .

Er hatte einen jungen in seinem Hause; er war schwarz, aber oben schön gezeichnet mit fahlen Flecken und Streifen, unten weiß; im vierten Monat verschwanden die Flecken, und ein halb Jahr alt hatte er das gewöhnliche Kleid. Er wurde so zahm wie ein Hund, fraß alle Arten von Pflanzen, Brod, Kuchen u. dergl. Die Einwohner von Sumatra essen das Fleisch. *Linn. Trans. XIII. 1821. 270. (Ziss 1824. Litt. Anz. 137.)*

Um dieselbe Zeit, 1821, lieferte auch Th. Horsfield eine Abbildung. Er gab auch zuerst die wissenschaftliche Beschreibung.

Ein lebendiges im Park von Barrackpore lief oft unter Wasser auf dem Boden herum, schwamm aber nie. Im Jahr 1820 erhielt Raffles ein Exemplar nach England, ist Skelet und Eingeweiden in Branntwein, wornach Home eine Abhandlung bekannt gemacht hat. (*Phil. Trans. 1821. 268.*) Nach Horsfield erhielt die Regierung zu Bencoolen schon 1772 Nachricht über dieses Thier von Hrn. Wahlfeldt, welcher damals die Küste zu untersuchen hatte südlich von Ca-woor, wo er diesen Tapir an einer Flußmündung angetroffen, denselben aber als Flußpferd beschrieb, weil Linne in seiner 10ten Ausgabe 1768 dieses Thier unter jenes Geschlecht gestellt hatte. Das war die Ursache, daß man auf Wahlfeldts Bericht nicht weiter achtete. Seine Abbildung aber ist deutlich die des Tapirs. Marsdens war damals Secretär der Regierung, und er hat zuerst in seiner Geschichte von Sumatra diesen Tapir erwähnt unter dem Namen Kuda-Ayer, wörtlich Flußpferd. Nachher wurde er nicht mehr bemerkt, bis 1805 der Gouverneur von Penang, G. Leith, ein lebendiges Stück erhielt. *Horsfield, Researches I. 1821. (Ziss 1822. 331. T. 3.)*

Endlich hat der Orientalist Remusat unter chinesischen Zeichnungen eine Abbildung von einem gefleckten Tapir, der Me heißt, gefunden. Er lebt in den westlichen Provinzen von China



und hat die Größe eines Esels, kann mithin nicht ein junger der vorigen Gattung seyn. Er steht in allen Elementarbüchern für die Kinder in China und Japan, und muß mithin ein bekanntes Thier seyn. Journ. asiat. 1824. (Ziss 1825. 1087. Taf. 11.)

e) An diese Thiere schließen sich versteinerte Thiere an, deren ungeheure Kiefer und Backenzähne Cuvier in der Nähe von Paris entdeckt hat, die aber nachher auch anderswo gefunden wurden. Er nannte sie Palaeotherium, Lophiodon, Anaplothorium, und beschrieb sie in den Annalen des Museums und in seinen versteinerten Knochen.

B. Wir gehen nun zur andern Abtheilung der Schweine, nemlich den hohen, welche auf senkrechten Füßen stehen.

Gespaltene Hufe kommen nicht mehr vor, sondern die Zehen sind bis auf den Boden verwachsen, und die Zahl derselben ist immer ungerad, 5, 3 oder 1, mithin sind sie auch leicht von den andern zu unterscheiden.

Hierher gehören die riesenhaften Landthiere, wie die Elephanten, Nashörner und Pferde.

### 3. G. Die Elephanten (Elophas)

sind die größten, höchsten und dicksten Landthiere mit fünf Zehen und soviel Hufen; ein sehr langer Rüssel, der sich umwenden und Getränke wie Nahrung ins Maul stecken kann; zwey bis drey blätterige, quergestreifte Backenzähne, Hauzähne im Oberkiefer, sonst keine.

Der Character liegt in der Nase.

Es gibt Elephanten nur in Africa und Indien, in Urwäldern noch in bedeutender Menge: denn alle, welche man gezähmt hält, müssen vorher wild eingefangen werden, weil sie sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen.

1) Der bekannteste und freundlichste ist der indische (E. indicus),

mit einer Höhe von 10 Schuh, einem länglichen Kopf mit etwas ausgehöhlter Stirn; die Querstreifen der Backenzähne sind parallel. Jonston T. 9—11. Hartensfels, Elephan-



tographia 1715. Fig. Seba I. T. 3. Buffon XI. T. 1—6.  
 (Schreber II. Taf. 78.) Edwards, Gleanings tab. 22.  
 G. Zimmermann, Elephant 1784. 4. Fig. J. Wolfs Ab-  
 bild. I. T. 12. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 51. 1825.

2) Der africanische (*E. africanus*)

bleibt immer wilder, hat einen rundlicheren Kopf und die  
 Querstreifen der Zähne bilden eine lange Raute. Gesner  
 410. Fig. Perrault, Mém. ac. III. 1699. 91. tab. 19. Fr.  
 Cuvier, Mamm. livr. 51.

Es gibt wohl kein Thier, welches schon in den ältesten  
 Zeiten mit dem Menschen in so freundschaftliche Verbindung ge-  
 treten, und zu einer so großen Mannfaltigkeit von Geschäften  
 gebraucht, von dem auch in den ältesten wie in den neuesten Zeiten,  
 selbst im dunkelsten Mittelalter, solche Schilderungen entworfen wor-  
 den wären, wie von diesem Coloss der Landthiere. Diese Achtung  
 verdient es auch mit Recht: denn der Nutzen, den es den Men-  
 schen gewährt, ist ganz unberechenbar, und seine Dienste sind  
 nicht die eines Slaven, sondern eines freyen, gleichsam einsehens-  
 vollen Menschen. Der Elephant ist, ungeachtet seiner Größe  
 und Schwere, dennoch das hurtigste, geschickteste, geschiedeste,  
 gelehrigste und verständigste Thier, welches alle diese Eigen-  
 schaften mit einander verbindet, während sie bey den andern,  
 wie den Hunden, Pferden, Bibern und Affen nur einzeln vor-  
 handen sind.

Sie leben überhaupt sehr gesellig, in großen Heerden, nur  
 in Wäldern in der Nähe des Wassers, in welchem sie sich gerne  
 baden. Geht ein Trupp durch den Wald, so entsteht ein lautes  
 Gefruch von den Zweigen und Sträuchern, die sie theils nieder-  
 treten, theils abbrechen, um sie zu verzehren. Sie fressen durch-  
 aus nichts als Pflanzen, Gras, Laub, Kräuter, saftige oder  
 mehligte Palmstämme, Sprossen u. dergl., die sie mit dem Rüssel  
 abbrechen, Wurzeln, die sie mit den Hauern auswählen; am  
 liebsten Früchte und süße Pflanzen, wie Zuckerrohr, Belschkorn  
 u. s. w.; den gezähmten gibt man Heu, Gras, Korn, Erdäpfel,  
 Obst, Brod u. s. w., wovon er täglich an 100 Pfund braucht.  
 Ungereizt thut er niemanden etwas, auch nicht den Fremden;



sonst packt er seinen Feind mit dem Rüssel und schleudert ihn todt nieder.

Der erste indische Elephant, welcher in Europa in seinem Betragen genauer beobachtet worden, ist einer zu Neapel, wo er 14 Jahre gelebt hat. Er kam aus Indien, und wurde vom König von Persien dem Sultan und von diesem dem König von Neapel geschenkt, wo er im October 1740 ankam. Er wurde von seinen Führern 53 Jahre alt angegeben, war 10 Schuh 5 Zoll lang, 8 Schuh 10 Zoll hoch, und hatte 15 Schuh im Umfang; der Bauch 3 Schuh 5 Zoll von der Erde, die Hauer 4 Schuh lang, am Grunde 14 Zoll im Umfang. Das Thier brauchte sie nur, um den Rüssel darauf ruhen zu lassen; dieser war 7 Schuh lang und hatte hinten 3 Schuh 7 Zoll im Umfang. Er bediente sich seiner wie einer Hand, hob damit oft eine Kette von 80 Pfund auf, und spielte damit in der Luft mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit; er warf ohne Anstrengung ein Gewicht von 170 Pfund in die Höhe, Canonenkugeln und Bomben.

Seine ersten Führer waren Mongolen, die mit ihm in ihrer Sprache redeten; nachher bekam er Sklaven aus der Barbarey, welche ihre Sprache und bisweilen das Italiänische brauchten: dessen ungeachtet schien er sie zu verstehen. Um ihn im Stall festzuhalten, legte man ihm an einem Vorder- und Hinterfuß einen Ring aus einem Seil mit Binsen umwickelt und dann mit Leder bedeckt, und band daran eine Kette. Um das Thier nicht zu ermüden, wechselte man täglich mit den Füßen; wurde er ausgeführt, so ließ man niemanden in die Nähe kommen, um Unglück zu verhüten. Ein Sklave setzte sich ihm auf den Hals, und leitete ihn mit der Stimme und mit der Bewegung seiner Füße in der Nähe der Ohren; wollte er nicht gehorchen, so kramte er ihm mit einem Haken die Ohren, oder schlug ihm mit einem Hammer auf den Kopf, oder stieß ihn mit der Spitze desselben.

Er legte sich täglich 2, 3 und 4 Stunden lang nach dem Untergang der Sonne; zuerst bog er die hintern Kniee, dann die Schenkel, dann ebenso die vordern Füße, und streckte sich nun



auf dem Heu aus, auf der Seite liegend. Nachdem er 3 oder 4 Stunden geschlafen, stand er auf und verlangte zu fressen, entweder durch Schnauben oder, wenn es der Wärter nicht hörte, durch Schütteln seiner vordern Kette; nach dem Fressen schlief er wieder bis zu Sonnenaufgang, außer im Frühjahr, wo er eine Stunde länger schlief. Er fraß außerordentlich viel; man gab ihm täglich 2 Centner trockenes Hirsenstroh, außer in den 3 ersten Wochen des Aprils, wo er grüne Gerste bekam, wovon er täglich 8—10 Centner! fraß; dazu bekam er noch 30 Pfund Brod, 28 Unzen Zucker mit ebensoviele Butter unter einander gemischt und in ein zweypfündiges Brod eingeschlossen, das man ihm ins Maul steckte. Alle Abend gab man ihm 2 Bissen, so groß wie eine Muskatnuß, aus 30 erhitzen Arzneyen zusammengesetzt, welche den stärksten Menschen umbringen würden. Dieses Mittel war ihm aber nöthig: denn bekam er es nicht, so war er unruhig und schlief die ganze Nacht nicht, wahrscheinlich brachte das kältere Clima ein solches Bedürfnis hervor. Anfangs bekam er auch täglich 2 Flaschen Brantwein, den er nicht mehr nahm, als er einmal an das Clima gewöhnt war. Er soff täglich 400 Flaschen Wasser, im Sommer gegen 900, zu 3 verschiedenen Zeiten, und jedesmal in 5—12 Zügen. Er zog es in seinen Rüssel, steckte diesen ins Maul und verschluckte es in 2—3 malen.

Es war ein Männchen, welches alle Frühjahr brunstig wurde, und dann nicht fraß und sich schwer regieren ließ; der Rüssel tropfte und an den Schläfen floß aus einer Oeffnung eine graue, fette Materie, wie eine Salbe. Bisweilen wurde er traurig; er zeigte Zuneigung zu seinen Wärtern, liebte sie mit seinem Rüssel und gehorchte ihnen willig. Er faste sogar Zuneigung zu einem Hammel, der oft nach seiner Gewohnheit mit dem Kopfe gegen seine Hauer stieß; machte er es zu arg, so bestand die ganze Strafe darinn, daß er ihn mit dem Rüssel auf einen Misthaufen warf, während er andere Thiere mit solcher Gewalt an eine Mauer schleuderte, daß sie auf der Stelle todt blieben. Er war empfindlich gegen Schmerzen, suchte den Schlägen auszuweichen, und gab durch allerley Wendungen zu ver-



stehen, daß er sie empfinde, wenn er bekam; er war auch sehr vorsichtig, wenn er an einen Ort gehen sollte, dessen Bestigkeit ihm verdächtig war. Er ließ außer dem Schnauben nie eine Stimme hören. Bisweilen bekam er Grimmen und oft böse Füße. Er starb 1755. Seine Haut wog 23 Centner 84 Pfund. Marigny et Arthenay in Hist. Ac. Paris 1754. 66.

G. Cuvier hat mehrere Jahre lang Gelegenheit gehabt, einige indische Elephanten im botanischen Garten zu Paris zu beobachten und zu untersuchen.

Dieses Thier hat an allen Füßen fünf vollkommene Zehen, welche aber so von Fleisch und Haut umwachsen sind, daß sie sich nicht einzeln bewegen können, und das ganze einen harten Klumpfuß bildet, an dessen Rändern jede Zehe einen kleinen flachen Huf hat, wovon aber oft ein und der andere fehlt oder wahrscheinlich abgestoßen wird, besonders an den Hinterfüßen. Die Backenzähne bestehen aus Querblättern, wie bey manchen Nagthieren, und dazu kommen noch, bey dem Mangel der Eckzähne, die 2 großen Hauer, welche im Zwischenkiefer stecken, wie Nagzähne, aber rund und von einander getrennt sind, auch nicht nach unten gebogen, um gegen andere Nagzähne zu wirken, sondern nach oben und vorn, so daß sie eigentlich nur stechen oder hauen können, wie die Hauer oder Waffen des Wildschweins. Unten fehlen nicht bloß die Eck-, sondern auch die Vorderzähne. Der Rüssel ist sein wichtigstes Werkzeug, ohne welchen er wegen des kurzen Halses, des schweren Kopfes und der langen Hauer nicht im Stande wäre weder zu weiden noch zu saufen. Der Rüssel sorgt für beides und zugleich für eine Menge andere Geschäfte, besonders auch für Angriff und Vertheidigung. Er ist so stark, daß er mächtige Bäume ausreißen, Hütten erschüttern, schwere Massen werfen und große Thiere zerdrücken kann. Am Ende desselben stehen die Naslöcher, und über denselben verlängert er sich in einen fingersförmigen, fleischigen Fortsatz, womit der Elephant die kleinsten Dinge ergreifen und die geschicktesten Kunststücke machen kann.

Die Füße sind, verhältnismäßig zu der Länge des Leibes, sehr hoch und dick, die Ohren breit und hängend, wie ein Schurz-



fell. Der Kopf ist sehr dick, weil die zwey Wände der Schädelknochen weit von einander getrennt sind und große Zellen zwischen sich haben, die mit der Nase in Verbindung stehen und ohne Zweifel den Geruch verstärken. Der Raum für das Hirn ist verhältnißmäßig sehr klein. Die Backenzähne bestehen, wie bemerkt, aus etlichen 20 hinter einander liegenden Blättern oder zusammengedrückten Blasen, welche als stumpfe Kämme aus dem Zahnfleisch hervorkommen, sich aber bald abkauen, und sodann als Schmelzbänder erscheinen.

Das Kalb hat jederseits nur einen solchen zusammengesetzten Zahn, hinter welchem sich später ein anderer entwickelt, der den vordern allmählich so vorwärts schiebt, daß er ausfällt und nun wieder nur 4 Backenzähne im Ganzen vorhanden sind. Dann kommt hinter diesem ein neuer Zahn und treibt auch ihn fort. Dieß wiederholt sich 6—8mal während des Lebens des Thiers. Jeder neue Zahn ist größer und hat mehr Blätter. Die Hauer bestehen aus in einander geschachtelten hohlen Kegeln, und zeigen auf dem Querschnitt krumme Linien vom Mittelpunkte zum Umfang, wodurch man das ächte Elfenbein leicht von den Zähnen des Flußpferdes, Walrosses, Einhornes und Ebers unterscheiden kann. Die ersten Hauer fallen aus, wenn sie einige Zoll lang sind.

Die Haut ist rauh, schrundig und körnig, mit sehr wenig Haaren, die Färbung schwarz, Hufe röthlich, Magen einfach, Därme sehr groß; keine Gallenblase.

Die africanischen Elephanten sind kleiner und furchtsamer, haben aber viel größere Ohren und Hauer, und zwar die letzteren bey beiden Geschlechtern, während sie bey den weiblichen Elephanten in Indien höchstens einige Zoll lang werden. Das africanische Elfenbein ist auch viel härter, wird nicht so leicht gelb, und ist auch fast das einzige, welches im Handel vorkommt.

Sie haben, ungeachtet ihrer Schwere, einen raschen Trab, und können leicht einen Menschen einholen; da sie sich aber nicht schnell wenden, und nur unbeholfen bergab laufen können, so ist es nicht schwer, ihnen auszuweichen. Sie schwimmen leicht



durch Wasser; ziehen auch feuchte, unbewachsene Gegenden, besonders Flußufer, jedem andern Aufenthalt vor, weil sie die Hitze eben so wenig ertragen als die Kälte. Sie schwimmen wegen ihres dicken Leibes. Sie fühlen ein beständiges Bedürfnis nach Feuchtigkeit, um ihre harte Haut, die leicht aufspringt und sich abschält, weich zu erhalten: und ihr größtes Vergnügen ist, unterzutauchen, sich im Wasser zu wälzen und zu spielen; auch besprühen sie sich mit dem Rüssel den Rücken. Fehlt ihnen das Wasser, so bedecken sie sich mit frischem Staub, Gras u. dergl.

Sie lieben von Natur die Gesellschaft, und halten sich in großen Heerden zusammen in den Wäldern, die sie nur verlassen, wenn sie in der Nachbarschaft ein Feld abzuweiden wissen, das sie zu 50 und 100 heimsuchen unter der Anleitung, wie man behauptet, der ältesten Weibchen und Männchen; die jüngern und die Weibchen sollen bey Gefahr in die Mitte genommen und von den Männchen vertheidigt werden.

Ein gezähmter Elephant frisst täglich 1 Centner Reis, nebst Gras, Früchten, Butter und Zucker. Der zu Versailles, welchen der König von Portugal 1668 Ludwig XIV. schenkte, wurde 17 Jahre alt. Er bekam 80 Pfund Brod, 12 Flaschen Wein, 2 Eimer Suppe, oder ebensoviel gekochten Reis, und eine Garbe Korn zum Spielen. Wann er die Körner aus den Aehren gefressen hatte, so faßte er ein Büschel Stroh mit dem Finger des Rüssels, und vertrieb sich damit die Fliegen. Auf Spaziergängen zog er mit dem Rüssel Gras aus, um es zu fressen. (Perrault, *Mém. Ac.* III. 101.)

Er liebt vorzüglich geistige Getränke, und thut alles Mögliche, sie zu bekommen, wenn man ihm dergl. vorhält. Jeder der 2 Elephanten zu Paris bekommt 1 Centner Heu, 18 Pfund Brod, einige Bündel Möhren und einige Körbe Erdäpfel; sie fressen den ganzen Tag, ohne bestimmte Zeit, und im Sommer säuft jeder an 30 Eimer. Sie sind 18 Jahre alt. Sie waren vor 3 Jahren 7 Schuh hoch, und sind jetzt 8 Schuh 4 Zoll. Als sie 1786 von Ceylon nach Holland in die Sammlung des Statthalters zu Zoö kamen, waren sie nur 2½ Jahr alt und 3½ Schuh hoch;



jeder fraß damals nur  $\frac{1}{4}$  Centner Heu. Sie wollten schlechterdings nicht über die Brücke von Arnheim. Man mußte sie fasten lassen und ihnen das Futter vorhalten: dennoch thaten sie keinen Schritt, ohne auf alle mögliche Art zu untersuchen ob die Bohlen nicht brechen, ehe sie einen Fuß darauf setzten. Sie waren übrigens sehr sanft, liefen überall frey herum, und kamen selbst in die Zimmer zum Mittagessen, um die Leckereyen zu holen, die ihnen jederman anbot. Bey der Eroberung von Holland durch die Franzosen wurden sie aber unaufhörlich beunruhigt, und als sie gar in großen Käfigen nach Paris geführt wurden, so verloren sie viel von ihrer Gutmüthigkeit, und man wagt es jetzt nicht mehr, sie frey herumlaufen zu lassen; indessen sind sie in einer weiten Umzäunung, haben Stallung und Wasser und befinden sich wohl.

Sie haben einander sehr gern, und wenn einer über etwas erschrickt und einen Laut von sich gibt, so läuft der andere sogleich herbey, und beide schmeicheln sich mit ihrem Rüssel. Besonders ist das Männchen gleich bey der Hand, und man hatte anfangs Hoffnung, daß sie sich fortpflanzen würden, was aber nicht der Fall war.

Sie haben dreyerley Laute, einen aus dem Rüssel, der scharf ist, und nur sich hören läßt, wenn sie mit einander spielen; einen schwachen aus dem Munde, um Nahrung zu verlangen, und einen sehr lauten aus der Kehle, wenn sie erschrecken. Der letzte klingt wirklich fürchterlich.

Im Allgemeinen sind sie gutmüthig, suchen nicht zu schaden, kennen und lieben ihre Wärter; sie werden aber boshaft, so bald ihre Drüsen hinter den Ohren fließen: dann sind sie unartig gegen ihre Wärter, und stoßen sogar selbst einander. Uebrigens zeigte sich dieser Ausfluß nur bey dem Männchen, und er fieng erst an, als es 15 Jahr alt war. Er dauert 40 Tage, sezt eben so viel aus und kommt wieder. Der Saft ist kleberig und stinkend. Das Weibchen hat übrigens auch diese Drüsen nebst ihrer Oeffnung.

Im Winter 1801 starb das Männchen und wurde genau anatomiert, besonders der Rüssel. Es ist merkwürdig, daß der



Elephant das Wasser aus dem Rüssel durch Luftdruck ins Maul treiben kann, ohne daß davon in die Luftröhre kommt. Dieß wird verhindert durch das sehr große Gaumensegel, welches tief herunter steigt. Auf der Zungenwurzel ist eine Vertiefung, durch welche das Wasser in die Speiseröhre läuft, und zwar an beiden Seiten des Kehlsdeckels vorbehey.

Die Reisenden preisen besonders den Geschmack der Elephantenfäße. Er kommt von einem dichten Zellgewebe mit feinem Fett angefüllt, welches wie ein Polster um die Zehen liegt. *Ménagerie du Muséum. Paris 1801. Fol. tab. 1. 2. m et f.*

Die ältern Reisenden in Indien haben uns viele Nachrichten, theils über den Gang der Elephanten, theils über ihr Naturell mitgetheilt, vorzüglich aber über die Pracht, welche die indischen Großen durch Hgltung vieler Elephanten und durch Verzierung derselben mit Golddecken u. dergl. an den Tag legen.

Nach *Hevenot* fängt man sie auf verschiedene Art: an manchen Orten in Gruben, worein sie fallen und woraus man sie leicht zieht, nachdem man ihnen Schlingen umgeworfen hat; an andern fährt man ein brunstiges Weibchen an einen engen Ort, wo es schreyt und die wilden Männchen herbeyruft. Ist eines in dem Gang, so schiebt man Stangen vor, und sucht ihm von der Mauer herunter Schlingen und Ketten um den Rüssel und den Leib zu werfen, worauf man es zu zween andern zahmen Elephanten fährt, welche ihm ein gutes Beyspiel geben, und ihm allenfalls auch drohen, wenn es sich unbändig beträgt. *Voyage 1664. III. 131.*

Auf *Ceylon* fängt man sie ebenfalls in Gruben, die man mit Brettern und Stroh bedeckt. Die Sclaven bringen den hineingefallenen so lange zu fressen, bis sie an sie gewöhnt sind, und dann gehen sie mit ihnen meistens nach *Goa* und anderen Ländern, um ihr Brod zu verdienen.

Der französische Gesandte *Chaumont* bey dem König von *Siam* wohnte einmal einer großen Jagd bey. Der König schickte eine Menge Weibchen in den Wald, und als er nach einigen Tagen erfuhr, daß sich wilde Elephanten zeigten; so schickte er 30—40,000 Mann dahin, um einen Kreis um dieselben zu bil-



den. Man stellte sie zu 4 zusammen und 20—25 Schuh von einander, wo jedesmal ein 3 Schuh hohes Feuer gemacht wurde. Man machte noch einen andern Umkreis mit sogenannten Kriegs-Elefanten, die 100—150 Schritt von einander stehen; an verschiedene Orte stellt man Canonen, um sie abzufeuern, wenn die wilden durchgehen wollen. Täglich zieht man den Kreis enger, und zuletzt wird er so klein, daß die Feuer nur noch 5—6 Schritt von einander sind. Da die Elefanten Geräusch um sich hören, so sind sie nicht so keck zu entfliehen, obschon hin und wieder einer durchgeht. Nach und nach treibt man sie in eine Umzäunung von Palisaden. Bey dem Umkreis von Kriegselefanten und Soldaten reiten Leute auf Elefanten, welche mit großer Geschicklichkeit den wilden Thieren Schlingen um die Hinterbeine zu werfen wissen. Man führt sie sodann zwischen 2 zahme Elefanten, hinter denen ein dritter hergeht, der den wilden antreibt; betrügt er sich unbändig, so bekommt er von den andern Schläge mit dem Rüssel. Man führt ihn unter ein Dach und bindet ihn an. Ich habe ihrer 10 fangen sehen, und man sagte mir, daß in der Umzäunung 140 seyen. *Relation de l'ambassade 1686. 91.*

Sachard beschreibt noch interessantere und prächtigere Jagden in demselben Lande. Eine Viertelstunde von der Hauptstadt Louvo ist ein viereckiges Amphitheater von hohen Mauern mit Staffeln umgeben, worauf die Zuschauer sitzen. Darinn ist ein Einfang von dicken Palisaden zween Schuh von einander, hinter welche sich die Jäger retten, wenn sie von Elefanten verfolgt werden. Gegen das Feld ist ein großer Eingang, gegen die Stadt aber ein enger Gang, der zu einem großen Schopf führt, worinn man die Elefanten zähmt. Am bestimmten Tag reiten die Jäger auf weiblichen Elefanten in den Wald, und bedecken sich mit Zweigen, damit sie nicht bemerkt werden. Verspüren sie wilde in der Nähe, so reizen sie ihre Weibchen zum Schreyen, worauf jene mit einem fürchterlichen Geheul antworten. So wie sie herbeykommen, kehren die Jäger um und nähern sich allmählich dem Amphitheater. Ist ein wilder mit hineingetreten, so schiebt man die Schranken vor. Das Weibchen geht geradezu



auf den engen Gang los, und wenn der wilde nicht hinein will, so stoßt man ihn mit Stangen. Er verfolgt endlich die Jäger, und wird in diesem Eifer in den engen Gang geführt, wo man vor und hinter ihm ein Gitter fallen läßt, so daß er sich nicht mehr rühren kann und fürchterlich anfängt zu schreyen. Man sucht ihn zu befänstigen, indem man Wasser aus Eimern auf ihn gießt, ihn mit Blättern reibt u.s.w. Indessen bindet man Seile um seinen Leib und die hintern Beine, öffnet das äußere Gitter, und führt ihn hinter einem zahmen Elephanten in den Schopf, wo man ihn an eine Säule bindet. Man läßt ihn bis zum andern Tag austoben, und dann kommt ein weißgekleideter Bramine, welcher auf einem Elephanten langsam um ihn herumreitet, ihn mit Weihwasser begießt, welches ihm seine natürliche Wildheit nehmen soll. Nachher läuft er mit den andern, und ist in 14 Tagen schon ganz zahm. Voyage 1686. 298. 340.

Der Führer setzt sich auf den Hals ohne allen Zaum; er leitet das Thier mit einer dicken und spizigen eisernen Ruthe, wie mit einem Sporn, indem er es bald an den Ohren, bald an der Schnauze sticht. Dieses Eisen, welches ein anderes Thier tödten könnte, wirkt nur wenig auf die Haut des Elephanten, und wenn er unbändig ist, so macht es nicht Schmerz genug, um ihn in Ruhe zu erhalten. Gewöhnlich sitzt auch noch ein Führer hinten auf dem Kreuz.

Der König von Siam soll an 20,000 gezähmte in seinem Reiche haben, und so viele wilde in den Gebirgen, daß man oft 50—80 bey einer Jagd fängt. Auch in Pegu gibt es sehr viele. Die meisten jedoch, welche sich gezähmt in ganz Indien zerstreut finden, kommen von der Insel Ceylon, als welche man allen andern, wegen ihrer Größe und ihres verständigen Betragens, vorzieht. Früher hat man sie überall im Kriege gebraucht; man band ihnen Säbel an den Rüssel, setzte ihnen auf den Rücken kleine Hütten mit 5—6 bewaffneten Menschen. Sie brachten manchmal Unordnung im feindlichen Heere hervor. Seit man aber mehr Feuergewehr hat, das sie sehr fürchten, kann man sie als eigentliche Krieger nicht mehr brauchen; sie sind jetzt nur Lastthiere, um Lebensmittel und Waffen dem Heere



nachzutragen, oder zum Reiten zu dienen. Privatleute haben übrigens jetzt selten Elephanten, da sie ungewöhnlich theuer sind, und einer 5—15,000 Gulden kostet. Es frist einer täglich für 2 Gulden: er braucht 1 Centner gekochten Reis mit Butter und Zucker, und außerdem Baumbblätter, besonders von der indischen Feige oder dem Pisang, zur Erfrischung. Dagegen können sie auch viel leisten. Sie tragen über 30 Centner, und machen des Tags 10 Meilen, und wenn man sie antreibt, noch mehr. Sie heben mit ihrem Rüssel leicht 2 Centner auf ihre Schultern, ziehen  $1\frac{1}{2}$  Centner Wasser ein und spritzen es einige Klafter hoch; sie reißen damit Aeste ab, tragen auf ihren Hauern 10 Centner und wurzeln damit mächtige Bäume aus. In Indien wird alles durch Elephanten fortgeschafft. Selbst Fürsten haben jetzt nur einige Hundert, selten einige Tausend, und eigentlich nur zur Pracht, bey Aufzügen, Reisen u. dergl., wo man sie besonders mit Schabracken zu bedecken sucht, welche mit Gold, und selbst Perlen gestickt sind; die Hauer oft 4 Schuh lang mit Ringen von Gold, Silber und Kupfer umgeben.

Es gibt hin und wieder weiße Elephanten, welche sehr hoch geschätzt, gewissermaßen heilig gehalten und so lang ernährt werden, als sie nur irgend leben können. Manche sollen es auf 300 Jahre gebracht haben. Sie haben im Palaste ein prächtiges Zimmer mit vergoldeten Gefsimfen, und bekommen ihr Fressen auf goldenen Platten. Will der König von Pegu einen Spazierritt machen, so gehen seine 4 weißen Elephanten voraus, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Gibt er Audienz, so führt man sie vor; sie machen ihm ihre Reverenz, indem sie den Rüssel aufheben, das Maul aufsperrn, 3 Laute hören lassen und niederknien. Nachher führt man sie in ihren Stall, gibt ihnen aus ungeheuren goldenen Schüsseln zu fressen, und wäscht sie aus einer silbernen Schüssel, oft zweymal des Tags. Dabey stehen sie unter einem Himmel, der von 8 Dienern getragen wird, um sie gegen die Sonne zu schützen. Gehen sie zum Futter, so marschieren 3 Trompeter vor ihnen her u.s.w. *Tachard 239. Voyages de la Compagnie des Indes de Holland III. 40.*



Wie alt die Elephanten überhaupt werden, weiß man nicht genau. Die Alten gaben ihnen 500 Jahre; die jetzigen Karnak aber sagen, daß schon ihr Urogroßvater diesen oder jenen Elephanten besorgt habe, was mithin ein Alter von 120—130 Jahren gibt. Tavernier, Voyage 1713. III. 242. Diejenigen, welche zu uns kommen, erreichen selten 20 Jahre.

Die Sinnorgane des Elephanten sind alle sehr gut: das Auge zwar klein, aber lebhaft und nachdenklich; das Gehör so fein wie der Geruch; die sehr großen Ohrmuscheln, welche nicht röhrenförmig in die Höhe stehen, sondern offen, wie beym Menschen, herunterhängen, werden immer bewegt, und beschützen auch die Augen vor Insecten; er soll die Musik lieben und im Tacte gehen lernen. Er liebt wohlriechende Blumen, pflückt sie ab und verzehrt dieselben; auch sein Geschmack ist fein; er liebt besonders die saftigen Pisange, Cocos- und Sagopalmen. Sein nützlichstes Organ aber ist der Rüssel, mit dem er alles mögliche thut, sich füttert und begießt, er hebt Münzen von der Erde auf, macht Blumenbüschel, zieht Stöpsel aus Flaschen, macht Knoten an Seilen auf, schiebt Riegel vor, dreht Schlüssel um und schreibt sogar, wie die Alten behaupten, mit einem Griffel.

Die erste genauere Nachricht über den Fang der Elephanten auf Ceylon gab Dr. Strachan vor mehr als 100 Jahren.

Alle Eingeborenen bis auf 10 Stunden von der Küste zwischen Matura und Raegumbo sind den Holländern unterworfen; und wenn daher die ostindische Compagnie eine Elephantenjagd befiehlt, so legen sie an einer gewissen Stelle einen Pferch oder einen Park an, der beym Eingang weit ist, aber immer schmaler wird, und am Ende so schmal, daß sich ein Elephant nicht umwenden kann; dieser Gang ist so lang, daß 20 Elephanten darinn hinter einander stehen können. Dann befiehlt der Beamte der Gegend den Einwohnern die Wälder zu umgeben, und das geschieht in einem Umfang von 30 Stunden. Zuerst steht jederman vom andern 25 Schritt, und man unterhält ein Feuer im Zwischenraum; dann treibt man durch Schießen, Trommeln und Blasen auf dem Waldhorn die Elephanten gegen den Park, so daß endlich die Treiber dicht an einander stehen. Die in dem



Parck befindlichen Elephanten leisten nunmehr Widerstand und zeigen Lust umzukehren; aber es stehen Pfosten vor dem Eingang, und es liegen lange Schranken auf dem Boden, die man nur aufzuheben braucht und an den Pfosten zu befestigen, um die Thiere einzuschließen. Dann wirft man Feuerbrände nach ihnen, treibt sie in den engen Gang und schiebt hinter ihnen Schranken vor.

Es gibt verschiedene Arten von Elephanten: einige sind vorn viel höher als hinten; andere bekommen nie die 2 langen Hauer; andere sind so wild, daß sie nicht gebraucht werden können, wenn man sie auch 10 Jahre lang hält; der König von Sandien hat aber dergleichen, um die Uebelthäter zu bestrafen. Wenn man dergleichen im Parck bemerkt (und man erkennt sie an ihrem wilden Blick), so läßt man sie nicht in den Gang, indem man Feuerbrände nach ihnen wirft; die Eingeborenen suchen sie zu tödten durch Schießen oder Abhauen des Rüssels, womit sie all ihr Futter ins Maul stecken, und daher Hunger sterben. Die Eingeborenen sind außerordentlich behende, und wagen sich mit ihren Schwerdtern ganz nahe zu den Thieren.

Man bindet dann einen nach dem andern zwischen zween zahme Elephanten, deren Zahnspißen abgesägt sind. Beträgt sich der wilde Elephant unbändig, so halten sie seinen Rüssel mit den ihrigen und schlagen ihn mit ihren Zähnen. Auf jedem zahmen sitzt ein Mann und leitet ihn mit einem hakenförmigen Stab, womit er seinen Kopf berührt und dem Elephanten nach Belieben befiehlt, ohne irgend einen Zaum. Im Stall angekommen, werden sie zwischen zwey Pfosten gestellt, mit einer Querstange vor der Brust und einer unter dem Bauche, so daß sie sich weder wenden noch legen können; dürsten sie das Lehte, so würden sie schwerfällig und traurig werden, nicht fressen, sondern zu Grunde gehen. Man füttert sie mit dem Stamm des Pisangs, welchen sie allem andern Futter vorziehen; nach 6 Wochen fangen sie an nachzugeben, und dann bindet man sie nur mit Seilen an einem Fuß an. Dann kommen die Kaufleute aus Bengalen, bezahlen dieselben und lassen sie auf die Schiffe führen, wo sie ebenfalls mit Pisangstämmen gefüttert werden. Um sie an Bord



zu bringen, legt man jedem 15—20 Gewänder von Seilen um den Leib, und bindet dieselben auf dem Rücken zusammen. Dann wird er zwischen zween dazu erzogenen Elephanten ins Wasser geführt, und hinterher geht ein anderer, welcher ihm den Kopf auf die Lenden legt und ihn vorwärts stößt, wenn er nicht ins Wasser will. Ist er tief genug darinn, so kehren die zahmen um, und er wird an ein Boot gebunden, dem er nachschwimmen muß bis zum Schiff, wo er an Bord gehoben wird. Es gibt aber ein passenderes Verfahren. Man hat ein flaches Schiff, das man noch mit Brettern belegt, wie einen Stubenboden, so daß es fast eben so hoch ist wie der Staden; außerdem verziert man das Schiff mit Zweigen, daß der Elephant kein Wasser sieht, bis er an Bord ist. Schwimmt ein Elephant, so sieht man nichts als den Rüssel, durch welchen er Odem holt.

Die gezähmten Elephanten sind sehr gelehrig und willig, so daß sie sich auf den Bauch legen, wenn jemand aufsteigen will. Fallen sie einmal, sey es auch auf ebenem Boden, so sterben sie entweder sogleich, oder sie stechen noch eine zeitlang; denn ihr schwerer Leib verträgt keinen Fall. Wenn ein Elephant einen Obstgarten besucht, so spizen die Eingeborenen ein schweres Stück Holz und hängen es mit einem Seil an einen Ast des Baumes, unter welchem er durchzugehen pflegt. Des Nachts setzt sich ein Mann auf den Ast und schneidet das Seil ab, sobald der Elephant kommt; das spizige Stück fällt ihm tief in den Rücken; das Thier wird krank und geht endlich zu Grunde. Phil. Trans. 1702. Nro. 277. (Baddam abr. IV. p. 104.)

Die besten Nachrichten über das Betragen, die Gewohnheiten und die Naturgeschichte dieser Thiere haben wir in der neuern Zeit von John Corse erhalten. Seit den ältesten Zeiten hat der Elephant wegen seiner Größe, seines Verstandes und seiner Gelehrigkeit die Aufmerksamkeit und die Bewunderung aller denkenden Menschen auf sich gezogen, und wenig Reisende in Asien oder Africa haben es unterlassen, von ihm zu reden. Ein Aufenthalt von mehr als 10 Jahren in der Provinz Tiperrah in Bengalen, an der östlichen Gränze der brittischen Besitzungen, wo jährlich ganze Heerden von Elephanten gefangen



werden, verschaffte mir häufig Gelegenheit, die Art des Fanges und das Betragen dieses edlen Thiers zu beobachten.

Da sie sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen, so müssen alle wild gefangen und gezähmt werden. Das erstere geschieht auf zweyerley Art: in der Regel gehen die Elephanten heerdenweise mit einander; es gibt aber auch, und das sind immer Männchen, welche einsam herumirren und *Goondah* heißen; man glaubt, sie seyen, aus Eifersucht ihrer Kameraden, von der Heerde vertrieben. Sie sind viel gefährlicher als die andern, und schießen oft unversehens und ohne alle Veranlassung aus dem Walde heraus auf Menschen los, verwüsten Felder, werfen Hütten um, tödten das Vieh, so daß die Bauern wachen müssen, was sie in einer Bambushütte thun, um nicht von Tigern aufgefressen zu werden. Bemerken die Wächter einen solchen Elephanten, so rufen sie sich zu, schreyen aus vollem Hals, schießen, machen Feuer *cc.*, um ihn zu vertreiben. Neben Elephanten, die in Heerden leben, kann man vorbegehen, ohne daß sie sich um einen bekümmern. Jene zerstreuten fängt man, indem man ihnen gezähmte Weibchen zuschickt, die mit ihnen waiden. Die Führer oder *Karnak* gehen hinter ihnen her, machen den wilden Elephanten Schlingen um die Beine und binden sie an einen Baum.

Hat man eine ganze Heerde zu fangen, so umgibt man sie mit 2 Kreisen von 1000 bewaffneten Menschen, welche dieselben mit Lärm, Schießen, Fackeln gegen eine Umzäunung von Palisaden und breiten Gräben treiben. Der Eingang ist durch Zweige so vermachet, daß er einem Waldpfad gleich steht. Anfangs will der Leit-Elephant nicht hinein; hat er es aber endlich gethan, so folgen ihm alle andern nach. Dann schließt man den Eingang mit Pfählen und Feuer, macht alle Arten von Lärm mit Geschrey und Instrumenten, daß die Elephanten, wie verblüfft, es nicht wagen, über den Graben zu springen und sich an den Palisaden zu vergreifen. An einer andern Stelle ist ein schmaler Ausgang. Dasselbst bietet man ihnen von einem Gerüste herab zu fressen an, und sucht allmählich einen nach dem andern in den Gang zu locken, der so eng ist, daß er sich nicht



umkehren kann. Man schließt sogleich hinter ihm die Thüre, macht ihm Schlingen um die Beine, bindet ihm Seile um Kopf und Leib, und das andere Ende desselben an gezähmte Weibchen, welche dem Wilden bald seine Wuth benehmen.

Man übergibt sodann jedem einen Wärter mit einigen Knechten, welche ihn durch Schmeicheley und Drohung, durch Krahen mit langen Bambusstöcken, durch Bespritzen mit Wasser, durch Darreichung oder Verweigerung der Nahrung, endlich auch durch Züchtigung mit einem spitzigen Eisen an einem Stock zu zähmen suchen. Endlich wagt man es, sich ihm auf den Hals zu setzen und ihn zu leiten. Bis dahin aber braucht man 6 Monate. *Asiatic Researches III. 1789.*

Vom Jahr 1792—97 standen die Elephantenjäger ganz unter meinem Befehl, so daß ich nach Belieben Versuche anstellen konnte über Dinge, die früher nicht bekannt waren: dabey bin ich auf manche Irrthümer gestoßen, welche die älteren Schriftsteller verbreitet haben. Man hat behauptet, der Elephant besitze das Gefühl der Bescheidenheit in hohem Grade, und das vom Verluste seiner Freyheit so lebhaft, daß er sich in der Slaverey nicht fortpflanzen und seinen Kindern ein ähnliches Loos bereiten wolle. Nach andern verlor er dieses Vermögen durch die Zähmung. Um dieses herauszubringen, benutzte ich meine Verhältnisse. Seit meiner Nachricht über den Fang der wilden Elephanten habe ich nicht unterlassen, Beobachtungen über diese Thiere anzustellen, und Folgendes gefunden:

Ein am 16. October 1789 geborener männlicher Elephant war 35 Zoll hoch. Im ersten Jahr wuchs er 11 Zoll, im zweyten 8, im dritten 6, im vierten 5, im fünften 5, im sechsten  $3\frac{1}{2}$ , im siebenten  $2\frac{1}{2}$ , und dann war er also hoch 6 Schuh 4 Zoll.

Ein Weibchen, 6 Schuh 9 Zoll hoch, wurde von den Jägern 14 Jahr alt geschätzt, was aber offenbar zu viel war; nach dem vorigen Verhältniß konnte es nur 11 Jahre haben. In den folgenden 5 Jahren, ehe es trüchtig wurde, wuchs es nur 6 Zoll, aber höchst sonderbar während der Trüchtigkeit von 21 Monaten 5 Zoll, und in den folgenden 17 Monaten nur  $\frac{1}{2}$  Zoll, obschon



es wieder trüchtig war. Es war nun ungefähr 19 Jahre alt, und hatte wohl seine volle Größe erreicht. Sein Junges war im November 1796 noch nicht 20 Monate alt, und dennoch 4 Schuh  $5\frac{1}{2}$  Zoll hoch, also seit der Geburt gewachsen 18 Zoll, eine Schnelligkeit, über die ich kein Beyspiel kenne. Ein männlicher Elephant von 20 Jahren wuchs noch immer, und hatte mit 22 Jahren seine volle Größe noch nicht erreicht. Sie pflanzen sich daher fort, ehe sie ausgewachsen sind, wie auch die meisten andern Vierfüßler. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß sie zwischen 18 und 24 Jahren ihr volles Wachsthum erreichen.

Die Höhe des Elephanten ist meines Erachtens viel übertrieben worden. In der Regel sind die Weibchen nicht über 7—8 Schuh hoch, und die Männchen 8—10 am Widerrist. Ich habe nur von einem einzigen Elephanten gehört, daß er höher als 10 Schuh gewesen sey. Es war ein Männchen, welches dem Bezir von Duda gehörte, und wovon mir Chetty, damals Resident zu Lucknow, folgende Maaße mittheilte: Höhe des Widerrists  $10\frac{1}{2}$  Schuh, vom Scheitel bis auf den Boden 12 Schuh 2 Zoll, Länge 16 Schuh.

Hauptmann Sandys zeigte mir die Liste von 150 Elephanten, die während des Krieges mit dem Sultan Tippoo in Mysore unter ihm standen, und kein einziger davon maas 10 Schuh; nur wenige Männchen  $9\frac{1}{2}$ . In Madras hält man ceylonische und bengalische Elephanten; und jene sind keineswegs höher, ja mehrere Beamte versicherten mich, daß sie den letztern an Brauchbarkeit nachstünden. Die Elephanten zu Madras macht man 17—20 Schuh hoch. Wie geneigt aber die Eingeborenen zum Wunderbaren sind, zeigt folgender Fall: Der Nabob von Dacca sollte einen Elephanten haben 14 Schuh hoch. Ich gieng deshalb 1789 hin, um ihn zu messen, und fand ihn, zu meinem eigenen Erstaunen, nicht höher als 10 Schuh. Die dienstfähigen Elephanten müssen, nach der Vorschrift der ostindischen Compagnie, 7 Schuh hoch seyn am Widerrist; der gebogene Rücken ist einige Zoll höher, wird aber mehr gerad, wann das Thier ausgewachsen ist.



Man hat von der Klugheit und dem Gedächtniß des Elephanten gesagt, daß er empfangene Unbilden nicht vergesse, und nicht wieder zu fangen sey, wenn er einmal seine Freyheit wieder erhalten habe. Ungeachtet meiner großen Parteilichkeit für dieses edle Thier zwingt mich doch die Wahrheit, dieser Meynung zu widersprechen. Ein Weibchen wurde 1765 mit vielen andern gefangen und zum Reiten gebraucht; im Jahr 1767 entkam es aber wieder in die Wälder. Im Jänner 1770 wurde es von demselben Rajah wieder gefangen, entkam aber noch einmal im April 1771 in einer stürmischen Nacht. Am 25. December 1782 wurde es von den Elephantenjägern wieder mit vielen andern in eine Umzäunung getrieben, wo es auf den Ruf seines Namens sich umfah und sich in seine Lage ergab, während die andern wie toll herumraunten. Als die meisten am Ausgang gebunden und fortgeführt waren, blieb es mit einem andern Weibchen und 8 Jungen noch allein in der Umzäunung. Am 13. Jänner 1783 fraß es Pisangblätter aus den Händen der Treiber, kam auf den Ruf herbey, ließ sich streicheln, ein Seil um den Leib binden und einen Treiber sich auf den Hals springen. Er trieb es sogleich, wie einen zahmen Elephanten, in der Umzäunung herum; dann legte es sich auf Befehl nieder und stand nicht eher auf, als bis es verlangt wurde, hielt den Stock mit dem Rüssel, steckte ihn ins Maul, gab ihn zurück u.s.w., kurz es that alles, was es früher gelernt hatte. Es sind mir noch andere Fälle bekannt, wo Elephanten zum zweytenmal gefangen wurden. Es entkam mir selbst ein männlicher Elephant in den Wald, weil er Tiger roch und vor denselben floh. Nach 18 Monaten fand er sich wieder unter einer Heerde gefangener Elephanten, that anfangs sehr wild, wurde gebunden wie die andern, gehorchte aber, so bald er erkannt wurde, den Befehlen seines ehemaligen Treibers, legte sich nieder, ließ sich reiten u.s.w.

Der allgemeine Glauben, daß zahme Elephanten sich nicht fortpflanzen, hat ohne Zweifel verhindert, Versuche darüber anzustellen.

Ich war indessen durch verschiedene Beobachtungen überzeugt,

daß di  
1790  
Umzäu  
der ge  
Es wu  
aber in  
auch l  
nung,  
schloß  
ließ i  
zum  
ber,  
baute  
Haupt  
zu w  
Haupt  
stellte  
Pfund  
von  
wie  
sie st  
Sche  
Am  
wie  
Drü  
verdr  
habe  
Hor  
vier  
gilt  
Zah  
chen  
wäh  
ein  
Da  
oft



daß die Elephanten auch ihre Brunstzeit haben. Im Jänner 1790 bemerkte ich, daß ein zahmes Männchen plötzlich in einer Umzäunung (Keddah) sammt seinem Reiter durch die Herde der gefangenen Elephanten auf ein brunstiges Weibchen lief. Es wurde jedoch mit abgerichteten Weibchen zurückgeholt, rannte aber im Zorn ein solches (Koomkee) sammt seinem Reiter um; auch hatten sich im Hornung 1778 zwey wilde in der Einzäunung, vor einer Menge Zuschauer, gepaart. Von nun an beschloß ich, deshalb Versuche anzustellen. Im November 1792 ließ ich ein junges, prächtiges Männchen fangen und dasselbe zum Versuch aufsparen. Im März 1793 meldete mir ein Treiber, daß ein weiblicher Elephant Zeichen der Brunst gebe: man baute daher beiden eine Hütte in der Nähe von Comillah, der Hauptstadt von Tiperah. Untertags giengen sie heraus, um zu weiden, trugen auch eine Ladung von saftigen Kräutern nach Hause, so viel als ihre Wärter zusammenbringen konnten. Dann stellten sie sich zusammen und schliefen, nachdem jedes 10—12 Pfund eingeweichten Reis mit etwas Salz bekommen hatte, und von der Mitte May bis Ende Juny einige warme Reizmittel, wie Zwiebeln, Knoblauch, Ingwer. Aber schon früher erwiesen sie sich mit ihren Rüsseln Liebhosungen, und zwar ohne alle Scheu, weder vor andern Elephanten, noch vor den Wärtern. Am 28. Juny paarten sie sich viermal binnen 16 Stunden, ganz wie die Pferde. Während dieser Zeit sickerte nichts aus den Drüsen neben den Ohren. Ist das sonst der Fall, so sind sie verdrießlich, und es ist nicht rathsam, sich ihnen zu nähern. Sie haben auch keine bestimmte Brunstzeit: einmal zeigte sie sich im Hornung, ein andermal im April, das drittemal im Juny, das viertemal im September und das fünftemal im October. Das gilt auch von den wilden. Gefangene Weibchen werfen zu jeder Jahreszeit. Nach 3 Monaten bemerkte man schon, daß das Weibchen trüchtig war. Es war 7 Schuh 3 Zoll hoch, wuchs aber während dieser Zeit um 5 Zoll bis zum 16. März 1795, wo es ein männliches Kalb warf, also nach 20 Monaten und 18 Tagen. Das Kalb war 35 Zoll hoch; von eingefangenen bekommt man oft Kälber, die um einen Zoll kleiner sind. Sie fangen sogleich



an zu saugen, und zwar mit dem Maul, wobey sie jedoch das Euter mit dem Rüssel drücken. Die Mutter steht dabey.

Es ist sonderbar, daß die wilden Elephanten ihr Junges nicht mehr zulassen, wenn sie auch nur 2 Tage getrennt waren, und obschon dasselbe seine Mutter erkennt und sich mit kläglichen Lauten nähert.

Im September 1795 trat das Weibchen, welches das Kalb hatte, wieder in Brunst, also nach weniger als 6 Monaten, und paarte sich am 17. in der Gegenwart von einer Menge Zuschauer, und im November 1796 säugte es noch immer sein Kalb, obschon es trächtig war.

Zwey andere paarten sich am 14., 15. und 16. October 1796 in Anwesenheit von vielen Europäern und Eingeborenen. Die wilden thun es oft in ihrem Einfange, wo sie doch in großer Gemüthsunruhe sind. Ein sehr großer, sogenannter *Goondah*, welcher wahrscheinlich sich erst kürzlich wieder zur Heerde begeben hatte, wurde durch Lärm der Jäger gestört, und kam dadurch so in Wuth, daß er 2 kleinere Elephanten niederwarf und dieselben, ungeachtet ihres jämmerlichen und bittlichen Geschreys, mit seinen Hauern durchbohrte. Die Jäger wollten ihn todt schießen, ich aber wollte lieber ein so stattliches Thier behalten; allein er ließ sich nicht bändigen, sondern trauerte 40 Tage und starb. Ich glaube daher auch nicht, daß die *Goondah* vertriebene sind: vielmehr streifen sie im Vertrauen auf ihre Stärke in die Ebenen und selbst in die Dörfer, und kehren dann, wann es ihnen beliebt, wieder zur Heerde zurück. Noch muß ich bemerken, daß es immer ein gutes Zeichen ist, wenn Elephanten nach einigen Monaten sich zum Schlafen niederlegen, weil sie dann keinen Verdacht mehr haben und mit ihrem Loose zufrieden sind. Es gibt Elephanten, besonders *Goondah*, welche 12 Monate lang in ihrem Stand aufrecht stehen, ohne sich je zu legen; sie nicken jedoch bisweilen.

Obschon die Fortpflanzung in der Gefangenschaft möglich ist, so würde die Zucht doch gar zu große Unkosten verursachen, und es ist daher immer wohlfeiler, die Elephanten wild zu fangen. *Phil. Trans.* 1799. 31.



Derselbe hat lehrreiche Beobachtungen über die verschiedenen Arten Elephanten und ihr Zahnen angestellt. Man theilt in Bengalen Männchen und Weibchen in zwei Casten, die Koomareah (fürstlicher Abkunft) und die Mergheo (Jagd-Elephant), und dieses ohne alle Rücksicht auf das Aussehen, die Gestalt oder die Größe der Hauer bey den Männchen. Der Koomareah ist ein stark beschriebener, kräftiger und derber Elephant mit einem großen Rüssel, kurzen und dicken Beinen. Der Mergheo ist schlanker, weniger derb und kräftig; die Füße länger, der Rüssel dünn und kurz; er ist überhaupt leichter, läuft tüchtig, kann aber nicht so viele Anstrengungen aushalten und keine so großen Lasten tragen. Ein großer Rüssel wird immer als eine Schönheit angesehen. Ein Bastard von beiden heißt Sunkareah, und dazwischen gibt es noch mehrere Abänderungen in derselben Herde. Die Eingeborenen ziehen immer die Koomareah vor; die Europäer aber nicht selten einen weiblichen Mergheo zum Jagen und Reiten, besonders wenn er einen guten Schritt hat und sich leicht behandeln läßt. Die Elephanten zum Dienste der ostindischen Compagnie werden aus den Provinzen Chittigong und Tiperah genommen; es sollen aber die südlich von Chittigong, im Lande Burmah und Pegu besser seyn. Gewiß ist es, daß die Elephanten, welche noch bey Pilibet unter dem 29.<sup>o</sup> Nordbreite, auf dem Gebiete des Beziers von Dube vorkommen, kleiner und schwächer sind als die südlichen, welche viel besser Lasten tragen, Strapazen aushalten können und weniger Zufällen unterworfen sind. Die Lieferanten dürfen deshalb das Heer nur mit Elephanten südlich von Chittigong versorgen. Die heiße Zone ist mithin das natürliche und günstigste Klima für die Elephanten, und sie arten aus, wenn sie über die Wendekreise hinausgehen. An der Küste von Malabar fängt man noch Elephanten so weit nördlich, als das Gebiet des Svorgah Rajah geht: aber sie stehen weit hinter den ceylonischen zurück, welche wahrscheinlich dieser Vergleichung ihren Ruhm zu verdanken haben.

Die Hauer sind bey manchen Weibchen so kurz, daß sie nicht über die Lippe hervorragen, bey andern aber fast so groß, wie bey den Männchen einer Art, welche Mooknah heißt, und



wo die Zähne sehr klein bleiben. Die größten Hauer und das beste Elfenbein kommen von den Männchen derjenigen Art, welche Dauntelah (gezähnt) heißt, und daher ganz anders aussehen als ein Mooknah. Dennoch haben sie ziemlich denselben Preis, wenn sie zu derselben Gaste gehören und übrigens ohne Mangel sind, wozu große, runde, nicht ausgezackte Ohren, braune, fleckenlose Augen, Gaumen und Zunge, ein großer Rüssel und ein langer Schwanz mit einem langen Haarbusch gehören; ferner vorn 5 und hinten 4 Nägel; endlich muß der Kopf hoch getragen werden. Der Dauntelah ist muthiger, unbändiger als der Mooknah; daher die Europäer den letztern vorziehen, außer wenn ein Dauntelah wegen seines milden und sanften Characters bekannt ist. Bey diesem sind die Hauer etwas nach oben gebogen, bey jenem fast gerad, mit der Spitze selbst etwas nach unten. Es gibt Dauntelah mit einem einzigen Hauer; sie heißen Ganesa (der Name des Gottes der Weisheit der Hindu), und werden sehr theuer an indische Fürsten verkauft, weil sie daselbst göttlich verehrt werden.

Der Milchhauer wird kaum 2 Zoll lang, und zwischen dem ersten und zweyten Jahr ausgestoßen; er kommt erst im fünften oder siebenten Monat aus dem Zahnfleisch hervor. Zwey Monat, nachdem er ausgestoßen, schiebt der bleibende aus dem Zahnfleisch hervor. Ein anderer junger Elephant stieß den Milchzahn erst aus, als er 16 Monat alt war. Bey den Weibchen bleiben die Hauer immer klein; sie bedienen sich aber derselben wie die Männchen, legen nehmlich den Kopf auf einen andern Elephanten und drücken ihm dieselben in den Leib. Der schwerste Hauer, den ich in Bengalen bey einem männlichen gesehen habe, wog nicht mehr als 72 Pfund, in Tiperah selten über 50. Ich habe aber von andern Plätzen im Kaufhaus der indischen Compagnie zu London welche gesehen, die 150 Pfund wogen; sie kamen wahrscheinlich aus Pegu.

Nach Aussage der Londoner Elfenbeinhändler kommen die größten und besten, die nicht gelb werden, aus Africa, wahrscheinlich, weil sie hier erst gesammelt werden, nachdem sie lang auf dem Boden gelegen haben. In Ostindien sät man ihre



Spitzen gewöhnlich ab, in der Meynung, daß sie dicker werden sollen.

Die Backenzähne bestehen aus vielen Blättern mit Schmelz umgeben und durch eine Art Cement verbunden. Sie werden bald abgekaut, und dann stehen die Schmelzränder als Querleisten hervor. Ein Backenzahn kann aus 4—23 Blättern bestehen und allein die ganze Seite eines Kiefers ausfüllen; die vordern Blätter werden aber nach und nach ganz abgekaut, so daß vom dritten bis zum fünfzigsten Jahr nur 10—12 Blätter im Gebrauche sind. So wie der erste Backenzahn kleiner wird, so rückt der zweyte von hinten, nicht von unten, nach, was schon im zweyten Jahr beginnt und bis zum sechsten oder achten Jahr dauert; und dann hat der größte Backenzahn 23 Blätter, nie mehr. Beym jungen Elephanten liegen 3 dergleichen Backenzähne hinter einander unter dem Zahnfleisch. Ich habe durch Vergleichung von mehr als 30 Schädeln, deren Alter ich wußte, gefunden, daß die Milchzähne 8 oder 10 Tage nach der Geburt das Zahnfleisch durchbohren, und zwar die obern zuerst; die Jungen fangen im dritten Monat an Gras und andere weiche Pflanzen zu fressen. Die Milchzähne werden nicht ausgestoßen, sondern abgekaut, so daß im zweyten Jahr der zweyte Zahnsatz in Thätigkeit ist, und von da an bis zum sechsten Jahr der dritte Satz hervorrückt; von da bis zum neunten der vierte, und sodann kommen noch Sätze bis zum achten Satz, wovon jeder ein Jahr länger zu brauchen scheint. Die Zähne des ersten Satzes bestehen aus 4 Blättern, des zweyten aus 8 oder 9, des dritten aus 12—13, des vierten aus 15, des siebenten oder achten aus 22 oder 23. Phil. Trans. 1799. 205. tab. 5—12.

Everard Home hat dann noch Untersuchungen über den Bau dieser Zähne angestellt und sie mit denen des äthiopischen Schweins (*Sus aethiopicus*) verglichen, S. 237. Taf. 13 bis 17.

Man hat schon mehrmal beobachtet, daß das Elfenbein, in saure Milch oder Senf eine längere Zeit gelegt, weich wurde wie Leder; es ist aber nicht bekannt, daß man in den Künsten



Nutzen von dieser Eigenschaft gezogen habe. Hist. Acad. 1742. 33. 1743. 52. Auch hat man schon oft in Hauern Flintenfugeln gefunden und Spitzen von Lanzen, welche ganz umwachsen waren. Hist. Acad. 1749. 27. Phil. Tr. 1801. 165.

Der Hauptstapelpatz des Elephantenhandels ist seit den ältesten Zeiten Ceylon, wohin die indischen Kaufleute kommen, um sie für die großen Herren einzukaufen; daher werden sie auch von den Ceylonern häufig gejagt, auf dieselbe Weise, wie in Bengalen, indem sie dieselben entweder in eine Umzäunung treiben, oder weibliche Elephanten in den Wald schicken, oder endlich indem sie denselben Schlingen um die Hinterfüße werfen, worinn sie sehr geschickt sind. Sie wissen nehmlich genau den Platz abzumessen, wohin der Elephant treten wird; dahin werfen sie die Schlinge, und ist der Hinterfuß hineingetreten, so ziehen sie dieselbe plötzlich an, und binden sodann das Seil an einen Baum.

Was den africanischen Elephanten betrifft, so wird er seit undenklichen Zeiten nicht mehr zahm gehalten, theils weil er kleiner, schwächer und muthloser, theils auch weil er wilder, gefährlicher und ungelehriger als der indische ist, vorzüglich aber, weil er nur in Ländern von wilden Völkern vorkommt, welche ihn bloß tödten, aber nicht einfangen. Früher fand er sich innerhalb der Gränzen der Capcolonie noch heerdenweise, jezt aber ist er ganz nach Norden und gegen die Cafferey gedrängt. Der erste, welcher von diesen Elephanten Nachricht gibt, ist Kolbe. Er behauptet, sie seyen größer als die ceylonischen, sezt aber aufrichtig hinzu, er habe in einer Entfernung von etwa einer Stunde unterschiedliche neben einem Fuder Heu stehen sehen, und sie wären ziemlich eben so hoch gewesen, woraus zu schließen sey, daß sie nicht viel unter 12—14 Schuh gewesen seyn können. Die Sohle sey  $1\frac{1}{2}$  Schuh breit. Die Haut ist bräunlich und voll Runzeln, ohne Haare, außer am Schwanz, woran viel dickere stehen als Schweinsborsten, und  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang; sie dienen den Einwehnern als Drähte zum Ausräumen der Pfeifenröhren. Ich habe viele Hauer gesehen von 60, 70, 80, ja von 120 Pfund. Die Thiere werden deshalb von den



Europäern geschossen: denn das Fleisch ist sehr grob, fast trocken und ungeschmack.

Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen. Man sagt, sie seyen sehr schamhaft, so daß sie sich zu Zeiten nicht bloß dem Menschen, sondern auch ihren Kameraden aus dem Gesicht begeben und die Einsamkeit suchen sollen. Das weiß ich aber gewiß, daß sie nicht stehend schlafen, sondern sich auf die Erde legen, wie ich denn oft ihre Lagerstätte gesehen habe. Dadurch wird der Bahn der Alten zernichtet, als ob sie sich nicht legen dürften, weil sie, wegen der schweren Last ihres Leibes, nicht wieder emporkämen. Oft habe ich zwey Lagerstätten neben einander gefunden: denn sie leben eine Zeit lang paarweise, nachher aber gehen sie wieder zur Heerde. Sie sind zwey Jahre trüchtig. Ihre gewöhnliche Speise besteht hier in hartem Gras, Haidekraut, Wurzeln und anderem Gesträuch, auch in jungem sprossendem Korn, welchem sie oft sehr großen Schaden thun, indem sie es nicht bloß abbeißen, sondern sammt der Wurzel ausreißen und das Uebrige tief in den Boden treten. Das thun sie vorzüglich im August und September des Nachts, so daß die Einwohner gezwungen sind, wie in Deutschland vor den Hirschen, Wachtfeuer anzuzünden, nur mit dem Unterschiede, daß man hier zu Lande ohne weiteres unter alle wilden Thiere schießen darf. Ihr Koth taugt nicht viel zur Düngung der Felder, weil lauter Unkraut daraus wächst; er wird aber von den Europäern aufgehoben und getrocknet, damit sie bey Tabakmangel etwas zu schmauchen haben; er schmeckt auch gar nicht übel, wie ich es selbst versucht habe und oft dabey gewesen bin, wann andere geraucht haben. Sie sind so schnell, daß man ihnen schwer, auch mit einem guten Pferde, entkommt. Einer ihrer Schritte ist so groß wie 4 von einem Pferde. S. 148. Taf. 4. Fig. 3.

Die Hottentotten fangen sie auf zweyerley Art. Ein ganzes Dorf oder Kraal zieht aus, und einer von ihnen wirft einem aufstossenden Elephanten eine vergiftete Haßagay in den Leib; dann ist es artig anzusehen, was sie für wunderliche Sprünge machen, wenn solch ein verwundetes Thier auf sie zuläuft, um



ihnen das Leben zu nehmen. Sie laufen bald gerade fort, bald auf die Seite, und drehen sich so lang und viel herum, bis sie wieder zu ihren Cameraden kommen, welche nun dem Thier wieder einen Passagay in den Leib werfen, und nun von ihm verfolgt werden. Das treiben sie so lang, bis das Thier ermüdet den Reißaus nimmt, den sie ihm auch gern lassen, wohl wissend, daß das Gift bald wirken, und ihnen der Braten nicht entgehen wird. Sie folgen ihm daher nur von Ferne nach, um zu sehen, wo es fällt. Noch artiger aber ist es zu sehen, was das verwundete Thier für tolle Sprünge macht, wenn es die Passagay im Leib empfindet und den langen Stock ersteht: dann thut es entsetzliche Luftsprünge, um sich desselben zu entledigen; bald fällt es auf eine Seite und wälzt sich so lange, bis der Stock abgebrochen, wodurch es aber keine Linderung spührt, sondern sich immer mehr abmattet und den Jägern Zeit läßt, noch eine Passagay zu werfen, worauf es endlich sucht weiter zu kommen. In der trockenen Jahreszeit gehen die Elephanten truppweise hinter einander nach den Bächen, wodurch schmale Wege entstehen. Die Hottentotten machen darinn ein 8 Schuh tiefes und 4 Schuh weites Loch, mit einem zugespizten Pfahl in der Mitte, und bedecken es mit Zweigen und Sand. Der Elephant, das Nashorn, die Antilopen und andere großen Thiere stürzen hinein und speßen sich. Dann macht der ganze Kraal sich dahinter her, und verzehrt das Thier auf der Stelle. S. 534. Taf. 18.

Ein europäischer Aufseher über die Schafe gieng einst mit einem gezogenen Rohr aus, um einen Elephanten, der überaus große Zähne hatte, zu erlegen. Da ihm aber der Schuß übel gerieth und keine Bäume in der Nähe waren, auf welche er sich hätte retten können; so lief ihm der Elephant nach, schlug den Rüssel um ihn herum, hob ihn auf, warf ihn gewaltsam zu Boden und trampelte auf seinem Leibe herum, daß er bald aus nichts als aus kleinen dünnen Fetzen bestand. S. 830.

Das kostbarste, womit die Hottentotten handeln, sind die Elephanzähne, welche sie aber, wie es scheint, nicht an die Holländer verkaufen, sondern an die Einwohner von Monomo



tapa, oder an die Portugiesen auf Mosambik. Das Pfund Elfenbein kommt kaum auf 8 fr., kann aber in der Capstadt sogleich für 30—45 fr. verkauft werden. S. 517.

Kolbe selbst ist einmal, in der Nähe des warmen Bades, 6 Elephanten begegnet, welche ihn in großen Schrecken gesetzt haben. Allein sie waideten ruhig fort und ließen ihn unangesehen vorbeugehen, was er denn auch gern gethan hat. S. 108.

Sparmann fand im November, auf der Reise vom langen Thal nach Sizikamma, die Strohütten der Hottentotten größtentheils mit großen langen Stücken Elephantenfleisch bedeckt, das in 3—4 fingerdicken und klasterlangen Streifen geschnitten war; einige davon waren um die Hütten herumgewickelt, andere hiengen von einer zur andern, alles in der Absicht, um das Fleisch zu trocknen. Männer, Weiber und Kinder thaten nichts als schlafen, rauchen und solches Fleisch schmaußen, welches aber einen Geruch und ein Aussehen hatte, daß einem alle Lust zum Einbeißen vergieng: auch würde man sich die Berachtung der Colonisten zuziehen, als welche das Essen des Elephantenfleisches fast für ebenso abscheulich halten, als wenn man Menschenfleisch essen würde, weil der Elephant ein verständiges Thier sey, und, zum Tode verwundet, weine und Thränen vergieße. Der getödtete Elephant wurde für ein junges Männchen gehalten, weil die Hauer nur 3 Schuh lang waren, und der größte Backenzahn 4 Zoll, da es von den letztern welche gibt, die 9 Zoll lang und  $4\frac{1}{2}$  Pfund schwer sind. Das Ohr desselben hat einem mittelmäßigen Hottentotten von der Schulter bis auf den Boden gereicht. Man glaubte, dieser Elephant sey von den andern in den Wäldern von Sizikamma, wo sie noch ungestört leben, fortgejagt worden: denn wo sich Christen niederlassen, da müssen die Elephanten das Feld räumen. Er wurde von zwey Bauern zu Pferd gejagt, und kümmerete sich nicht eher um sie, als bis sie ihm auf 70—80 Schritte nah gekommen waren. Dann sprang einer, nach der Sitte der capischen Jäger, vom Pferd, hielt es am Zaum, fiel auf die Knie, legte den Lauf auf den Ladstock und gab Feuer, als der Elephant etwa 50 Schritt weiter gewichen war. Kaum saß er wieder auf dem Pferde, so



war der Elephant dicht hinter ihm und brüllte so fürchterlich, daß es ihm durch Mark und Bein gieng und das Pferd aus allen Kräften davon lief; er lenkte es endlich auf eine Anhöhe, bekam dadurch einen Vorsprung und sein Camerad Gelegenheit, einen Schuß von der Seite anzubringen. Der Elephant gieng nun auf diesen los, der aber auch eine Anhöhe hinauf ritt. Die dritte Kugel suchte das Thier noch zu rächen, die vierte aber benahm ihm allen Muth; gleichwohl stürzte es erst nach der achten. Aus einem Standrohr könne man übrigens mit einer einzigen Kugel, die 4 Loth schwer und mit  $\frac{1}{3}$  Zinn versehen ist, einen Elephanten tödten; dann muß man aber das Herz treffen oder ein großes Blutgefäß; um jenes zu treffen, zielt man nach dem Ohrzipfel. Nach dem Kopf zu schießen ist vergeblich, weil das Hirn zu klein ist, um getroffen zu werden.

Manchmal wagt es ein einziger Jäger dieselben zu Pferd anzugreifen. Die jüngsten Elephanten pflegen sogleich zu fliehen; einer der ältesten aber, der die größten Zähne hat und den gerade der Jäger zu bekommen wünscht, wendet sich manchmal gegen ihn: allein er ermüdet bald, nimmt Reißaus, wird verfolgt, und wenn er dann nur in die Hüfte getroffen wird, so muß er hinken und bekommt daher einen Schuß nach dem andern. Je größer übrigens ihre Zähne und also je älter sie sind, desto schwerfälliger sind sie auch und können nur langsam entfliehen. Ja bey heißem Sonnenschein sind sie so matt, daß manche Pottentotten es wagen, zu Fuß hinzuschleichen und nach denselben zu schießen. Bey der Flucht wenden sie sich gern nach größeren Flüssen und schwimmen hinüber, Kopf und Augen unter Wasser und nur der Rüssel hervorragend. Man fängt sie in Gruben. Auf ihren Wegen werden sie nur selten gefangen, und noch seltener mit vergifteten Harpunen geworfen, weil man ihnen mehrere Tage lang nachlaufen muß, ehe sie follen. In den Wäldern von Sizikamma will man noch Heerden von mehreren Hunderten, ja von Tausenden gesehen haben.

Die Colonisten gehen bloß der Zähne wegen auf die Elephantenjagd, oder wenn sie gerade Fleisch brauchen für ihre



Dienstboten, Sclaven und Hottentotten. Die großen Hauer wägen 100—150 Pfund, und dafür zahlt die Regierung eben so viele Gulden, so daß man mit ein Paar Schüssen manchmal 300 Gulden gewinnt. Daher sind auch manche Jäger so große Wagehälse. Indessen hat man seit Menschengedenken nur ein einziges Beyspiel, daß einer mit dem Rüssel todtgeschlagen wurde. Die Elephanten riechen den Jäger, und laufen oft gerade auf die Stelle zu, wenn sie ihn auch nicht sehen. Ein anderes Beyspiel kennt man, daß 5 Elephanten bloß im Vorbeygehen 3 angebundenen Pferden den Rückgrath entzweygeschlagen haben. Verlorene Zähne findet man in der ganzen Colonie selten, mehr aber, wie es scheint, in der Cafferey.

Man hat in Africa die Paarung auf dieselbe Weise beobachtet, wie in Ostindien, nehmlich nach Art der andern Thiere. Reise S. 282. Le Bailants Reise, übersetzt von Forster I. 121. 143. II. 271.

Nach Lichtenstein versicherte ein Jäger, er habe in Sizilamma einen Elephanten 14 Schuh hoch erlegt; die beiden Zähne hätten  $1\frac{1}{2}$  Centner gewogen, und er habe dafür in der Capstadt 200 Thaler bekommen.

In der Cafferey jagt man die Elephanten auf eine sehr mühselige Art. Man wagt es nur einzelne anzugreifen, steckt das Gras rund um sie herum in Brand, und wirft ihnen Hassagayen auf den Leib, die aber meistens abprallen. Das Thier flieht, und die Jäger laufen ihm Tage und Wochen lang nach, bis es zu Tode gequält ist. Diese Ausdauer ist um so merkwürdiger, da sie das Fleisch nicht essen und die Zähne an den König abliefern müssen. Reise I. 345. 349.

In Aethiopien, am Senegal, an der sogenannten Zahnküste, kurz durch das ganze heiße Africa hindurch gibt es noch große Heerden von Elephanten längs der Flüsse, obschon sie häufig, des Elfenbeins wegen, getödtet werden. Alle älteren Reisenden reden davon.

In der heiligen Schrift kommt der Elephant sehr wenig vor. Die Flotte Salomons brachte ihm aus Tharsis Gold, Silber, Affen, Pfauen und Senhabim, was man für Elfen-



bein erklärt, weil das Wort *Sen* Zahn bedeutet. *Rönlige* I. 10. 22. Das Thier selbst erscheint erst seit 221 Jahren vor Christi Geburt, wo nemlich *Philopator* aus Zorn, daß er zu Jerusalem nicht in den Tempel durfte, die Juden zu Alexandrien von Elephanten wollte zertreten lassen. *Maccabäer* I. 3. 17 und 31. III. 5. 2 und 42 *rc.*

Der Elephant hat, wie man zum Theil schon aus dem Vorhergehenden sieht, nicht bloß eine natürliche Geschichte, sondern auch eine politische, militärische, mythologische, artistische und litterarische, und davon hat *A. Schlegel* eine meisterhafte Darstellung gegeben.

Der Besitz des Elephanten hat die Gewerthätigkeit und die Streitkräfte der Staaten vermehrt; sie waren in unzähligen Kriegen die Bundesgenossen des Menschen, im südlichen Asien zu allen Zeiten, am mittelländischen Meere einige Jahrhunderte hindurch. Es ist eine große Merkwürdigkeit, daß man an keinen ägyptischen Denkmälern auch nur die mindeste Spur von Abbildungen des Elephanten findet, während er in der indischen Baukunst und Mythologie eine so große Rolle spielt.

Hätten die Ägyptier etwas von diesem nützlichen Thier, das doch schon in Aethiopien vorkommt, gewußt, so hätten sie es gewiß zu Fortschaffung ihrer großen Lasten verwendet, und ohne Zweifel auch abgebildet. Dabey muß man sich doppelt verwundern, weil man Abbildungen von der Giraffe, welche doch auch weit von Aegypten vorkommt, in einem Tempel zu *Hermionthis*, oberhalb Theben, entdeckt hat. Früher als der Elephant ist das Elfenbein bekannt geworden, und darauf deutet die Stadt *Elephantine* unter den Wasserfällen, welche schon *Herodot* nennt, und die Stadt *Philä*, oberhalb derselben, wohin wahrscheinlich die Aethiopier die Zähne gebracht haben, welche von da zu Lande nach *Elephantine* geschafft werden mußten. Der Name *Phil* bedeutet in allen orientalischen Sprachen den Elephanten oder das Elfenbein; beide Städte heißen mithin Elfenbeinstädte, weil daselbst die Niederlagen waren. *Herodot* und *Hesiod* verstehen unter Elephant auch Elfenbein, indem



10. sie es zersägen, dreheln, färben und auf manchfaltige Art ver-  
 hrifti arbeiten ließen, also 800—900 Jahr vor Christus. Die Phö-  
 salem nicier haben diesen Handel vermittelt, und ihre Waare ohne  
 Ele- Zweifel aus Africa, aus dem Lande Ophir oder Mosambik ge-  
 31. holt: denn aus Indien durch Persien bekamen sie dieselbe nicht,  
 dem weil die Perser unter Darius Hystaspis, 522 Jahre vor unserer  
 son- Zeitrechnung, mit Indien ganz unbekannt waren, dort auch die  
 ische Elephanten nur südlich der großen Gebirgskette vorkommen,  
 aste keine so großen Zähne haben und auch nicht deshalb gefangen  
 werden.

Das Elfenbein war in Griechenland gemein, und wurde  
 und von den größten Künstlern, selbst von Phidias, zu den nackten  
 zäh- Theilen ihrer colossalen Statuen verwendet, ebenso in Rom, wo  
 hen man es ohne Zweifel von Carthago bekam. Die Zeitgenossen  
 hr- des Pericles bewunderten die Pallas und den olympischen Ju-  
 das piter im Parthenon aus Elfenbein, ohne einen Begriff vom Thier  
 zu in- haben. Bey Herodot bezeichnet der Name Elephas wirk-  
 end lich das Thier, welches im westlichen und waldigen Libyen mit  
 oße Löwen, Bären, gehörnten Eseln, Pavianen und ungeheuren  
 er, Schlangen vorkomme (IV. Cap. 191.), also in der jehigen Bar-  
 sie baren, wo es keine mehr gibt.

Xerxes hat keine Kriegselephanten nach Griechenland ge-  
 und bracht, ein Beweis, daß er keine gehabt hat und mit In-  
 elt dien nicht in Verbindung stand (480 Jahr vor unserer Zeit-  
 ch rechnung).

Etesias, der Leibarzt von Artaxerxes Mnemon (405 vor  
 Christus), war der erste Grieche, welcher den Elephanten aus  
 eigener Ansicht beschrieb, und zwar zu Babylon, wohin wahr-  
 n scheinlich einer aus Indien als ein Geschenk gekommen war.  
 Er hat zuerst das Märchen verbreitet, daß der Elephant keine  
 Gelenke in den Beinen habe, und deshalb stehend schlafen müsse,  
 weil er sich weder legen noch aufstehen könne, was aber schon  
 Aristoteles widerlegt hat. Etesias erzählt ferner, er habe  
 gehört, daß vor dem Heere des Königs von Indien 1000 Ele-  
 phanten voraus und 3000 hinterher giengen, welche nöthigen-  
 falls als Mauerbrecher gebraucht würden. Eine solche ungeheure



Zahl von Elephanten ist aber wohl nie bey einem Heere gewesen, und wäre auch wohl schwer zu ernähren.

Die ersten Elephanten, welche geschichtlich in einer Schlacht vorkommen, sind die des Darius bey Arbela gegen Alexander den Großen (331 vor Christus). Es waren aber nicht mehr als 15. (Arrian, Exped. Alex. III. c. 9. 11., c. 11. 6., c. 15. 11. 16.) Sie waren ohne Zweifel der Kern von allen Kriegselephanten, welche sich von nun an nach der westlichen Welt bis an die Pyrenäen verbreiteten, und darunter wahrscheinlich diejenigen, woran Aristoteles seine Beobachtungen angestellt hat, woraus auch hervorgeht, daß sein Buch erst in den letzten Jahren seines Lebens fertig geworden ist: denn die Schlacht bey Arbela fiel erst 8 Jahre vor dem Tode des Aristoteles vor, und Alexanders Feldzug nach Indien, wo er in der Schlacht gegen Porus an 200 Elephanten bekam, nur 4 Jahre vorher (327 vor Christus). Ohne Zweifel schickte Alexander dem Aristoteles Elephanten von der Schlacht bey Arbela, welche derselbe sehr wohl in einem Thiergarten halten, beobachten und gelegentlich anatomieren konnte, da er von Alexander 800 Talente bekam, und einige Tausend Menschen, als: Jäger, Fischer, Bogenssteller u.s.w., Geschenke, welche nur ein Fürst machen kann, dem die Schätze der Welt zu Gebote stehen.

Von nun an sind die Elephanten beynähe 300 Jahre hindurch in den endlosen Kriegen gebraucht worden, welche um die Weltherrschaft geführt wurden, bis die Römer endlich allein siegreich auf dem Kampfsplatze blieben; zuerst von den Nachfolgern Alexanders in Macedonien, Epirus, dann von den Carthagern und endlich von den Römern. Man putzte sie mit prächtigen Purpurdecken, setzte Thürme oder vielmehr nur Brustwehren darauf, und barein 3 Bogenschützen, außer dem Führer auf dem Halse. Damit die Elephanten im Schrecken und in der Verwirrung nicht das eigene Heer zertraten, gab Hasdrubal dem Führer, der allgemein der Indier (Indus) hieß, einen Meißel mit einem Hammer, womit er den wildgewordenen Elephanten augenblicklich, durch einen Schlag in das Rückenmark hinter dem Kopfe, tödten konnte (Livius, Hist. L. 27. cap. 49.).



Fünzig Jahre lang nach Alexanders Tod bezog man Elephanten aus Indien. Eudamus bekam für 120 Elephanten, welche er dem Samenes nach Susa zuführte, 200 Talente (317 vor Chr.). Seleucus Nicator von Babylon und Bactrien erhandelte von einem indischen Fürsten, gegen Abtretung von Land, 500 Elephanten, womit er den Antigonus schlug. Auf den Münzen der Seleuciden steht man häufig Köpfe und ganze Figuren von Elephanten. Demetrius, der Sohn des letztern, verlor nachher 20 Elephanten in Macedonien gegen Pyrrhus (289 vor Chr.). Dieser führte dieselben (280 vor Chr.) nach Italien, wo sie, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, einen unglaublichen Schrecken in dem römischen Heere verbreiteten, und dessen Niederlage bewirkten. Dieses sind die einzigen indischen Elephanten, welche jemals zu einem Feldzug in Italien gebraucht wurden. Man nannte sie daselbst lucanische Ochsen (*boves Lucas*), nach ihrem Landungsplatze. In Syrien hatte man nach der Schlacht bey Ipsus (301 vor Chr.) noch 140 Jahr Elephanten; dann mußten sie, auf Befehl der Römer unter dem unmündigen Antiochus Eupator, getödtet werden, über welche Grausamkeit ein Laodiceer, Namens Leptines, so ergrimmete, daß er den Gesandten Octavius ermordete (163 vor Chr.). Das war ziemlich das Ende der indischen Elephanten im Westen, weil man durch Umwälzungen der Zwischenländer wieder ganz von Indien getrennt wurde. Die Ptolemäer (von 323—44 vor Chr.), Herrscher in Aegypten und Nebenbuhler des mächtigen syrischen Reichs, kamen daher auf den Gedanken, äthiopische zu zähmen. Ptolemäus Philadelphus (285 vor Chr.) schickte daher ein Geschwader dahin, und ließ an der Ostküste von Africa mehrere Niederlassungen gründen, von welchen aus man mit den durch freundliche Begegnung gewonnenen Eingeborenen in das Innere auf die Elephanten-Jagd gieng, und dieselben wahrscheinlich zu Schiffe nach Aegypten brachte. Ptolemäus Evergetes (247 vor Chr.) hat besondern Fleiß auf die Abrichtung der Elephanten zum Kriege gewendet; unter seinem Nachfolger aber, Philopator, machte man unangenehme Entdeckungen, daß diese Mühe vergeblich war, indem die äthiopischen Elephanten gegen die indi-



schen nicht Etich hielten. Die Schlacht Philopators gegen Antiochus den Großen von Syrien bey Raphia (217 vor Ehr.) wäre wegen dieses Umstandes beynahel verloren gegangen. Die äthiopischen konnten den Geruch der indischen nicht ertragen, und ließen sich daher gar nicht auf den Kampf ein.

Die Carthager richteten mauritanische Elephanten zum Krieg ab, wozu sie wahrscheinlich durch die sicilischen Feldzüge des Pyrrhus veranlaßt wurden. Sie machten davon glänzenden Gebrauch in der Schlacht, wo Regulus gefangen wurde. Die Elephanten durchbrachen das Fußvolk, und zertraten einen großen Theil des römischen Heeres, wodurch die römischen Soldaten so muthlos wurden, daß sie in Sicilien zwey Jahre lang es nicht wagten, sich mit dem Hasdrubal und seinen 140 Elephanten zu messen. Dennoch gelang es ihrem Feldherrn, C. Metellus, die meisten derselben zu fangen und nach Rom zu führen, wo er sie von Tagelöhnern mit stumpfen Spießen durch den Circus treiben ließ, um seinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenstand ihrer Furcht bezubringen. Die Elephanten leisteten übrigens den Carthagern ausgezeichnete Dienste den ganzen Zeitraum der drey punischen Kriege hindurch, in Africa, Sicilien, Spanien und Italien, besonders weil ihre Gegner keine ähnliche Waffe entgegen zu setzen hatten. Gegen Menschen waren sie tapfer, nur nicht gegen indische Elephanten. Der römische Feldherr Demitius hielt seine mauritanischen Elephanten im Hintertreffen bey Magnesia gegen Antiochus den Großen, weil er indische Elephanten hatte (190 vor Ehr.). Jugurtha und Zuba in Mauritien hatten die letzten Elephanten, welche noch gegen Julius Cäsar Dienste thaten, und zwar an der Zahl 90; sie wurden aber von den römischen Soldaten besiegt.

Die Römer bräuchten überhaupt die Elephanten wenig im Kriege, und seit den letzten Zeiten der Republik bloß zu den Kampfspielen des Circus, wo viele zu Grunde giengen, was vielleicht selbst auf die Ausrottung im Norden des Atlas Einfluß gehabt hat; indessen gab es daselbst im dritten Jahrhundert noch Elephanten, und Gordian ließ einen solchen mit einem Stier zu Rom kämpfen. Diese Elephanten scheinen den indischen an Ge-

lehrig  
mit d  
und a  
der d  
ihre Z  
auf,  
nicht  
Chara  
Polster  
nahme  
dächtig  
Sitte  
weiße  
über  
Sie w  
einzel  
einige  
und n  
Eleph  
Z  
ten Jo  
liothek  
Z  
länder  
von P  
(Phil.  
von Z  
du B  
Skele  
Oss. f  
Z  
fi  
wohl  
in der  
nur w  
Menge



Lehrigkeit nicht nachgestanden zu haben; sie lernten die Buchstaben mit dem Griffel zeichnen, auf einem schräg gespannten Seil auf und ab gehen; ihrer vier trugen auf einer Sänfte einen fünften, der den Kranken vorstellte. Dem Germanicus war es gelungen, ihre Zucht in Italien zu bewirken, und solche führten einen Tanz auf, paarweise geordnet und männlich und weiblich angepußt, nicht bloß nach dem Tacte, sondern mit Bewegungen, die dem Character der Musik angemessen waren; sie lagerten sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel, und nahmen aus goldenen oder silbernen Bechern und Schüsseln bedächtlich ihre Mahlzeit ein, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes. Man hatte auch zur Zeit des Horaz weiße Elephanten, welche ohne Zweifel aus Indien zur See über Alexandrien eingeführt oder als Geschenke geschickt wurden. Sie wurden endlich auch in Rom auf Münzen geprägt, bald einzeln, bald gepaart vor Wägen. Nach Julius Cäsar hört man einige Jahrhunderte hindurch nichts mehr von Kriegselephanten, und nur Didius Julianus (193) suchte in der Noth Spiel-Elephanten zum Kriege abzurichten.

In Persien dagegen führte man noch im vierten und sechsten Jahrhundert Elephanten gegen die Römer. Jüdische Bibliothek I. S. 2. 1820. S. 129.

Der Elephant wurde häufig anatomiert. Zuerst von dem Ir-länder A. Meulens (Anat. of the Elephant 1682. 8.). Dann von Perrault (Mém. ac. III. 3. 1696. p. 91.); von P. Blair (Phil. Trans. 1710. Nro. 326. Baddam, Abr. V. p. 274.); von Leeuwenhoek (Phil. Trans. 1712. Nro. 336.); J. G. du Bernoy (Commentar. petrop. II. 1740.). Schädel und Skelete bey Camper Elephant; Cuvier (Ann. Mus. VIII. 155. Oss. foss. I. 7.); D'Alton, Pachydermen tab. I. 2.

#### Versteinerte Elephanten (*E. primigenius*)

findet man in der ganzen Welt, in allen Climates, sowohl den heißen, als den gemäßigten und den kältesten, selbst in der Nähe des Polarkreises, im aufgeschwemmten Lande, nur wenige Schuh unter der Erde, und zwar in solcher Menge, daß sie gegenwärtig zu den gemeinsten Versteinerungen



gehören. Man findet an manchen Orten ganze Duzende von Hautzähnen beyfammen, als wenn sie von Menschenhänden wären auf einen Haufen gelegt worden. Vielleicht ziehen sich diese Thiere in Höhlen oder an abgelegene Plätze zurück, wann sie ihren Tod nahe fühlen: jedoch hat man darüber keine Beobachtungen, weder in Indien noch in Africa. Vor Zeiten, ja noch vor 100 Jahren, hat man sie für Riesenknochen gehalten und ein großes Aufsehen davon erhoben, was sie auch in diesem Sinne mit Recht verdienten. Am wichtigsten sind sie für Sibirien, wo sie Mammont heißen (nicht Mammuth), weil sie daselbst in großer Menge vorkommen und die ungeheuern Hauer noch so gut erhalten sind, daß man sie, wie anderes Elfenbein, verarbeiten kann. Sibirien liefert vielleicht eben so viel Elfenbein in den Handel, als Africa, obschon daselbst schon seit Jahrtausenden keine Elephanten mehr leben. Was aber noch merkwürdiger als die Menge ist, das ist die Art des Vorkommens dieser Knochen.

Im Lande der Ostiaken, Jakuten, Tungusen, Samojedern, Buräten, in der Nachbarschaft der Flüsse Dby, Jenisei, Lena u. s. w., vom 55.° an bis zum 70. oder aus Eismeer, findet man oft, bey dem Aufstauen des Eises in sandigen Gegenden, in Höhlen und an Ufern ungeheure Zähne, oft sammt den Riefen und dem ganzen Skelet, nicht selten noch blutig und von Fleisch umgeben. Die Einwohner nennen das Thier Mammont, und sagen, es lebe unter der Erde und stoße dieselbe mit seinen Hörnern oder Zähnen vor sich her, sey ungeheuer groß, 4 bis 5 Ellen hoch und 9 lang, grau, habe einen langen und breiten Kopf, den es bey seinen unterirdischen Wanderungen bald ausstreckte, bald zurückziehe; die Füße seyen wie bey dem Bären. Es suche seine Nahrung im Schlamm; wenn es aber in Sandboden komme, so falle es beständig ein, könne die Füße nicht mehr herausziehen und müsse sterben; ebenso wenn es an die Luft komme, und daher finde man es meistens an den höchsten Ufern, wo es zufällig bey seinem Wählen aus den Wänden herausgerathe. Es gebe Zähne, welche 200 Pfund schwer seyen. Man treibt damit großen Handel, nicht bloß durch ganz Rußland,



sondern auch nach Georgien, Persien, die Türkey, die Tatarey und selbst bis China, wo man allerley Schnitzwerk daraus macht. Der Zoll von diesen und den Walrosz-Zähnen in Moskau, soll jährlich 80,000 Rabel (120,000 Reichsthaler) dem Schatze des Kaisers eintragen, weil dieses Elfenbein das indische an Schönheit und Weiße übertrifft. Isbrand Ides, Gesandtschaftsreise nach China, im Jahr 1692. 1707. Cap. 6 und 20.

Pallas gibt von diesen Knochen umständliche Berichte in den Abhandlungen der Petersburger Academie. *Novi commentar.* XIII. 1768. 436. XVII. 1772. 576. Er hat im Jahr 1772 in den kältesten Gegenden Sibiriens unter der Erde Nashörner gefunden mit Fleisch, Haut und Haaren, und im Jahr 1806 erfuhr der Reisende Adams zu Jakuzk, daß man am Ausfluß des Lena ins Eismeer ein Mammont, ebenfalls mit Fleisch, Haut und Haaren bemerkt habe (*Journal du Nord. Pétersbourg* 1807, und daraus in den Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, October 1807. Nr. 130. *Geographische Ephemeriden von Weimar*, 1808, S. 258—276.).

Er reiste deshalb am 7. Juny ab, um diese kostbaren Ueberbleibsel zu retten, kam am 16. in dem Städtchen Schogansk an, am Ende des Monats in Kumat-Surka, wo 40—50 tungussische Familien wohnen. Daselbst schloß sich das Haupt der Tungusen, Ossip Schumachof, welcher das Thier entdeckt hatte, und dem der Boden gehörte, ein Kaufmann mit Namen Besskoff, an ihn an. Sie reisten am Ende des Sommers mit seinem Jäger, 3 Cosaken und 10 Tungusen in Rennthierschlitten weiter, und kamen nach 2 Tagen am Eismeer an, wo sie am rechten Ufer des Lena, auf der Halbinsel Tamud, ihre Zelte aufschlugen, nur einige Hundert Schritt von dem Thier. Im Jahr 1799 besuchte Schumachof diese Gegend nebst seiner Frau, um Mammontszähne zu suchen, wobey er in einer Masse Eis einen unförmlichen Block bemerkte, der nicht wie ein Hausen stühendes Holz ausah, das man gewöhnlich daselbst findet. Er stieg ab, kletterte auf einen Felsen, um ihn besser zu sehen, konnte aber nicht erkennen, was es war. Im Jahr darauf entdeckte er da-



selbst das Knochengeriist eines Walrosses, und der Block war mehr frey von Eis; am Ende des nächsten Sommers zeigte sich endlich die Seite des ganzen Thiers und ein Hanzahn ganz aus dem Eis. Einige alte Leute erzählten aber, sie hätten von ihren Vätern gehört, daß man ehimals auf derselben Halbinsel ein ähnliches Ungeheuer gesehen habe, und bald darauf sey die ganze Familie dessen, der es gesehen, ausgestorben. Das erschreckte das Haupt der Tungusen dermaßen, daß er krank wurde. Nach seiner Wiederherstellung reizten ihn doch die ungeheuern Hauer so sehr, daß er sich entschloß, dieselben zu bekommen. Allein der kalte Sommer ließ es nicht zu. Erst am Ende des fünften Jahrs wurden seine Wünsche erfüllt. Das Eis zwischen dem Land und dem Mammont war geschmolzen, und das Thier rutschte herunter gegen das Land und blieb auf einer Sandbank liegen. Im März 1804 sägte er ihm beide Zähne ab, und vertauschte sie gegen Waaren für 50 Rubel.

Adams traf nun 2 Jahre später das Thier auf derselben Stelle, aber ganz verstümmelt, weil die Jakuten das Fleisch abgerissen hatten, um es ihren Hunden zu geben; dasselbe thaten die weißen Bären, Wölfe, Vielfraße und Füchse, welche ihre Höhlen in der Nähe hatten. Das Skelet war aber noch ganz, mit Ausnahme eines Vorderfußes. Der Kopf war mit einer trockenen Haut bedeckt, ein Ohr gut erhalten und mit einem Busch borstenartiger Haare bedeckt; auch die Augen noch erhalten, ebenso das Hirn; die Spitze der Unterlippe war aber zernagt; die Füße, mit Haut bedeckt, hatten noch ihre Sohle. Schumachof sagte: es sey sehr dick und gut genährt gewesen; der Bauch hieng ihm bis an die Knie. Dieses Mammont war ein Männchen mit einer langen Mähne am Halse, aber ohne Schwanz und Rüssel. Von der Haut des Leibes war  $\frac{3}{4}$  übrig, dunkelgrau, mit röthlichen Haaren bedeckt, und schwarzen Borsten, dicker als Rosshaar. Die Höhe des Skelets beträgt 9 par. Schuh, die Länge bis zum Steißbein 7, die Hauer 9, und jeder wog 175 Pfund; der Kopf allein 400. Adams sonderte die Haut ab, und 10 Personen waren kaum im Stande, sie von der Stelle zu bringen; aus dem Boden ließ er die Haare sammeln, und bekam über



35 Pfund. Es wurde alles nach Petersburg geschickt, wo es freylich auf einem Wege von 1200 Meilen so gelitten hat, daß an der Haut selbst kein Haar mehr ist. In der Gegend umher lagen noch eine Menge Hauer, nebst ungeheuern Stämmen von Holz, welche auf den sibirischen Flüssen hieher geschwemmt werden. Die Hauer sind viel mehr gekrümmt, als bey den lebenden Elephanten, ja es gibt dergleichen, welche  $\frac{3}{4}$  eines Kreises vorstellen, und in Jakutsk hat er einen gesehen, der 21 Schuh lang war und 280 Pfund wog. Das Thier ist auf dem ganzen Leibe sehr dick mit Haaren bedeckt, und hat auf dem Halse eine lange Mähne, wie seine Reisegefährten versichern; er selbst aber hat noch am Kopfe, an den Ohren und am Halse Haare entdeckt, eine Arschine lang (26 Zoll 8 Linien). Die Haare, womit das Thier bekleidet und gegen Kälte geschützt ist, deuten darauf, daß es in der Gegend gelebt hat.

Adams schiffte sodann mit dem Thier den Lena herauf und schickte sodann alles nach Petersburg. Er bekam von der Academie für Reisekosten und Belohnung 8000 Rubel, und wurde Professor in Moskau.

Liljesius beschreibt diese Ueberreste genauer, und bildet dieselben ab in den Petersburger Abhandlungen, *Mém. Ac. de Pétersbourg* V. 1812. 479. tab. 10. 11.

Von diesen versteinerten Elephanten hat Cuvier alle Fundorte gesammelt, *Ann. Mus.* VIII. 1806. 1. Sie stehen dem indischen am nächsten, und unterscheiden sich von ihm vorzüglich durch zahlreichere und dünnere Blätter in den Backenzähnen.

Solche Versteinerungen finden sich viele abgebildet. Breynius, *Phil. Trans.* 40. 446. tab. 1. 2. Camper, *Elephant* 1802. Cuvier, *Ann. Mus.* VIII. 149. tab. 2. 4. 5. 6. 8. tab. 4. *Oss. foss.* I. 75. D'Alton, *Pachyd.* 2.

Den Behemoth, welchen Hiob, Cap. 40, als ein außerordentlich starkes Thier schildert, das Heu fresse wie ein Ochse, den Schwanz wie eine Ceder ausstrecke, eisenveste Gebeine habe, Kräuter auf Bergen fresse, während andere Thiere daselbst spielen, gern in Schatten, Rohr und Schlamm verborgen liege, viel



fause, und sich nicht vor dem Wasser fürchte, sich auch nicht seine Nase mit Stricken durchbohren lasse u. s. w., halten die meisten gelehrten Theologen für den Elephanten, so Franzius (Hist. an. sacra. 1633. p. 31.), Michaelis, Schoder (Hierozoicon I. 1784. 8. p. 1.); auch der Reisende Bruce; andere für den Mammont, was dasselbe wäre, wenn sie ihn nicht für einerley hielten mit dem Walros, welches bekanntlich nur im höchsten Norden lebt, wie Avril (Voyages 1694. 4. III. 95.), L. Langius (Reise nach China 1715, deutsch: das veränderte Rußland 1721.); andere für das Flußpferd, wie Bochart (Hierozoicon 1663. II. Fol. 753.); andere sogar für den Manati oder eigentlich Dujong, wie Hasäus, Professor zu Bremen (Dissert. nona. 1731. 587.). Wahrscheinlicher ist die Vermuthung, welche er zuerst aufstellte, daß das Tachasch, mit dessen Fell der Tachbarnakel bedeckt wurde, und aus dem man viele Jahre haltende Schuhe machte, der Manati aus dem rothen Meer oder der Dujong ist.

b) Am Ohio in Nordamerica entdeckte man schon vor 100 Jahren Knochen von einem Thier eben so groß als der Elephant, und von demselben Bau, auch mit Hauern, aber mit Backenzähnen, welche viele dicke Spitzen hatten, woraus man schloß, daß das Thier fleischfressend gewesen sey.

1) Man nannte es daher fleischfressenden Elephant und Ohiothier (*Mastodon giganteum*, *Animal incognitum*). Beym Abkauen der Zahnspitzen entstehen elliptische Figuren.

Später hat man seine Ueberbleibsel an den entferntesten Orten von Nordamerica entdeckt, und zwar die Knochen so gut erhalten und so nahe beysammen gefunden, daß man ganze Skelete davon machen konnte; auch hat man Zähne in Sibirien gefunden. Mather, *Phil. Trans.* XXIX. 1712. 62. Collinson, *ibid.* 57. pag. 464. W. Hunter, *Phil. Trans.* 58. 1767. 42. Buffon, *Suppl. V. tab.* 5. Peale, *Skeleton of the Mammoth* 1802; *Disquis. of the Mammoth* 1803. E. Home, *Phil. Trans.* 1801. 2. p. 319. *tab.* 21. 23. Cuvier, *Ann. Mus.* VIII. 270. *Oss. foss.* I. 205. *tab.* 1—4. Bonn, *Mastodonte* 1810. 8. *tab.* Kaup, *Oss. foss. Atlas* IV. *Zähne*



aus Sibirien haben abgebildet: Buffon, Epoques de la nat. 1775. tab. 1—3. Pallas, Nov. commentar. Petrop. XIII. 1777. 471. tab. 9. XVII. p. 576.

2) In ganz Europa, besonders in Frankreich und Italien, und auch in Deutschland kommt eine kleinere Gattung vor, mit schmalen Zähnen, welche durch Abkautung eine Zeichnung gleich einem Kleeblatt bekommen, und dadurch denen des Flusspferdes ähnlich werden (*Mastodon angustidens*). Die sogenannten Türkise von Simorre im südlichen Frankreich, unweit Auch, sind nichts anderes, als von Eisenkalk gefärbte Zähne dieses Thiers, welche im Feuer schön blau werden. Reaumur, Mém. act. 1715. 174. Knorr, Deliciae tab. 8. Kennedy, neue philos. Abhandl. von München IV. 1785. S. 1. Fig. Sömmerring, Münchner Denkschr. VII. 30. Taf. Cuvier, Ann. Mus. VIII. 401. tab. 1—4. Oss. foss. I. 250. tab. 1—4. D'Alton, Pachydermen tab. 3.

#### 4. G. Die Nashörner (*Rhinoceros*)

sind Thiere fast so groß wie der Elephant, haben aber keinen Rüssel und keine Hauer, dagegen ein oder zwey aus hornigen Fasern bestehende Hörner auf der Nase, lange aufrechte Ohren, und nur 3 Hufe an jedem Fuße.

Der Character liegt in den Ohren.

Sie finden sich bloß in Indien und im südlichen Africa. Es verhält sich mit der Kenntniß ihrer Lebensart ganz umgekehrt, als mit dem Elephanten, welche bey dem indischen bis aufs genaueste bekannt ist; bey dem africanischen fast gar nicht. Das Nashorn dagegen in diesem Lande ist vielfältig und in den meisten seiner Verhältnisse beobachtet worden, während man vom indischen nicht viel weiß, obschon es das einzige ist, welches schon einigemal in Europa herumgeführt worden. Sie haben fast eine ganz haarlose Haut, wälzen sich gern im Schlamm, wie die Schweine, und fressen nichts als Pflanzen. Sie haben alle je 7 Backenzähne, und die indischen noch in jedem Kiefer 2 ziemlich große, gegen einander stehende Vorderzähne, welche den africanischen fehlen. Ehmals kannte man nur ein indisches und ein africanisches; jenes mit einem, dieses mit 2 Hörnern, und selbst



diese beiden wollte man nur für eine Gattung ansehen, weil die Zahl der Hörner zufällig seyn könnte. Man unterschied sie aber schon zu den Zeiten der Römer, wie es sich aus den Epigrammen des Martials ergibt \*):

Das Nashorn.

1. Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führte das Nashorn  
Solcherley Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhieß.  
Wie in erbittertes Rasen entglühete stürmend das Unthier!  
Wie gewaltig durch's Horn, welchem ein Ball war der Stier!
2. Während bekümmerte Heher zum Kampfe aufreizen das Nashorn,  
Und lang sammelt den Born dieses gewaltige Thier,  
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfs voll großer  
Erwartung;  
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth:  
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären  
Leicht, wie die Docken der Stier wirft zu den Sternen empor.
3. Den du neulich erblickt auf des Herrn ausonischer Kampfbahn,  
Ich bin's, welchem der Stier eben zur Docke gebient.

Willmann.

Man hatte daher in Rom Nashörner aus Indien und Africa.

\*) De rhinocerote.

1. Praestitit exhibitus tota tibi, Caesar, arena,  
Quae non promisit, proella rhinoceros.  
O quam terribiles exarsit pronus in iras!  
Quantus erat cornu, cui pila taurus erat!

Martial de Spectac. 9.

2. Sollicitant pavidum dum rhinocerotam magistri,  
Seque diu magnae colligit ira ferarum;  
Desperabantur promissi proelia Martis:  
Sed tamen is rediit cognitus ante furor.  
Namque gravem gemino cornu sic extulit ursum,  
Jactat ut impositas taurus in astra pilas.

Ibid. 22.

3. Nuper in Ausonia domini spectatus arena  
Hic erit ille tibi, cui pila taurus erat.

Epigramm. XIV. 53.



Merkwürdig bleibt es immer, daß Aristoteles nichts vom Nashorn gewußt hat, woraus augenscheinlich hervorgeht, daß es in den Ländern, welche Alexander durchzogen, also bis an den Indus, nicht vorkommt: denn sonst würde er ihm gewiß solche merkwürdige Thiere zugeschickt haben, wie früher Elephanten. Doch ist es kaum zweifelhaft, daß sein indischer Esel mit einem Horn darunter verstanden werde (Lib. 2. cap. 2. 9.); das hat er aber auf jeden Fall nur dem Estesias nachgesagt. Noch merkwürdiger aber ist es, daß auch die Aegyptier dieses Thier nicht gekannt haben, obgleich es gewissermaßen in ihrer Nachbarschaft lebte, nemlich in Abyssinien. In keinem Tempel ist es abgebildet.

Der erste, welcher dieses Thiers erwähnt, ist Agatharchides, unter Ptolomäus Philometor (180 vor Ehr.); später Strabo, der selbst eines in Alexandrien gesehen hat, Plinius, Melian, Oypian u. a. Pausanias nennt sie äthiopische Ochsen, ein Name, der auch bey spätern Schriftstellern wieder vorkommt. So sagt Barthema (Bartoman) von Bologna: er habe (um das Jahr 1500) in der Stadt Zeila in Aethiopien Kühe gesehen, welche auf der Stirn ein einziges Horn hatten,  $1\frac{1}{2}$  Spannen lang; es sieht etwas mehr nach hinten als nach vorn; ihre Farbe ist braunroth. (Itinerario in Ramusio III. lib. II. cap. 15; deutsch: Bartoman 1508. Cap. 16.) Daher darf man sich nicht wundern, daß sie von Andern gehörnte Pferde und Esel genannt wurden, woraus dann das fabelhafte Einhorn (Monoceros) geworden ist.

Die arabischen Schriftsteller haben schon gewußt, daß es in Indien und Nubien gibt, und es unter dem Namen Carcand bezeichnet.

Nach Plinius brachte Pompejus zuerst (61 Jahr vor Christus) das Nashorn, mit einem einzigen Horn auf der Nase, wie man es übrigens oft gesehen habe, nach Rom zu den Spielen, nebst dem Luchs aus Gallien und dem Pavian aus Aethiopien. Das Nashorn sey der geborene Feind des Elephanten; es wehe das Horn an einem Stein und ziele im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wissend, daß er weicher ist; in



der Länge sey es ihm gleich, habe aber viel kürzere Beine und die Farbe des Buchsbaums. (Lib. VIII. cap. 20.)

In die Stadt Aduliton, der größte Handelsplatz der Troglodyten und Aethiopier, 5 Tagreisen zu Schiffe von Ptolemais, wird sehr viel Elfenbein, Hörner vom Nashorn, Leder vom Flusspferd, Schildkrott, Paviane und Slaven gebracht; auch sind in der Gegend große Elephanten-Jagden. Man finde schon bey Meroe Nashörner und Elephanten. (Lib. VI. cap. 29.)

Nach Dio Cassius (Lib. XV. 460.) sah man auch ein Nashorn bey dem Triumphe des Augustus über die Cleopatra; nach Martial unter Domitian; nach andern unter Antoninus Pius, Gordianus und Heliogabalus.

Von nun an folgt tiefes Stillschweigen über dieses Thier, und nur Marco Polo hat es im 13. Jahrhundert in Indien wieder gesehen, und zwar auf Klein-Java oder Sumatra. „Sie haben viele wilde Elephanten und Nashörner (Leoneorni), die viel kleiner sind, als jene, und in der Behaarung dem Büffel ähnlich; die Füße wie bey dem Elephanten. Sie haben ein Horn mitten auf der Stirn, thun aber damit niemanden etwas, sondern nur mit der Zunge und den Knien: denn sie haben auf der ersten einige lange Stacheln, und wenn sie jemanden angreifen wollen, so stoßen sie ihn mit dem Knie nieder, und schlagen dann mit der Zunge auf ihn los. Sie haben einen Kopf, wie das Wildschwein, und tragen denselben nieder, gegen die Erde gekehrt. Sie halten sich gern im Schlamm auf, und sind überhaupt rohe Bestien.“ Ramusio II. 52.

Isidor von Sevilla und Albertus Magnus (II. 1. XII.) wissen fast nichts mehr davon; sie vermischen es mit dem berühmten Einhorn. Das erste, welches man wieder in Europa sah, war zu Lissabon 1513, wo es der König Emmanuel aus Ostindien erhielt. Der Ruf davon erscholl durch alle Länder, und Albrecht Dürer gab zuerst einen Holzschnitt davon heraus, nach einer schlechten Abbildung, die ihm von Lissabon zugeschickt wurde. Es sieht aus, wie mit einer Schabracke bekleidet, und hat Schuppen an den Füßen, wie an einem Panzer; auch noch ein kleines Horn auf der Schulter. Dieser Holzschnitt



lief durch ganz Europa, und war fast 200 Jahre lang das einzige Bild, welches man von dem Thier hatte. Gesner hat es nachgebildet, und nichts weiter davon gesagt, als was bey den Alten vorkommt (p. 952).

Endlich gab Piso 1658 das Werk von Bontius, welcher viele Jahre als Arzt auf Java gelebt hat, mit einer etwas bessern Abbildung heraus, die Piso aus Indien erhalten hatte. Bontius gibt nur die Abbildung des Kopfes. Dieser sagt: Garcias ab Orto habe es zu Goa, wo er Leibarzt gewesen, nie gesehen, er aber wohl tausendmal, sowohl in einer Hütte eingeschlossen, als auch bisweilen auf dem Wege zur Waide in den Wäldern; er wolle es daher nach der Natur beschreiben, damit man die Fehler der Maler erkenne, welche es mit Schildern und Schuppen bedeckt vorstellen. Die Haut ist schwärzlich-grau, wie die des Elephanten und indischen Büffels, kahl oder nur mit wenigen Haaren besetzt, runzelig und mit Falten überzogen, welche ungefähr wie Schilder und Panzer aussehen; sie ist übrigens so dick, daß ein japanischer Säbel kaum einschneidet. Es hat eine Art Schweinsrüssel, der jedoch nicht so stumpf, sondern mehr spitzig ist, und über den Naslöchern steht das berühmte Horn, bald schwarz, bald grau, bisweilen weiß, und dann wird es viel theurer verkauft. Es ist fast so groß als der Elephant, aber wegen der kürzeren Füße nicht so ansehnlich. Seinem Naturell nach ist es unschädlich, gereizt aber sehr grausam, und wüthet nicht bloß gegen den Beleidiger, sondern gegen alles, was ihm in den Weg kommt; es wirft selbst Bäume mit ungeheurem Getrache nieder. Hat es einen Menschen niedergeworfen, so tödtet es ihn durch Lecken mit seiner rauhen Zunge, so daß es die Haut sammt dem Fleisch bis auf die Knochen abraspelt; daher frist es auch am liebsten dorniges Gesträuch.

Das Thier ist übrigens nicht fleischgierig, wie der Tiger; dennoch kann ich ein Beyspiel von der Wuth des gereizten Thiers mittheilen, welche es erst kürzlich an dem Secretär der Stadt Batavia ausgelassen hat. Er stieß auf einem Ritt, mit zwey andern, in den Wald, an einem sumpfigen Ort auf ein Nashorn mit seinem Jungen. Es stand auf, führte



langsam das Junge weiter in den Wald, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer seiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thier nachzureiten und ihm mit einem japanischen Säbel Hiebe auf den Hintern zu geben, die aber, wegen der dicken Haut, nur einige weiße Streifen zurück ließen. Das Thier ertrug sie geduldig, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war: dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zahnknirschen gegen den Reiter, und zerriß ihm einen Stiefel in Fetzen: und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht klüger gewesen wäre als der Leiter. Es sprang zurück und floh aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, Bäume und alles was ihm hinderlich war, mit fürchterlichem Gefrache niederschmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, gieng das Nashorn auf diese los, welche sich aber glücklicher Weise, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zween große Bäume, kaum 2 Schuh aus einander, flüchteten, wo das Thier, in seiner Dummheit, schlechterdings dazwischen hindurch wollte und dieselben, wie Rohr, zittern machte; indessen waren sie doch so dick, daß sie den Stößen seiner Stirn widerstanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel.

Was man von seiner Freundschaft mit dem Tiger sagt, scheint mir nur eine Heuchelei zu seyn: denn ein weibliches Nashorn, welches ein Junges hat, läßt den Tiger nicht neben sich hergehen: und als ich einmal aus der Stadt an den Fluß spazieren gieng, um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgerissen waren, ohne Zweifel von einem Tiger. Wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, so sehen sie einander immer mit schiefen Augen an, grunzen und blecken die Zähne, was sicher kein Zeichen von Freundschaft ist. Es heißt Abada auf Java. Hist. nat. Indiae, 1658. 50.

Nachher hat Charadin ein Nashorn in Spahan gesehen, und die erste gute Abbildung davon gegeben. Es hatte nur



ein Horn, und dennoch sagt er, der Schach habe es durch einen Gesandten aus Aethiopien zum Geschenke bekommen, wo man es zähme und zur Arbeit abrichte, wie die Elephanten. Es war so groß wie ein gewöhnlicher Ochse; die Haut dunkel graubraun, wie bey dem Elephanten, aber rauher und dicker, mit kleinen Knoten oder Verhärtungen bedeckt, den Schuppen der Schildkröten so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden kann. Sie macht 5 dicke Falten, ohne diejenige, welche von den Ohren ab um den Hals geht, wie eine Krause. Eine dieser Falten bedeckt die Schultern bis herunter zum Bauch; eine andere den ganzen Rücken und Bauch; drey andere die Schenkel, aber nach der Länge des Thiers gefaltet, nehmlich der Rand derselben um die Schenkel wagrecht herumlaufend, während der der vorigen senkrecht geht. Das Horn hat fast die Gestalt und Dicke eines Zuckerhuts von 2 Pfund, ist aber etwas nach hinten gebogen, graubraun, wie die Haut, und steht über den Naslöchern. Die Schnauze ist rund, und gebogen wie ein Adlerschnabel: dennoch die Oberlippe breit und flach. Vorn in den Kiefern stehen vier Zähne, zwey oben und unten [also wie bey dem indischen]; die Zunge ist kurz und dick; die Augen liegen weit unten, fast gerade hinter dem Mundwinkel; der Schwanz keinen Schuh lang, dünn, mit 8 oder 10 Knoten, wie ein Rosenkranz; die Füße kurz und dick, ohne sichtbare Gelenke, mit 3 Hufen. Man hielt das arme Thier so schlecht (weil ihm sein Wärter die Nahrung stahl), daß man, ungeachtet der Dicke seiner Haut, die Rippen zählen konnte.

Was man von seiner Feindschaft mit dem Elephanten erzählt, ist falsch; es stand hier mit zweyen Elephanten in dem nämlichen Stall, und oft hab ich sie beysammen auf dem Schloßplatze gesehen, ohne daß sie die geringste Abneigung gegen einander zeigten. Man behauptet auch, daß die indischen Fürsten sich deshalb Becher aus dem Horne machen ließen, weil er so gleich schwitze, wenn etwas Gift im Getränke ist, was aber auch unter die Fabeln gehört. *Voyages en Perse. 1711. 8. VIII. 131. tab. 40.*

Im Jahr 1685 kam ein Nashorn nach England und wurde



abgebildet; wieder eines 1739, welches Parson beschrieben hat; 1741 wieder eines ebendahin, und von da nach Holland und Paris, abgebildet von Albinus und Buffon; 1746 wahrscheinlich dasselbe nach Deutschland, von C. A. Bergen beschrieben; 1793 wieder eines nach Paris, anatomiert von Vic d'Azur; 1816 eines nach Deutschland, beschrieben und abgebildet von J. Wolf zu Nürnberg. Dieses sind ziemlich die Nashörner, welche lebendig nach Europa kamen. Sie stammten alle aus Indien, und es ist noch kein einziges aus Africa bey uns gesehen worden.

Man theilt die Nashörner in asiatische und africanische, zwischen welchen der merkwürdige Unterschied besteht, daß jene in jedem Kiefer zwey große Vorderzähne haben, welche diesen fehlen; außerdem im Zahnfleisch noch je zwey verkümmerte Vorderzähne, und zwar unten zwischen den großen, oben auswendig an denselben. Sonst sind alle einander sehr ähnlich in Gestalt und Größe, so daß man sie leicht für einerley Gattung halten könnte.

a. Indische Nashörner.

1) Das gemeine (Rh. unicornis, indicus)

wird gegen 12 Schuh lang und 7 hoch, ist fast haarlos; die graubraune Haut bildet senkrechte Falten um den Hals, eine vor und hinter der Schulter, eine vor der Hüfte, eine wagrechte um den Oberarm, eine auf dem Kreuz und eine oder zwey um den Schenkel; ein einziges Horn senkrecht auf der Nase, oft mehrere Schuh lang.

Dieses Thier lebt fast ausschließlich am westen Lande von Indien, am häufigsten in Bengalen, jenseits des Ganges, in Siam, Cochinchina, auch noch in China, und zwar in der Provinz Suchuen, in Wäldern und Sümpfen, in welchen es sich gern wälzet, wie die Schweine; es lebt einsam oder paarweise, schweift wenig herum, und bleibt oft stundenlang an demselben Platze stehen, ist überhaupt träg und stumpf, kann jedoch gereizt sehr in Zorn gebracht werden, und wird dann gefährlich, besonders durch das Horn, womit es den Leib durchbohrt. In Bezug auf seine Nahrung verhält es sich zum Elephanten, seinem nächsten Obern in der Größe, wie der Esel zum Pferd, frisst nehmlich



am liebsten harte Stauden, Disteln, Ginster, Sträucher u. dergl. Es soll dieselben mit der Oberlippe abreißen, fast wie der Elefant mit seinem Rüssel, obschon sie wenig verlängerbar ist. Es ist überhaupt ein friedliches Thier, und greift weder andere noch den Menschen an, wenn es nicht gereizt wird. Was Plinius von seiner Feindschaft mit dem Elephanten erzählt, hat er wahrscheinlich aus den Kämpfen zu Rom genommen, wo man sie dazu gezwungen hat.

Indessen ist seine Jagd gefährlich, weil, wegen der dicken, harten und ebenen Haut, kein Säbel und nicht leicht eine Kugel durchgeht. Die Jäger suchen es daher in seinen Sümpfen, während des Schlafs, unter dem Winde zu beschleichen, und ihm ganz in der Nähe einen Schuß neben dem Ohr zu geben, welches der einzige Ort ist, wo es tödtlich verwundet werden kann. Gervaise, Hist. nat. de Siam, 1688. pag. 35.

Aus der Haut macht man Panzer und Schilder, und sonst werden verschiedene Theile, wie das Blut, die Zähne, die Klauen und das Horn abergläubisch als Gegengift aufbewahrt. Das Fleisch wird, ungeachtet seiner Zähigkeit, hin und wieder gegessen. In Ostindien selbst wurde das Thier nie von einem Naturforscher gehörig beobachtet und in seiner Lebensart geschildert. Man hat davon nur abgerissene Stücke von einigen ältern Reisenden, die sie auch größtentheils nur von Hörensagen haben.

Am besten wurde eines von Dr. Parson in England beobachtet und beschrieben. Es war ein zweyjähriges Männchen, nicht größer als eine junge Kuh, welches Herr Cole, Vorsteher der Factorcy zu Patna in Bengalen, durch den Capitän Acton nach London geschickt hat, wo es gezeigt, beschrieben und abgebildet wurde. Sein Futter bestand in Reis, Zucker und Heu. Reis bekam es täglich 7 Pfund, mit 3 Pfund Zucker untermischt, in 3 Mahlzeiten vertheilt, und wöchentlich einen Bund Heu, nebst Grünem, das ihm oft gebracht wurde, weil es dasselbe lieber fraß, als sein trockenes Futter; es soff auch sehr viel Wasser.



Es war von stilkem Naturell und ließ sich überall angreifen: wurde es aber geschlagen, oder war es hungerig; so wurde es sehr zornig, ließ sich jedoch durch Darreichung des Futters besänftigen. Im Zorn lief es herum, sprang unglaublich hoch, und rannte, ungeachtet seiner Plumpheit, mit großer Wuth und Geschwindigkeit an die Wände, besonders des Morgens vor dem Fressen, so daß es in seiner Freyheit wohl ein wildes und unbändiges Thier seyn mag. Das Horn war noch nicht über 1 Zoll hoch. Die Unterlippe sieht wie bey einem Ochsen aus, die obere aber mehr wie die eines Pferdes, und es bedient sich auch derselben auf die nämliche Art, um das Heu aus der Raufe zu reißen, oder das Gras auf dem Boden zusammen zu lesen, jedoch mit dem Unterschiede, daß es dieselbe über 6 Zoll verlängern und zuspitzen, ja um einen Stock oder Finger legen und ihn damit festhalten kann; sie hat mithin einige Aehnlichkeit mit dem Rüssel des Elephanten. Die Zunge ist keineswegs rauh, daß es damit das Fleisch von den Knochen lecken könnte, sondern so weich wie eine Kalbszunge; es hat mir oft damit an der Hand gesogen; die Augen sind schläferig und verdroffen, in der Figur wie Schweinsaugen, werden selten ganz geöffnet, und stehen näher an der Nase, als bey irgend einem andern Thier; die Ohren groß, nach oben dünn, den Schweinsohren sehr ähnlich, doch ist ihre Wurzel dünn und kommt gleichsam aus einer Höhle hervor, die von einer Falte umgeben ist.

Der Hals ist sehr kurz, von zwey Falten umgeben; die erste von den Ohren an unten unterbrochen, und daselbst hängt ein hohler Lappen, in dessen nach vorn gerichteter Höhle eine Faust Platz hat; aus der Mitte der hintern Falte entspringt eine andere, welche schief nach vorn und oben gegen den Nacken läuft und hinter den Ohren endigt [ganz so, wie bey Charbins Exemplar, das aus Aethiopien seyn soll]. Die Schultern sind sehr dick und schwer. Hinter ihnen läuft eine Falte vom Rücken an herunter, und zieht sich dann vorwärts um den Schenkel herum. Der Rumpf ist sehr dick, besonders an den Seiten, fast wie bey einer trächtigen Kuh; der Rücken hinter dem Widerrist vertieft, das Kreuz höher als der Widerrist. Von ihm läuft eine

Falte  
plößlic  
auf de  
um de  
[alles  
Falten  
Benga  
der Li  
und b  
dick,  
breit,  
jedoch  
aber p  
Fecher  
einigen  
sem T  
einem  
mag f  
sogleic  
die H  
Falte  
Sie i  
überal  
Seiten  
Schul  
sehr  
gegen  
allein  
und n  
diesem  
2 Hö  
Ein  
dem  
mache



Falte herunter von den Hüften zu den Weichen, fällt dann plötzlich gegen den Schwanz ab, und hat eine Quersfalte oben auf den Lenden, eine in ihrer Mitte und endlich eine ganz unten um den Schenkel, welche sich vorn mit der Weichenfalte verbindet (alles haargenau, wie bey Charbins Nashorn, nur sind die Falten schwächer, weil das Thier noch jung war. Daß es aus Bengalen stammte, unterliegt, nach Parsons genauer Angabe der Lieferanten, keinem Zweifel]. Der Wanst hängt tief herab, und berührt fast den Boden. Schwanz 18 Zoll lang, und nicht dick, gegen das Ende fast wie eine Schnur, aber an der Spitze breit, mit wenigen schwarzen, starken aber kurzen Haaren, welche jedoch bey Alten 1 Schuh so lang und dick werden wie ein Draht, aber platt, und nur an den Seiten stehend, so daß sie eine Art Fächer bilden. Sonst ist die ganze Haut ohne Haare, außer einigen wenigen am Hinterrande der Ohren. Ich habe an diesem Thiere als eine besondere Eigenschaft bemerkt, daß es bey einem Geräusch oder Getöse auf der Gasse sogleich horchte: es mag fressen, schlafen oder sonst etwas vorhaben, so unterläßt es sogleich alles, und hebt den Kopf mit großer Aufmerksamkeit in die Höhe, bis das Geräusch vorbey ist.

Die Haut ist dick und undurchdringlich; wenn man eine Falte anfaßt, so fühlt sie sich wie ein halbzoll dickes Brett an. Sie ist über und über mit einer harten Rinde bedeckt, welche überall erhöhte Scheiben bildet, wie Grind, oben klein, an den Seiten aber und gegen den Bauch größer, am größten auf den Schultern, Hinterbacken und Füßen. Man hat diese Erhöhungen sehr mit Unrecht Schuppen genannt. Zwischen den Falten dagegen ist die Haut glatt und weich, und diese Stellen sind es allein, wodurch das Thier in Stand gesetzt wird, sich zu biegen und wenden. 1741 kam ein Weibchen nach England, welches diesem ganz gleich war, und auch ein Horn hatte.

Es ist wohl entschieden, daß es in Africa Nashörner mit 2 Hörnern gibt, und daß dergleichen in Rom gewesen sind. Ein solches steht auf einer Münze von Domitian, und auf dem Fußboden zu Präneste, welchen der Dictator Sulla hat machen lassen. Auch sagt Pausanias (XI. 21.) ganz aus-



drücklich: Die Nashörner in Aethiopien haben ein Horn vorn auf der Nase, und etwas weiter oben ein anderes, allerdings kein großes; auf dem Kopf aber durchaus keines. Phil. Trans. 42. 1743, deutsch von Huth, natürliche Historie des Nashorns. 1747. T. 1—3. Das Thier von der Seite, und schräg von vorn und hinten.

Dasjenige, welches 1742 zu Paris gewesen, war ein Weibchen von 11 Jahren, nur 5 Schuh hoch, 10 lang, Schwanz 2 Schuh, Ohren 1, das Horn 1, Umfang an der Wurzel 1, Umfang des Leibes  $10\frac{1}{2}$ , der Wanst nur  $1\frac{1}{2}$  von der Erde. Es gibt Hörner 4 Schuh lang, kegelförmig, spitzig und schwach nach hinten gebogen, grünlichschwarz; sie bestehen aus derselben Substanz, wie beym Rind, aber aus hohlen Längesfasern zusammengesetzt, welche an manchen Stellen hervorstechen wie eine Bürste, was bey den Kindern keineswegs der Fall ist; 2 Euter in den Weichen.

Von dem, welches 1746 in Deutschland war, und von Bergen zu Frankfurt an der Oder beschrieben wurde, erfahren wir nichts, als daß es vom Nashornvogel verschieden sey, daß es ein Weibchen gewesen, mit  $1\frac{1}{2}$  Schuh hohem Horn; daß der Mist dem des Pferdes gleiche, daß es  $\frac{1}{4}$  länger als ein Ochse gewesen, nach Aussage der Wärter aber nicht wiederkäue, und daß seine Stimme nicht einem Grunzen, sondern vielmehr dem Plärren einer Kuh gleiche, welche ihr Kalb rufet. *Oratio de Rhinocero* 1746.

Im Jahr 1793 erkrankte ein männliches zu Versailles. Es trug schon die Zeichen des eintretenden Alters an sich, und war doch bey seinem Tode erst 25 Jahre alt, so daß man bey diesen Thieren kein hohes Alter vermuthen kann. Cuvier hat es einige Jahre nachher, ohne Zweifel nach dem ausgestopften Balg, beschrieben.

Die Länge des Leibes 9 Schuh, die Höhe  $4\frac{1}{2}$ , der Umfang  $11\frac{1}{2}$ , der Kopf 2 lang und  $1\frac{1}{2}$  hoch, Ohren 10 Zoll, das Auge nur 1, Naslöcher 3, Füße 8 dick, Schwanz 2 Schuh lang. Das Horn so abgeweht, daß nichts mehr übrig war als die Wurzel, 1 Zoll hoch, 8 breit. Bey dieser Gattung sieht es



vest und unbeweglich auf den Nasenbeinen, welche deshalb eine ganz unebene Oberfläche haben, bey der africanischen dagegen glatt sind, so daß sich die Haut und das daran befindliche Horn bewegen kann. Die Hautfalten sind es vorzüglich, welche diesen Thieren ein so sonderbares Ansehen geben. Die um den Hals springen am meisten vor. Bey diesem Stück geht eine vom Ohr zum Winkel des Unterkiefers; eine kleinere hängt unter der Kehle, und endlich läuft eine große ganz um den Hals herum, wie ein Kragen; dann noch eine, von welcher ein Ast schief auf die Schulter steigt; noch eine kleine bildet einen Triangel mit diesem Ast und der Hauptfalte. Auf dem Rumpfe zeigen sich zwey sehr große, wie Gürtel; eine hinter der Schulter, die andere vor den Schenkeln; ferner eine Quersfalte auf den Lenden von der Schwanzwurzel aus, und eine schiefe, welche vom Knie gegen den Schwanz heraufsteigt; endlich eine um das Knie herum.

Die Haut ist noch viel härter und trockener als bey dem Elephanten, dunkelgraubraun, und überall mit kleinen Erhöhungen bedeckt, von der Dicke und Größe einer Münze; sie sind in den Abbildungen meistens übertrieben worden, und haben daher die Gestalt von Schuppen, Schilbern und Panzern bekommen. Nirgends Haare, außer am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes. Die Hufe viel größer als bey dem Elephanten. Die großen Vorderzähne schleifen sich gegen einander an den Spitzen ab.

Es ist bekannt, daß das Nashorn immer unbändig bleibt, und eine gleichgültige Rohheit zeigt, wie die Schweine. Dieses Stück hat zwey junge Leute, die unklugerweise in seinen Pferch gegangen sind, getödtet. Seine Stimme gleicht ziemlich dem Grunzen des Schweins, und ist nicht stark; im Zorn aber stößt es gellende Töne aus, die man weit hört. Es fraß täglich  $1\frac{1}{2}$  Centner; sein Mist gleich dem des Pferdes, war aber viel dicker und trockener. Es hatte einen tiefen Schlaf. Dieses Thier wurde von Mertrud und Vie d'Azyr anatomiert. Das Wichtigere davon theilt hier Cuvier mit. Der Blinddarm war 2 Schuh lang, 5 dick. Menagerie du Muséum 1801. Fol. Fig.



Im Jahr 1801 starb zu London ein dreyjähriges Männchen aus Ostindien, welches nach Wien bestimmt war, an Lungenentzündung. Es war kaum so hoch als eine zweyjährige Kalbe, aber die Dicke des Leibes betrug mehr als die Länge. Das Horn begann erst sich zu zeigen. Die Haut, wie bekannt, sehr hart und höckerig, unten glatter und leicht einzuschneiden. Es liegt viel lockeres Zellgewebe darunter, so daß sie sich, ungeachtet ihrer Steifigkeit, leicht über den Leib hin- und herschieben kann; der Hautmuskel fehlt, und ist auch nicht nöthig, da Insecten nicht einstecken können. Bey einem 5 Jahr alten waren, nebst den zwey größern Vorderzähnen, noch zwey kleinere an der Seite der untern; hier aber waren überall nur zwey vorhanden und weit aus einander; Backenzähne erst vier. Der Magen und die Därme wie beym Pferd, nur der Blinddarm größer; die Dünndärme außerordentlich kurz; keine Gallenblase. Injectionen in die Nieren-Arterie giengen ungewöhnlich leicht in den Harnleiter über, und umgekehrt aus diesem in die Arterie und Vene. Das Auge wird genauer beschrieben und abgebildet. Auf der Ueberfahrt wurde es ganz zahm, zeigte aber gegen seine Wärter nicht die geringste Zuneigung, war auch nicht leicht böß zu machen, und zeigte bey allen Vorfällen eine vollkommene Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Es wurde mit Heu und Haber gefüttert, bekam auch Erdäpfel und Grünes, und fraß mehr als drey arbeitende Pferde. Uebrigens war es gesund, bis einige Tage vor seinem Tode. L. Thomas, Phil. Trans. 1801. 145. tab. 3.

1815 war wieder ein junges Männchen zu Paris, 7 Schuh lang, 4 Schuh 10 Zoll hoch, mit ziemlich glatter Haut, ohne schuppenartige Erhöhung; an einigen Stellen, wie auf dem Kopf und auf den Schenkeln, waren die Papillen so verlängert, daß sie wie hornige Fäden aussahen; sie standen gedrängt an einander. Fr. Cuvier, Mammiferes Cah. XIII. et XIV. 1820. tab. 1. 2.

Das Stück, welches 1816 in Deutschland herumgeführt wurde, war ein Männchen,  $10\frac{1}{2}$  Schuh lang und 5 hoch, Länge des Kopfs  $2\frac{1}{2}$ . Es fraß gelbe Rüben und Kleyen, die man

ihm  
4. La  
logisch  
alt,  
Gewie  
Hügel  
zeit i  
Es tu  
3 Sch  
saugt.  
der P  
10 3  
4 Zoll  
wachs  
welch  
Stadt  
Hod  
  
so da  
oder  
breite  
man  
Haar  
Die  
als d  
2 lan  
unter  
vorra  
welch  
1824  
ergib  
veste  
artig  
D



ihm aufs Heu streute. J. Wolfs Abbildungen S. VII. 1817.  
4. Taf. 19.

Im Jahr 1834 kam wieder eines nach London in den zoologischen Garten vom Bestand von Indien. Es sey 4 Jahre alt, Länge  $10\frac{1}{2}$  Schuh, Höhe des Kreuzes 4 Schuh 10 Zoll, Gewicht 26 Centner. Es ist häufig in den Wäldern, auf den Hügeln der Niedrigungen von Nepal, aus denen es zur Regenzeit in die cultivierten Gegenden kommt, um Reis zu fressen. Es trägt 17—18 Monat, und wirft nur ein Fohlen, welches 3 Schuh 4 Zoll lang, 2 Schuh hoch ist, und fast 2 Jahr lang saugt. Ein achtjähriges, zu Katmandoo geworfenes, hatte in der Länge 9 Schuh 3 Zoll, in der Höhe am Widerrist 4 Schuh 10 Zoll, der Umfang 10 Schuh 5 Zoll, Kopflänge 2 Schuh 4 Zoll, das Horn 5 Zoll. Es war noch lange nicht ausgewachsen. Man glaubt, daß es 100 Jahr alt werde; eines, welches ausgewachsen gefangen wurde, lebte in der genannten Stadt 45 Jahre, ohne Zeichen von eintretendem Alter zu geben. Hodgson, Zool. Proceedings II. 1834. 98.

Man unterscheidet jetzt davon das javanische (*Rh. javanicus*), weil es allein die großen, schuppenartigen Warzen habe.

Sie sind größtentheils fünfseitig, und bedecken die ganze Haut, so daß es aussieht, als wenn sie mit wirklichen Schuppen bedeckt oder gepanzert wäre, wie der Vorderleib der Gürtelthiere. Diese breiten Höcker werden aber bloß von der Oberhaut gebildet; löst man sie ab, so bleibt jedoch ein Eindruck in der Haut; alle Haare entspringen aus der etwas vertieften Mitte dieser Höcker. Die Falten sind wie bey dem gemeinen. Es ist nicht so groß als das vom westen Lande, nur 6 Schuh lang, 4 hoch, der Kopf 2 lang, und in jedem Kiefer nur 2 Vorderzähne, wovon die untern lang sind, die obern aber kaum aus dem Zahnfleisch hervorragen. Diard hat eine Zeichnung nach dem Leben geschickt, welche abgebildet ist in Fr. Cuviers Mammiferes Cah. 45. 1824. G. Cuvier, Oss. foss. II. Aus dem Vorhergehenden ergibt es sich als ganz gewiß, daß die aus Bengalen oder dem westen Lande von Indien kommenden, ebenfalls dieselbe panzerartige Bedeckung haben. Sie hängt vielleicht bloß vom Alter



ab, und reicht wohl nicht hin zur Annahme einer besondern Gattung.

2) Dagegen gibt es auf Sumatra wirklich eine besondere Gattung (*Rh. sumatranus*),

welche sich von der vorigen durch 2 Hörner hinter einander unterscheidet, und durch eine glatte, ziemlich behaarte Haut ohne Falten; übrigens dasselbe Gebiß hat: die großen und kleinen Vorderzähne.

Von diesem Thier hat zuerst Carl Miller, der lang auf Sumatra Resident gewesen, dem Naturforscher Pennant Nachricht gegeben: er habe zwar nur 2 gesehen, allein er glaube, daß sie nicht selten auf der Insel seyen, aber sehr scheu, und daher bekomme man sie nicht leicht zu Gesicht. Er war nur einmal 20 Schritt von einem. Er bemerkte keine Falten an der Haut, aber ein kleineres Horn hinter dem größern, beide etwas nach hinten gebogen. Es sehe überhaupt aus, wie die Abbildung, welche Sparrmann von dem africanischen gibt. Pennant, *Quadrupeds* ed. III. 1793. tab. 153., deutsch Taf. 145.

Nachher hat W. Bell, Chirurg der ostindischen Compagnie zu Bencoolen, eine genauere Beschreibung und eine Abbildung davon gegeben. Es wurde mit einer Bleikugel, 10 englische Meilen vom Fort Marlborough auf Sumatra, geschossen. Es war ein Männchen, 4 Schuh 4 Zoll hoch, 8 Schuh 5 Zoll lang bis zur Schwanzspitze, nach Zähnen und Knochen noch jung, und wahrscheinlich noch weit von seiner vollen Größe; bräunlichschwarzgrau, unter dem Bauch, zwischen den Füßen und den Hautfalten schmutzig fleischfarben. In der Gestalt glich es ziemlich einem Schwein, der Kopf dem der einhörnigen Gattung, die Oberlippe spizig und überhängend; es hatte überall nur 6 Backenzähne, und oben und unten zwey Vorderzähne [nach der Abbildung des Schädels, ohne die kleinen Nebenzähne]; die Zunge ganz glatt, die Ohren klein und spizig, mit kurzen schwarzen Haaren; die Hörner schwarz, das größere auf der Nase aufrecht und etwas nach hinten gebogen, 9 Zoll lang; das kleine nur 4, in pyramidaler Gestalt hinter dem vorigen, und nur



etwas Weniges vor den Augen. Sie saßen ganz fest an dem Schädel, und es war weder ein Gelenk noch ein Muskel vorhanden, um sie zu bewegen. Der Hals dick und kurz, die Haut darunter in Falten geschlagen, und diese Falten gerunzelt. Der Leib dick und rund, und von der Schulter lief eine Falte herunter, wie bey der einhörnigen Gattung; jedoch war sie nur schwach angedeutet, und es fanden sich noch einige andere Falten und Runzeln an Leib und Füßen. Es hatte zwey Zehen in den Weichen,  $\frac{1}{2}$  Zoll lang. Die ganze Haut war rauh und sehr dünn mit kurzen schwarzen Haaren besetzt; nur  $\frac{1}{3}$  Zoll dick, unter dem Bauch nur  $\frac{1}{4}$ , und so weich, daß man sie leicht mit einem Messer zerschneiden konnte. Das Thier hat nichts von dem Panzer, welchen man bey dem einhörnigen bemerkt. Später bekam er noch ein jüngeres Weibchen von bleigrauer Farbe und weniger Falten oder Runzeln an der Haut. Phil. Trans. 1793. pag. 3. tab. 2—4.

Nach Raffles ist Bells Beschreibung und Abbildung ganz richtig, aber es sind nicht bloß die zwey größeren Vorderzähne in jedem Kiefer vorhanden, sondern auch in der Jugend die kleineren, ganz wie beym einhörnigen; es hat auch je sieben Backenzähne, wovon der vordere bald ausfällt. Die Haut hat zwar keine Panzerplatten, aber die Falten sind deutlicher, als sie Bell angegeben hat. Die Eingeborenen behaupten, daß man bisweilen eines mit 3 Hörnern antreffe, und bey einem jungen Stück hat Raffles selbst eine Andeutung davon gesehen. Es hat keine Kühnheit, und auch das größte flieht vor einem einzigen wilden Hund. Es heißt Badak. Das gemeine Nashorn findet sich nicht auf Sumatra, aber die Einwohner reden von einem ähnlichen unter dem Namen Tonnou, welches einen weißen Gürtel um den Bauch habe. Linn. Trans. XIII. 1821. 268.

Später wurde es wieder abgebildet von Horsfield (Zool. Researches VI. 1825.). Auch nach Diard und Duvaucel hat es in der Jugend nicht nur die 2 großen Vorderzähne oben und unten, sondern auch die kleinen, welche aber später ausfallen. Die Länge war 7 Schuh 2 Zoll, Höhe 3 Schuh 10 Zoll, Schwanz



1 Schuh 8 Zoll, Kopf 1 Schuh 8 Zoll. Fr. Cuvier, Mammières Cah. 47. 1825.

b. Africanische Nashörner,

gleiches fast in allem den vorigen, haben aber 2 Hörner hinter einander auf der Nase.

3) Das africanische (Rh. africanus)

ist so groß wie das indische, hat zwey Hörner, aber keine Schneidzähne, und auch fast keine Falten in der Haut. Buffon, Suppl. VI. tab. 6.

Es bewohnt nur das heiße und südliche Africa, von Aethiopien und dem Senegal an bis in die Cap-Colonie, wo es indessen jetzt, wegen der Verfolgungen, sehr selten geworden ist.

Ob schon in der heiligen Schrift schon Spuren davon vorkommen, so wußten doch die Griechen nichts mehr davon; die Römer aber sahen sie nicht selten in Wettkämpfen, wie schon früher bemerkt worden.

Auch im Mittelalter, besonders unter den Arabern, und später kommen die 2 Hörner oft vor; dennoch hat sich Bochart in seinem Werk über die heiligen Thiere, 1663, alle mögliche Mühe gegeben, dieselben dem Nashorn abzustreiten, oder überhaupt kein zweyhörniges gelten zu lassen, weil er schlechterdings haben wollte, daß das Reem der heiligen Schrift nichts anderes als eine zweyhörnige Gazelle sey. Außer dem Zeugnisse Martials aber, für die Wirklichkeit eines solchen zweyhörnigen Thieres, gibt es noch viele andere. Ein ungenannter griechischer Geograph aus der christlichen Zeit, den Thomas Bartholin nach einem Manuscript aus der mediceischen Bibliothek anführt (De unicornu 1645. 134.), sagt in seinem Capitel über die indischen Thiere: er habe in Aethiopien von Ferne ein lebendiges, in der Nähe ein getödtetes und ein ganz kleines im königlichen Hofe stehendes gesehen und es genau abgebildet, und setzt hinzu: es heiße Nashorn, weil es Hörner auf der Nase habe, ja er bemerkt sogar, daß sie beweglich seyen; wenn es herumgehe, schwanken sie hin und her, wenn es aber zornig sey, so stelle es sie ganz steif und bringe das schwächere näher an das andere; es habe eine dicke trockene Haut, aber ohne Schildchen;



die Augen stehen sehr tief an den Riefen; es sey sehr fürchterlich, besonders dem Elephanten, wenn man es gegen denselben stelle.

Unter den Neuern wurde das africanische Nashorn zuerst von Flacourt in der Saldagna-Bay am Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt. Relation de Madagascar. 1661. 4. 395.

Nachher hat es Kolbe aus eigener Ansicht beschrieben; der Herausgeber seines Werks hat aber die Abbildung von Dürrers ostindischem Nashorn hinzugethan. Die Hottentotten nennen es Tu abba und Nahba. Die Haut ist dunkeläschgrau, ohne Haare, und so hart, daß man nicht wohl durchschneiden kann, aber nicht schuppig, wie sie die Maler vorstellen, und hat auch keine Schilder, sondern nur Runzeln und Falten, welche theils von seinem ungestümen Laufen durch das Gesträuch herkommen, wobey es von den Aesten der Bäume zerkrast wird, theils von seinem Wälzen im Koth und auf dünnen Haiden; es hat auf der Nase ein schwärzliches Horn, etwa 1—2 Schuh lang, von der Form eines Pflugesches, und etwas gebogen, womit es im Jorn den Boden umackert und dabey schnell fortläuft, nicht achtend großer Steinblöcke oder der Bäume im Weg, welche es oft damit aus dem Grunde reißt, und wenn es sie recht fassen kann, hinter sich über den Kopf wirft.

Gerade hinter dem genannten Horn hat es noch ein ganz kleines, welches bey jungen ungefähr querhandhoch ist, bey den alten  $\frac{1}{2}$  Schuh. Es steht unten auf der Stirn oder der Hirnschale, ist so breit als die Stirn selber, und läuft oben gleichsam gewölbt zu. Dieses kurze Horn scheint ihm mehr hinderlich als nützlich zu seyn, besonders wenn es toben oder ackern will. Hieraus erhellt genugsam, daß das große Horn dicht und fest an den Kopf gewachsen seyn müsse, indem man nicht leicht eines herabbringen wird, wenn man nicht zugleich ein Stück von der Hirnschale oder dem Kopfbein mit hinweghackt. Mit der Zeit schleift es sich allmählich ab und wird schärfer.

Dies Thier hat einen sehr scharfen Geruch, und wenn es damit gegen den Wind etwas Lebendiges wittert, so rennt es in gerader Linie spornstreichs darauf los, und achtet es gar



nicht, wenn auch etliche Tausend Mann mit geladenem Gewehr es erwarten, wie es mir denn selbst, und auch vielen meiner Freunde, begegnet ist. Man kann ihm gleichwohl sehr leicht entweichen, wenn man nur unverrückt stehen bleibt, bis es auf etwa 10 Schritt herbeygekommen ist; dann darf man nur 4 bis 5 Schritt aus dem Wege weichen und es fortlaufen lassen: es verliert sogleich den Geruch, und weiß nicht mehr, wo das vorher Geruchene hingekommen ist, kann auch, wegen der Größe seines Leibes, nicht leicht umkehren. Wäre sein Gesicht so gut wie sein Geruch, so würde ihm schwerlich etwas entkommen, indem es dergestalt schnell im Laufen ist, daß es mit dem flüchtigsten Pferd nicht kann eingeholt werden. Die Ohren sind ziemlich klein und gar nicht lang, wie doch die Größe des Leibes erfordern sollte, in der es dem Elephanten nicht viel nachgibt, und nur wegen seiner kurzen Beine weniger ansehnlich ist. — Wird es von niemand beleidigt, so fällt es nicht leicht an, man müßte denn ein rothes Kleid anhaben, welche Farbe ihm sehr zuwider ist. In der Wuth rächt es sich nicht gleich an dem, der es gereizt hat, sondern an allem, was ihm zunächst vorkommt, wobey selbst Steine und Bäume herhalten und ihm aus dem Wege weichen müssen. ertappt es einen Menschen, so wirft es ihn wohl hinter sich, tödtet ihn aber nur mit Lecken: inmaassen seine Zunge sehr rauh und stachelig ist, mit welcher es die Haut und das Fleisch bis auf die Beine weglecket, und also den Menschen lebendig zu todt martert. Daher frisst es auch wenig lindes Gras, sondern wählt vielmehr grobe und stachelige Disteln, auch rauhes Gesträuch, wie Haidekraut, welche seine Zunge kitzeln. Man nennt deßhalb einen kurzen Strauch, wie Wachholder, aber doch nicht so stachelig, von dem das unbesaute Land fast allenthalben bedeckt ist, *Nashornbusch* [*Stoebo rhinocerotis*]. Die Stimme gleicht beynahe dem Grunzen eines Schweins, und man kann es daher weiter sehen als hören, wenn man nicht das Krachen der Aeste berücksichtigt, welche es auch beym gewöhnlichen Gang abbricht. Dann kann man es so weit hören als einen Holzhauer. Sein Fleisch ist grob, und man muß gute Zähne haben, vornehmlich wenn es



ein wenig geräuchert worden ist, um es zu kauen. Viele Leute lassen sich aus dem Horn einen Becher drehen und mit Gold oder Silber beschlagen, weil er, wie sie glauben, sogleich zerberste, wenn Gift unter das Getränk gemischt wird. Gießt man Wein hinein, so fängt er alsbald an Blasen aufzuwerfen, als ob er kochte [das kommt wahrscheinlich von der Luft her, welche in den Röhrchen steckt]. Man fordert auch die Spähne den Drechslern ab und bewahrt sie auf, damit man Kranken damit helfen kann. Vorgebirg der guten Hoffnung 1719. Fol. 159.

Der erste, welcher eine mehr wissenschaftliche Beschreibung und Abbildung geliefert hat, ist der Hauptmann Gordon, der lange in holländischen Diensten in der Cap-Colonie sich aufgehalten hat, und daselbst allen gelehrten Reisenden, wie Sparrmann und Le Vaillant, sehr an die Hand gegangen ist. Beide hat Allamand in seinen Nachträgen zu Buffon, Band IV. mitgetheilt. Ein Thier also, das schon seit Jahrtausenden die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hat, das in einer Menge von Reisen angeführt worden ist, und über das Hunderte von Schriftstellern sich gestritten haben, wurde erst vor 60 Jahren abgebildet, und einigermaßen richtig beschrieben.

Die Hottentotten nennen es Nabal. Beym ersten Blick fällt einem das Flusspferd ein, von welchem es aber durch den Kopf sehr unterschieden ist; es hat auch keine so dicke Haut, und ich habe eines auf 120 Schritt mit einer Kugel, von der 10 auf 1 Pfund gehen, getödtet; auf einer Reise mit dem Gouverneur Plettenberg in das Innere wurde ein Duzend geschossen, woraus man sieht, daß die Haut den Flintenschüssen nicht so widersteht, wie bey dem indischen. Es hat den ganzen Leib mit ähnlichem Grind oder mit Höckern bedeckt, wie das indische, aber nicht so gleichförmig, weniger mitten auf dem Leibe, und gar keine an den Enden der Füße. Die Falten sind wenig bemerklich, und scheinen nur durch die Bewegung des Thiers zu entstehen. Die alten haben eine von 3 Zoll Tiefe in den Weichen, eine andere hinter den Schultern nur 1 Zoll tief, eine



kleinere hinter den Ohren, 4 kleine vor der Brust und 2 kleine über der Ferse; außerdem hat es noch 9 auf den Seiten, kaum  $\frac{1}{2}$  Zoll tief, welche dem indischen fehlen, hier aber am meisten in die Augen fallen.

Die Jungen haben, wie die Alten, 2 Hörner, und die Einwohner wissen nichts von einem einhörigen. Das größte steht vorn auf der Nase, und war bey dem abgebildeten 16 Zoll lang; es gibt aber bey Thieren, die nicht größer sind, 2 Schuh lange. Das zweyte Horn stand nur  $\frac{1}{2}$  Zoll hinter dem vorigen, und war 8 Zoll lang; beide sind bloß an der Haut befestiget und stehen auf einer glatten Erhabenheit des Schädels. Wenn man sie stark nach hinten zieht, so kann man sie bewegen, was mir die außerordentliche Kraft zweifelhaft macht, womit es, nach Kolbe, Bäume, Wurzeln und Steinblöcke hinter sich werfen soll. Es thut übrigens mit den Füßen eben so viel Schaden, als mit dem Kopf.

Seine Augen sind noch kleiner als bey dem Flusspferd, die Oeffnung nur 1 Zoll, und stehen gleichweit von dem Maul und den Ohren. Es scheint sich mehr auf Geruch und Gehör, als auf das Gesicht zu verlassen; die Naslöcher sind sehr weit,  $2\frac{1}{2}$  Zoll; die Ohren 9 Zoll lang, mit Haaren am Rand; auf dem Leibe einige schwarze, sehr dünn zerstreute zwischen den Erhabenheiten der Haut und über den Augen.

Die Farbe dunkelbraun, unter dem Bauch und in den Falten fleischfarbig; da es sich aber oft im Koth wälzt, so hat es die Farbe des Erdreichs, auf welchem es sich aufhält. Vor- von gibt dem Thier oben und unten 2 Vorderzähne; vielleicht hat er die kleinen Zwischenkiefer und die weit vorstehenden ersten Backenzähne dafür angesehen: denn er zählt nur 28 Zähne in allem. Der Schwanz ist  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang, und hat an jeder Seite 2 Zoll lange Haare. Das abgebildete Exemplar wurde am Ursprung des Gamka oder Löwenflusses getödtet, und war lang in gerader Linie 9 Schuh 3 Zoll; nach den Krümmungen des Leibes 11 Schuh, Kopf 2, Umfang hinter den Ohren 5, zwischen den Hörnern  $3\frac{1}{2}$ , großes Horn 1 Schuh 4 Zoll lang, Umfang 25 Zoll, kleines Horn 8 lang, Umfang 18, Höhe des Wider-



ristes 5 Schuh 3 Zoll, des Kreuzes 4 Schuh 8 Zoll, Umfang des Leibes 9 Schuh 9 Zoll, Breite der Sohle 9 Zoll.

Die Nashörner sind nun 150 Stunden von der Capstadt vertrieben, und man sieht kaum mehr als 2—3 beyammen; bey dem Gehen halten sie den Kopf niedrig, wie die Schweine; sie laufen schneller als ein Pferd, und das sicherste Mittel, ihnen zu entgehen, ist, sich unter dem Winde zu halten: denn es ist gefährlich, ihnen zu begegnen. Beym Laufen drehen sie den Kopf von einer Seite zur andern; es scheint, daß sie gern mit dem Horn die Erde aufwühlen; bisweilen machen sie in derselben, durch das Bankeln ihres Kopfes, 2 Furchen, und dann springen sie von einer Seite zur andern, und heben den Schwanz in die Höhe. Das Weibchen hat ebenfalls 2 Hörner und die Größe des Männchens; es wirft nur ein Junges. Ihr Laut ist eine Art von Grunzen, worauf ein starkes Flöten folgt. Von ihrem vorgeblichen Kampfe mit den Elephanten hört man in diesem Lande nichts. Buffon, Suppl. VI. tab. 6., deutsch von Otto 22. 120.

Nun war gleichsam die Bahn gebrochen und das Feld der Beobachtungen eröffnet. Der Schwede Sparmann, der Engländer Bruce und der Franzose Le Baillant wetteiferten mit einander in der Naturgeschichte dieses Thiers.

Sparmann machte seine Reisen im östlichen Theile der Cap-Colonie bis an die Cafferey im Jahr 1775. Im December gieng ein Hottentott mit zwey andern, welche ihm das Standrohr tragen mußten, bey der Quelle Quammadaka, in der Nähe des kleinen und großen Fischflusses, an der Gränze der Cafferey, auf die Nashornjagd, und war so glücklich, 2 zu erlegen, und zwar jedes durch einen einzigen Schuß mitten in die Lunge. Sie lagen auf dem Bauche auf den Vorderknieen, und die Hinterbeine vorwärts gerichtet. Das kleinste war  $11\frac{1}{2}$  Schuh lang, 7 hoch, Umfang 12. Die großen, panzerartigen Falten fehlen dieser Gattung ganz. Die Haut war übrigens  $1\frac{1}{2}$  Zoll dick, rauh, aschgrau, am Unterleib weniger dick, fast ganz eben und gefärbt, wie die Haut des Menschen. Kugeln, und selbst Spieße gehen durch; auch pflegen die Hotten-



totten die schlafenden Nashörner und Elephanten zu beschleichen, und ihnen schnell mehrere Wunden mit ihren Passagaien zu versetzen; dann gehen sie einige Tage der Spur nach, bis sie sich verblutet haben. Meistens vergiften sie jedoch ihre Spieße, um den Tod zu beschleunigen. Ein Elephant sey auf diese Art in 24 Stunden gestorben.

Die Schnauze läuft von den Seiten spitzig zu, fast wie bey den Schildkröten, die Oberlippe etwas länger, die Augen klein und tiefliegend, das vordere Horn 1 Schuh lang, unten 5 Zoll dick, das hintere kürzer und 2 Zoll entfernt; bey dem größeren Exemplar war das vordere 2 Schuh lang und 7 Zoll dick, das hintere abgeschliffen, was, nach Aussage der Hottentotten, daher komme, daß das Thier nur mit diesem hintern Horn die Wurzeln zu seiner Nahrung ausgrabe, und während der Zeit das große Horn auf die Seite biege; beide seyen so beweglich, daß man hören könne, wie es sie hin und her schlenkere und an einander schlage. Es tritt mit den runden Sohlen auf, wie der Elephant. Das Fleisch schmeckt ziemlich wie das Schweinefleisch, ist aber viel gröber; der Darmeanal gleicht dem von einem Pferd, daher hat es auch Schmalz, und keinen Talg, wie die wiederkäuenden Thiere; Dünndarm 28 Schuh; Dickdarm 8½ Schuh; keine Gallenblase gleich dem Pferde; der Magen 4 Schuh lang, 2 dick, war strohend voll aus schwärzzerkaute Wurzeln und Zweigen, von denen viele noch kleinfingerlang waren; ein großer Theil aber bestand aus saftigen Gewächsen, worunter einige herbe und stachelige zu erkennen waren. Der Mist gleicht dem des Pferdes, ist aber trockener und 4 Zoll dick, enthält eine Menge Blättchen von Rinde und viele Holzfasern, woran ihn die Jäger von dem des Flußpferdes, das bloß Gras frist, unterscheiden. Die Zunge ist ganz weich, und kann daher kein Thier todt lecken. Bey diesem und zwey andern war keine Spur von Borderzähnen zu entdecken, obschon eines alt zu seyn schien; auch wäre kaum Platz dafür, weil das Maul nach vorn so spitzig zugeht, daß es nur 1½ Zoll breit ist; überdies sind die Lippen so hart, daß es Kräuter und Büsche wohl damit abschneiden kann. Schädel lang 23 Zoll; das

Kleine  
orden  
wird  
dersel  
Büffe  
schied  
getrie  
ohne  
und N  
als e  
3 Na  
Weib  
in de  
freye  
eiligt  
demse  
Seite  
schon  
büsche  
Kopf  
welche  
die B  
heraus  
sah m  
licher  
Quam  
Thiere  
nebst  
sen ha  
richte  
einen  
schnob  
sehr z  
ten, e



Kleine Horn steht vorn auf dem Stirnbein. Es hat ein außerordentlich feines Gehör und Geruch; bey dem geringsten Geräusch wird es aufmerksam, spitzt die Ohren, steht still und horcht. In derselben Gegend gibt es auch Flußpferde, Löwen, Hyänen, Büffel, Quagga, Strauße und eine Menge Antilopen von verschiedenen Gattungen.

Ende Jäners lief am großen Fischflusse ein von Jägern getriebenes Nashorn nur 50 Schritt an ihrem Lager vorbe, ohne sie zu bemerken. Es gieng, unter beständigem Aufheben und Niedersenken des Halses fort, setzte sich aber bald in Galopp, als einige Schüsse fielen. Einige Tage nachher bemerkten sie 3 Nashörner beysammen, ein sehr großes Männchen und ein Weibchen mit einem halberwachsenen Jungen. Als das große in den Bug geschossen war, rannte es aus dem Gebüsch aufs freye Feld, wo alle Jäger zu Pferd Posto gefaßt hatten, aber eiligst die Flucht ergriffen. Das Nashorn lief indeß fort. An demselben Abend fanden 2 Hottentotten eines auf der rechten Seite liegen und so hart schlafen, daß es nicht aufwachte, ob schon sie nur 4 Schritte hinter ihm waren, als sie es im Gebüsch bemerkten. Sie giengen um es herum, um es in den Kopf zu schießen. Es machte noch einige Bewegungen, während welcher Zeit sie wieder luden, und ihm noch einige Schüsse in die Brust gaben. Darauf nahmen sie sogleich die Eingeweide heraus, um das Fleisch vor Fäulniß zu sichern. Nach 3 Tagen sah man wieder 2 Nashörner, ein Beweis, daß hier ihr eigentlicher Aufenthalt ist.

Im Hornung waren sie wieder auf dem Rückwege bey der Quammedaka, fanden daselbst die getödteten Nashörner von wilden Thieren fast ganz aufgefreissen, und sahen wieder eine Mutter nebst ihrem Jungen, welches schon die Größe eines kleinen Ochsen hatte, sich aber dennoch nach allen Bewegungen der Mutter richtete. Das Alte bekam in der Entfernung von 15 Schritt einen Schuß in den Unterkiefer, worauf es etwas wankte, stark schnob und nach dem Knall hingieng, wobey ihnen das Herz sehr zu klopfen anfieng, weil sie bey der Flucht befürchten mußten, einem andern unter die Füße zu gerathen. Ein Hottentott



hatte aber den Muth, wieder Feuer zu geben, worauf beide neben ihnen vorbeystürzten und 90 Schritt auf freyem Felde stehen blieben und lauschten. Das Alte bekam noch einen Schuß, worauf es wüthend den Bordtheil seines Leibes hin und her warf und stark schnob, aber ins Dickicht lief und entkam, weil es dunkel wurde. Reise 1784. S. 409. T. 9. 572.

Bruce stellte seine Beobachtungen in Abyssinien an, im Jahr 1771, wo das zweyhörnige Nashorn, nebst dem Elephanten und der Giraffe, in den niedrigen heißen Gegenden des Landes lebt; nach Aussage der Eingeborenen soll es aber auch ein einhörniges in dem Königreich Adel, gegen das Cap Gardofan, jenseits der Straße von Babel-Mandeb nach Indien, überhaupt in Ländern, worinn es wenig regnet, geben, so daß also doch das Nashorn, welches Charadin zu Ispahan gesehen, aus Africa hätte kommen können. Das zweyhörnige soll seinen Aufenthalt mehr in den westlichen und waldigen Gegenden haben. Es stimmt übrigens in der Lebensart mit dem indischen überein, und heißt in den dortigen Sprachen Arwe-Harish und Auraris. Die abyssinischen Jäger nehmen sich selten die Mühe, das kleinere Horn abzuschneiden, und es kommt daher nur das große auf die Märkte von Gondar, wo man sie zu Dolchgriffen verarbeitet. Bruce hat auch ein drittes Horn, das 1 Zoll lang war, hinter dem zweyten gesehen. Die Jäger versichern, daß sie oft Nashörner mit einem dritten Horn, fast so lang als die andern, angetroffen hätten; es fände sich aber nur bey alten Männchen. Zum doppelten Horn reicht ein Muskel vom Stirnbein herunter.

Er wohnte von Escherkin aus [unter 13 Grad Nordbreite, 38 Grad Ostlänge, nördlich dem Zana-See] einer Elephanten-, Nashorn- und Büffeljagd bey, welche ein vornehmer Mann mit mehr als 30 Pferden veranstaltete, und mit eigens dazu bestimmten Jägern, welche diesen Thieren mit großer Gewandtheit die Fersenfleisch abschnitten, und von nichts anderem als dem Fleische dieser Thiere leben. Zwey Männer sitzen auf einem Pferde völlig nackt, damit sie nicht an Aesten hängen bleiben; der vordere hält den Zaum, der hintere ein breites Schwerdt. Sie

reiten  
wenn  
der hi  
die M  
sobann  
bohrt  
reiten  
welche  
geschlo  
Pferd  
trocker  
geht  
Fleisch  
men,  
Büffe  
ganz  
men  
ziehen  
bis d  
verzel

Wald  
lief i  
unter  
spieße  
deren  
Schu  
um e  
lich  
seyn,  
eine  
des  
ersch  
wild  
auf  
IV.



reiten auf den Elephanten los mit großem Geschrey, wenden, wenn er sie verfolgt, sich hin und her; zur gelegenen Zeit rutscht der hintere herunter und versetzt dem Elephanten einen Hieb in die Achillessehne, worauf der Elephant stehen bleiben muß, und sodann von andern Reitern mit Wurfspeisen und Lanzen durchbohrt wird. Der Jäger springt wieder aufs Pferd, und sie reiten einem andern nach, wobey sie jedoch oft von Aesten, welche der laufende Elephant zurückschnellen läßt, herunter geschlagen werden; auch schlägt manchmal der Elephant das Pferd mit dem Rüssel zu Boden, und endlich hat um diese trockene Jahreszeit die Erde so tiefe Risse, daß es stürzt. Dabey geht mancher Jäger zu Grunde. Man schneidet sodann das Fleisch in lange Streifen, wie Fägel, und trocknet sie an Bäumen, um sie zur Speise während der Regenzeit aufzuheben. Die Büffel und Nashörner wurden durch das Lärmen und Schießen ganz verscheucht, man brachte daher die Nacht unter den Bäumen zu, und suchte die Elephanzähne aus den Kiefern zu ziehen. Zu diesem Behufe werden die letztern am Feuer geröstet, bis der hintere, hohle und werthlose Theil des Zahns fast ganz verzehrt ist. Dann lassen sie sich leicht herausnehmen.

Den andern Morgen suchten sie die Nashörner im dicksten Wald. Nach etwa einer Stunde brach plötzlich eines hervor und lief über die Ebene nach einem entfernten Gebüsch, wurde aber unterwegs, obschon es ziemlich schnell trabte, mit 30—40 Wurfspeisen durchstoßen: dennoch lief es noch in eine Höhle, an deren Eingang es 1 Duzend Spieße abbrach, und erst nach einem Schuß in den Kopf fiel. Als sich die Jäger herbeydrängten, um es mit ihren Messern zu zerschneiden, richtete es sich plötzlich auf die Knie, und es würden alle zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht vorher einer die Vorsicht gebraucht hätte, ihm eine Fersensehne abzuschneiden. Die Kugel hatte bloß die Spitze des vordersten Horns weggenommen und dadurch das Thier so erschüttert, daß es fiel. Dazwischen wurden gelegentlich noch wilde Eber und Büffel getödtet, welche letztere aber sehr wüthend auf Pferd und Mann losgehen. Das war im Jänner 1772.

IV. 297.



In diesen Gegenden fressen weder der Elephant und das Nashorn, noch die Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe Gras, sondern nichts als Blätter und Zweige von saftigen, markigen Bäumen, deren es hier in Menge gibt. Sind diese abgefressen, so fängt der Elephant und das Nashorn mit den Zähnen oder Hörnern an, nah an der Wurzel den Stamm so hoch als möglich hinauf aufzureißen, daß Stücke von der Größe einer Latte herunterfallen. Sie nehmen sie sodann in ihren ungeheuren Rachen, und wickeln sie zusammen, wie wir etwa Salatblätter. Man findet daher oft in ihrem Unrath unverdaute Holzstücke 3 Zoll dick. Wenn sie sich an zu dicke Bäume machen, so brechen nicht selten Zähne und Hörner ab, und werden von den Jägern gesammelt. Wären sie auf Gras beschränkt, so müßten sie zu manchen Jahreszeiten verhungern, weil es dann von der Sonne verdorrt, bisweilen auch von den Einwohnern abgebrannt wird. Davon, daß die Nashörner und Elephanten in der Wildniß mit einander kämpfen, hat er nichts erzählt, auch haben sie es nicht nöthig, da beide in den ungeheuern Wäldern Nahrung genug finden; dagegen sagt er ebenfalls, daß die erstern 4 Vorderzähne hätten; das hat er aber vielleicht nur andern nachgeschrieben. Die Zweige reißen sie mit der verlängerten Lippe oder Zunge ab; saftige, weiche Bäume beißen sie ganz ab, bis auf den Stumpf. Die Zunge der Jungen ist weich, die der Alten aber wirklich rauh, wie die Lippen, was ohne Zweifel von dem Abreißen der Zweige, welche eine rauhe Rinde haben, wie die Acacien, herrührt. Sie können allerdings einen geschwinden und lang anhaltenden Trab laufen; es ist aber falsch, daß ein Pferd sie nicht einholen könnte, obschon dieses selten gelingt, weil sie von einem Gehölz nach dem andern eilen, sich durch das dickste Gebüsch drängen und die dürrn Bäume unter Krachen niederreißen. Sie drehen den Kopf selten um, und sehen daher nichts, als was gerade vor ihnen ist, so daß das Pferd leicht ausweichen kann und der Jäger Zeit hat, ihnen die Flechse durchzuhauen.

Da die Nashörner viel Wasser und Schlamm brauchen, so ist dieses Land, wo es 6 Monate lang regnet und das Wasser

in B  
für  
welch  
plagt  
sodar  
ganz  
eine  
vesth  
er b  
dann  
treib  
wodu  
Elep  
es d  
gewi  
Gru  
Mit  
das  
Die  
und  
es  
eben  
  
arbe  
phar  
welc  
Kop  
wol  
die  
Sal  
Das  
Sch  
an  
  
(12  
und



in Felsenhöhlen und finstern Wäldern stehen bleibt, besonders für sie geeignet. Es stellt sich dann eine große Fliege ein, welche die Thiere, besonders die Cameele so blutig sticht und plagt, daß sie oft zu Grunde gehen. Das Nashorn wälzt sich sodann bey einbrechender Nacht im Schlamm, in welchen der ganze schwarze Boden verwandelt ist. Dadurch schafft es sich eine Decke, welche besonders in den großen und kleinen Falten verhält und es für den andern Tag schützt. Indessen springt er bald an den Schultern, Hüften und Beinen ab, welche sodann den Stichen der Fliegen bloßgestellt sind. Das Zucken treibt sie sodann an, sich an den rauhesten Bäumen zu reiben, wodurch Blasen, Geschwäre und Crusten entstehen, wie bey dem Elephanten. Das Wälzen im Schlamm thut ihm so wohl, daß es dabey laut stöhnt und grunzt, und in der Finsterniß seine gewöhnliche Wachsamkeit vergißt. Die Jäger schleichen dem Grunzen nach, und werfen ihm die Wurfspieße in den Leib. Mit dem Schlamm kommen allerley Insecten und Blutegel an das Thier, wouber man sich wohl nicht zu wundern braucht. Die Haut ist keineswegs undurchbringlich; Kugeln gehen durch und durch, Wurfspieße 3 Schuh tief, und die Einwohner tödten es sogar mit den schlechtesten Pfeilen und zerschneiden es mit eben solchen Messern.

Daß die Abyssinier das Nashorn zähmten und zur Feldarbeit gewöhnten, ist eine Fabel. Sie zähmen selbst den Elephanten nicht, geschweige dieses unbändige und dumme Thier, welches, wenn es Hunger leidet, ganz wüthend wird und den Kopf gegen die Wand oder Krippe stößt, als wenn es sich tödten wollte. Uebrigens macht sein Fleisch und das des Elephanten die vorzüglichste Nahrung der Einwohner aus, das sie ohne Salz essen, obschon es einen Nebengeschmack nach Bisam hat. Das schmackhafteste ist das an den Sohlen. Es hat bloß am Schwanz einige Haare, so stark wie dünne Saiten; 10 davon an einer Peitsche geben Hiebe, die bis aufs Blut gehen.

Eines von den geschossenen war 13 englische Schuh lang (12 Schuh 2 Zoll Pariser), 7 hoch; das vordere Horn 14 Zoll und rund, das hintere 13 Zoll und breit, wie ein Messer, der



Rücken 2 Zoll, die Schneide  $\frac{1}{2}$  Zoll dick. Dieses Thier hat übrigens Falten wie das indische Nashorn, und wenn das von Sparrmann beschriebene wirklich keine hat; so muß es davon verschieden seyn, besonders da auch die Hörner beweglich seyn und sogar klappern sollen, ein Einfall, den einer, der jemals ein Nashorn gesehen hat, kaum für möglich halten wird. Reisen an die Quellen des Nils. V. 1791. 92. T. 25. (Travels to discover the source of the Nile. 1790. 4.)

Der letzte Beobachter ist Le Baillant, welcher 2 Reisen in den achtziger Jahren durch die Cap-Colonie gemacht hat. Er stieß zuerst im Jänner auf Nashörner am Fischflusse, im Lande der Soraken an der Gränze der Cafferey, unter 25° Südbreite. Es war ein Paar, welches ganz ruhig in einem Mimosenwald neben einander stand, mit der Nase gegen den Wind, wie gewöhnlich, um auszuwittern, ob es geheuer; von Zeit zu Zeit sahen sie hinter sich, um zu sehen, ob sie von allen Seiten sicher sind. Man suchte unter den Wind zu kommen oder sie von hinten anzugreifen, als ein Eingeborener sich ausbat, dieselben zu beschleichen oder zu bekriechen, während die Jäger sich vertheilten und ein Hottentott die Hunde hielt. Er zog sich ganz aus, rutschte mit einer Flinte, wie eine Schlange, auf dem Boden fort, sehr langsam, und hielt still, sobald sie sich umsahen. Er sah dann aus wie ein Steinblock. Sein Kriechen dauerte über eine Stunde; endlich kam er hinter ein Gebüsch von Wolfsmilch, etwa 200 Schritt von den Thieren, wo er aufstand und sich umsah, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären; dann legte er an, wartete aber, bis sich eines umsah, um den Kopf zu treffen. Er verwundete das Männchen, welches einen fürchterlichen Schrey ausstieß und mit dem Weibchen wüthend nach der Gegend des Knalles lief. Er legte sich unbeweglich auf den Boden; sie schossen neben ihm vorbey und kamen gerad auf Le Baillant zu. Nun ließ er die Hunde los, worauf sie einen Haken schlugen, aber nach und nach 3 Schüsse von den Jägern erhielten. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde aus, zogen mit ihrem Horn 8 Zoll tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten. Die Jäger rückten



näher, worauf sie über allen Begriff wüthend wurden. Plötzlich stellte sich das Männchen gegen die Hunde, das Weibchen aber ergriff die Flucht, worüber man sich sehr freute, weil es immer gefährlich ist, es mit 2 solcher fürchterlicher Feinde aufzunehmen, was auch hier ohne die Hunde nicht wohl würde gegangen seyn. Blutspuren zeigten, daß sie verwundet waren. Das Männchen kehrte endlich auch um, lief aber auf ein Gebüsch zu, wo 3 Jäger standen, welche es in einer Entfernung von kaum 30 Schritt fällten. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen, und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Er wollte es aus Mitleiden noch durch einen Schuß tödten, wovon ihn aber die Wilden abhielten, weil sie einen sehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerley Krankheiten, besonders gegen Verstopfungen, brauchen. Als es todt war, liefen sie hurtig herbey, schnitten ihm die Blase aus und füllten sie mit Blut. Nach ihrer Versicherung war es eines der größten, obschon sein vorderes Horn nicht länger war als 19 Zoll. Indessen maas der Leib  $11\frac{1}{2}$  Schuh, die Höhe 7 Schuh 5 Zoll. Obschon das Thier mit diesem Horn tiefe Furchen macht und große Steine herumschleudert; so sieht es doch nicht verk auf den Knochen, sondern hängt wirklich bloß an der Haut und läßt sich mit derselben hin und her schieben. Das hintere Horn war um  $\frac{1}{3}$  kürzer.

Sparmann hat es gut beschrieben, aber nicht besonders abgebildet; Bruce noch schlechter, weil er ihm Falten gibt, wie sie das einhörnige hat. Denen in Africa fehlen sie ganz gewiß. Ob sie die in Abyssinien haben, ist sehr zu bezweifeln. [Man ist allgemein darüber einverstanden, und die Vergleichung beweist es, daß Bruce keine eigene Abbildung gegeben, sondern Buffons Abbildung des indischen Nashorns Strich für Strich copiert und das zweyte Horn darauf gesetzt hat.]

Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Hauptaufenthalt der Nashörner an der Quammedaka sey, als welche Gegend schon zu viel bevölkert ist; gegenwärtig findet sich dort kein einziges mehr, wie in der ganzen Cap-Colonie. Sie suchen unbekannt allg. Naturg. VII.



wohnte Gegenden, wo es weder Menschen, noch viele Antilopen, Löwen u. dergl. gibt. Von einhörigen weiß man im ganzen Lande nichts.

Das kleine Auge steckt einige Zoll tief, gleichsam in einer Röhre, und kann daher nur nach einer Richtung sehen; daher sich die Wilden auch gar nicht fürchten, wenn sie auch dicht neben dem Thiere stehen, nur nicht in der Richtung des Auges. Eigenthümlichkeiten dieses Thieres sind: den Boden beym Laufen mit dem Horn aufzureißen, den Harn hinter sich zu spritzen, auszuschlagen und den Mist, welchen der Elephant ganz läßt, zu zerstampfen. Obschon sein Fleisch nicht so gut ist, wie das des Flusspferdes, so übertrifft es doch das des Elephanten; daher auch die Wilden alle Gefahren vergaßen über die Freude auf das köstliche Mahl, welches sie noch diesen Abend halten wollten. Man schätzte das Thier zwischen 20 — 30 Centner. *Second voyage II. Pan 4. (1796.) 4. p. 137., deutsch IV. 1797. S. 260.*

Nach Lichtenstein gibt es noch Nashörner im Roggefeld an der nördlichen Gränze der Colonie, wo die Colonisten noch manche erlegen. Das Fleisch überläßt man den Wilden, die Haut aber schneidet man in Streifen und macht daraus die bekannten Reitgerten, welche Schambok heißen, und mit 2—4 engl. Schillingen bezahlt werden, so daß ein Nashorn wohl den Schuß Pulver werth ist. Auch am großen Fischfluß, gegen das Meer, finden sich noch diese Thiere ziemlich häufig, und es werden dahin von Camdeboo und Bruynjes-Höhe aus nicht selten Jagden angestellt. Es ist für die Reisenden bey Nachtzeit das gefährlichste Thier, weil es auf jedes Geräusch mit blinder Wuth herbeystürzt. Man hat Beyspiele, daß solch ein Ungeheuer bey Nacht einem Wagen oder den davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist, und mit unbegreiflicher Kraft alles mit sich fortgeschleppt und zertrümmert hat. Die gewöhnlichste Art, ihnen beyzukommen, ist, daß man ihnen in mondhehlen Nächten an ihren gewöhnlichen Trinkplätzen, zwischen hohen Felsen oder sonst in einem sichern Hinterhalt, auf lauert und sie so nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die beste Entfernung ist 30 Schritt, und die Stelle, wornach gezielt wird, das Auge,



weil nur hier die Knochen so dünn sind, daß die Kugel bis zum Hirn dringen kann. Verfehlt man diese Stelle, so wird man verfolgt. Auch am Dranjefluß, in der Nähe der Carreeberge, im Lande der Buschmänner, hat er angetroffen. II. 342.

Der Aberglaube, daß Becher, aus dem Horn geschnitten, das Gift in dem Getränke anzeigen, herrscht auch noch an verschiedenen Orten der Cap-Colonie. Reise I. 1811. 138. 157. 583. 590. II. 342. 558. Schädel oder Skelet findet man abgebildet von Camper in Acta petrop. 1777. II. 193. tab. 5. 6., Cuvier, Ann. du Mus. V. 19. tab. 1. 2. Oss. foss. II. D'Alton Taf. 9.

Man findet nicht selten unter der Erde Nashornknochen in allen Ländern, vorzüglich aber in Sibirien, welche der indischen Gattung sehr ähnlich sind (Rh. antiquitatis, tichorinus), zusammengestellt und abgebildet von Pallas (N. commentar. petrop. XIII. 1768. p. 436.), am ausführlichsten aber von Cuvier (Ann. du Mus. III. 32. VII. 19. Oss. foss. II.).

Pallas hat sogar in Sibirien einen Schädel noch mit seinem Fleisch entdeckt. Im ganz nördlichen Asien, vom Don an bis zu dem Eismeer und der Beringsstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an deren einschüssigen Ufern nicht Knochen von Ungeheuern, wie Büffel, Nashörner und vorzüglich Elephanten gefunden würden, und das sowohl in den nach Süden als nach Norden strömenden Flüssen. Es ist ausgemacht, daß das viele Elfenbein, welches aus Sibirien in den Handel kommt, jährlich beym Aufstauen im Frühjahr an den Seiten der steilen sandigen Ufern entblößt wird, an manchen Orten in solcher Menge, als wenn ganze Heerden wären überschüttet worden. Was mir aber kaum jemand glauben wird, ist die ungeheure Thatsache, daß man ein ganzes Nashorn gefunden, welches sich durch so viele Jahrhunderte in dem gefrorenen Boden mit Haut und Fleisch erhalten hat. Als ich im März 1772 nach Jakuzk kam, zeigte mir der Gouverneur des östlichen Sibiriens einen mit seiner Haut überzogenen Kopf, nebst einem Vorder- und Hinterfuß, welche der Vorgesetzte des Districts von Jakuzk am Lena eingeschickt hat. Das Thier wurde am sandigen Ufer des



Flusses Wiluji, unter 64°, gefunden; es war 15 Spannen lang, 10 hoch und noch ganz mit der Haut überzogen. Den Rumpf und einen Fuß ließ man liegen. Den Kopf und den Hinterfuß hat Pallas nach Petersburg geschafft, wo er in der Sammlung der Academie aufbewahrt wird. N. commentar. petrop. XVII. 1772. p. 585. tab. 15.

Viele gelehrte Theologen und Naturforscher halten das von Hiob (Cap. 39. V. 9—12.) beschriebene Reem für das Nashorn, andere für das eingebildete pferdähnliche Einhorn, andere endlich, wie Bochart, für eine Gazelle, weil dem Reem in der heiligen Schrift bald ein, bald zwey Hörner zugeschrieben werden. Die letztere Meynung kam wohl daher, daß man in der neueren Zeit theils nichts mehr von einem zweyhörnigen Nashorn wußte, theils einige Gazellen, welche ohne Zweifel ein Horn abgestoßen hatten, für das fabulöse Einhorn der Alten hielt.

Das Reem der heiligen Schrift, es mögen ihm ein oder zwey Hörner beygelegt werden, ist wegen seiner Stärke und Unbändigkeit fast ohne Zweifel das Einhorn. Franzius, Hist. anim. sacra, 1633. 8. pag. 109. Bochart, Hierozoicon, 1663. I. Fol. 948. Ed. Rosenmülleri, 1794. 4. II. 335.

#### 5. G. Die Pferde (Equus)

unterscheiden sich von allen Thieren durch den einfachen Huf, mit dessen Spitze sie auftreten; sie haben außerdem 6 Schneidezähne oben und unten, und überall 6 viereckige, gleichhohe, ebene Backenzähne mit 4 gebogenen Schmelzleisten; zuweilen einen kleinen Eckzahn in einer großen Lücke.

Ihr Character liegt in den großen Augen.

Die schöne Gestalt, die verhältnismäßige Größe der Theile zu einander, der stolze edle Anstand, die Nahrung, der Verstand und die Gelehrigkeit der meisten Pferdarten sind hinlänglich bekannt, und bedürfen keiner umständlichen Darstellung. Der Aufenthalt ist in den gemäßigten und heißen Gegenden von Asien und Africa.

Sie haben alle eine Mähne auf dem Halse, und nur eine Zehne, welche aber vielleicht aus zwey zusammengewachsen ist,



wie der sogenannte Röhrenknochen im Mittelfuß der Wiederläufer; unter dem Fleisch liegen zu jeder Seite die sogenannten Griffelknochen, welche Stummeln von zwey andern Beinen sind; innwendig über der Fußwurzel endlich die sogenannte Warze, welche die Stelle des Daumens anzudeuten scheint.

a. Die africanischen

stehen in der Größe zwischen dem Esel und dem gemeinen Pferd, haben Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen, gleich dem Esel, und zeichnen sich durch helle und dunkle Querstreifen aus.

Sie sind ziemlich unbändig, und daher hat man noch nicht versucht, sie in Hausthiere zu verwandeln; vielleicht auch, weil man sie nicht braucht, da der Esel, das Pferd und das Cameel alle nöthigen Geschäfte thun.

1) Das Zebra (E. zebra)

hat Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen, und Haare nur an der Schwanzspitze, beides wie der Esel, ist aber größer, am ganzen Leibe weiß und schwarz sehr zierlich nach der Quere gestreift.

Diese Thiere finden sich bloß in den Wäldern der heißen Zone von Africa, gehen vom 7.° Nordbreite aus Aethiopien bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung, und halten sich gewöhnlich in großen Heerden zusammen. Die Griechen und die ältern Römer hatten keine Kunde von diesem Thier. Man vermuthet, daß der Hippotiger, welchen Caracalla im Jahr 211 unserer Zeitrechnung, so wie einen Elephanten, ein Nashorn und einen Tiger bey den Spielen auftreten ließ und selbst tödtete, dieses Thier gewesen, wofür allerdings der Name Tigerpferd spricht. Xiphilinus, Epitome hist. Dionis Nicaei. 1551. p. 258.

Entschiedenenes kommt aber darüber nicht eher vor, als bis auf Philostorgius aus Cappadocien, welcher unter Theodosius dem Jüngern um 425 schrieb. Nachdem er von verschiedenen Thieren, welche von den Quellen des Nils im Mondgebirge nach Constantinopel kamen, wie Elephanten, Büffel, Giraffe, verschiedene Affen, Papageyen, Perlhühner (Garamantae)



gesprochen, fährt er fort: in dieser Gegend gibt es aber auch sehr große wilde Esel, welche sich durch ein sehr geschäcktes Fell von weißer und schwarzer Farbe nicht wenig auszeichnen; sie haben Bänder vom Rückgrath nach den Seiten des Bauches, wo sie sich theilen und sich hin und wieder vereinigen, wodurch eine wunderbare und seltsame Verflechtung und geschäckte Zeichnung entsteht. Hist. ecclesiast. 1642. 4. III. cap. 11. pag. 43.

Auch die Araber reden von geschäckten Eseln. Damir bey Bochart (I. cap. 16. p. 869.).

Phil. Pigafetta hat zuerst dieses Thier aus Congo, wo es wirklich Zebra heißt, abgebildet (Descriptio regni afric. Congo. 1598. Fol.). Diese Abbildung wurde von Aldrovand copiert (Solipedes p. 417.). Es habe vom Rückgrath gegen den Bauch Streifen von dreyerley Farben, nemlich schwarze, weiße und braune, fast 2 Finger breit und sehr regelmäßig geordnet. Diese Thiere seyen zahlreich in den Wäldern und liefen so schnell und anhaltend, daß sie bey den Portugiesen zum Sprichworte geworden. Man würde sie wohl zähmen und wie Pferde brauchen können, aber da die Einwohner keine Pferde haben und daher das Zebra nicht zu zähmen verständen, so bediene man sich statt des Viehes der Menschen und lasse alles auf Bahren, oder sich selbst in Sänten tragen.

Lobo, ebenfalls ein Portugiese, sah um das Jahr 1621 das Thier in Abyssinien, nennt es aber bloß wilden Esel und Zebra, und sagt nichts weiter, als daß es sehr groß, wunderbar schön sey, und daß die schönsten sich in diesem Lande fänden. Der Herausgeber seines Werks, Le Grand, setzt hinzu: es sey eine Art Maulthier, welches Zebra oder Zecora heiße, am ganzen Leibe schwarze und weiße, 2 fingerbreite Bänder habe, bey dem Laufen den Kopf zwischen die Beine stecke, und viel hinten ausschlage; die Könige von Abyssinien machen gewöhnlich einige denjenigen Fürsten zum Geschenke, an die sie Gesandte schicken. Man verwechsle dieses Thier manchmal mit den wilden Eseln, obschon es davon sehr verschieden sey. (Voyage d'Abissinie. 1738. 4. p. 17. 230.)



Th evenot beschreibt 1666 eines, welches er in Cairo gesehen, genauer. Ein Gesandter aus Aethiopien brachte es als Geschenk für den Sultan nach Constantinopel; zwey andere waren unterwegs gestorben. Es hatte auf dem Rücken einen schwarzen Striemen und um den Leib fingersbreite weiße und castanienbraune Streifen, ebenso um die Füße, den Kopf und die Ohren. Reise 1693. II. Cap. 68. 329. Sonst wurde dieses äthiopische Thier nicht weiter beobachtet.

Von dem in der Cap-Colonie hat man dagegen ausführliche Schilderungen. Es heißt daselbst, nach Kolve, wilder Esel, obschon es so zierlich und groß ist, daß es diesen Namen nicht verdient, ungeachtet seiner großen Ohren; es wiehert und frist Gras, wie ein Pferd. Es läuft haufenweise im freyen Feld herum und läßt sich nicht sehen. Es ist eines der schönsten und anmuthigsten Thiere, das je ein menschliches Auge beschauen kann, von der Größe eines ungarischen Pferdes, mit glatten Haaren und einem schwarzen Striemen von der Mähne bis zum Schwanz; von da gehen um den ganzen Leib abwechselnd 2 Zoll breite, weiße und dunkelbraune Streifen, welche da, wo sie an einander gränzen, gelblich werden, kaum  $\frac{1}{2}$  Zoll breit; um den Kopf, die Ohren und die Füße sind alle Bänder schmaler. Sie sind viel schneller als irgend ein Pferd und in einem Augenblick aus dem Gesichte. Vorgebirg 1719. Fol. 146. Taf. 3.

Sparrmann sah sie zuerst bey dem warmen Bad, also nur einige Tagreisen von der Capstadt nach Osten, wo sie bey den Colonisten wilde Pferde heißen. Sie gehen in großen Heerden bey einander, und sehen in ihrem schwarz und weiß gestreiften Kleide sehr schön aus. Das Fell kommt bey den Kürschnern in Europa unter dem ungereimten Namen von Seeypferdhäuten vor. Ein reicher Einwohner soll einmal ein Paar aufgezogen und vor seine Kutsche gespannt haben; sie seyen aber mit ihm durchgegangen und in den Stall gelaufen. Reise 126. 211.

Le Bailant sah an demselben Ort ganze Heerden von Zebra, Gazellen und mehrere Strauße ganz friedlich unter einander. Es heißt jetzt daselbst Streifen-Esel, und wird bisweilen



mit dem Quagga, das eigentlich wildes Pferd heißt, verwechselt. Premier Voyage I. 8. 107. Sec. Voy. II. 4. 136.

Nach dieser Zeit sind mehrere lebendig nach Europa gekommen. Ein vierjähriges Weibchen zu Paris war 3 Schuh 3 Zoll, lang 6 Schuh 4 Zoll, der Schwanz 2 Schuh, der Kopf 16 Zoll, die Ohren 10. Es hatte acht schwarze Bänder auf dem Hals, zwey auf der Schulter, zwölf um den Rumpf. Der Bauch ist weiß, so wie die Mitte des Schwanzes, dessen lange Haare schwarz sind; die Mähne kurz und aufrecht. Es war sehr mild und ließ aussitzen wie ein Pferd. Cuvier, Ménagerie Fol. Fig. Edwards Taf. 222. (Seeligmann VII. Taf. 26.) Buffon S. 1. Taf. 1. 2. Schreber V. Taf. 316. Knorr, Deliciae II. tab. K. 8. Gray, Zool. Journal I. 1824. pag. 241. tab. 9. fig. 3. (Iffis 1830. S. 411.)

Es bringt Bastarde hervor mit dem Esel und dem Pferd. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 15.

2) Das Quagga (*E. quagga*)

gleichet in allen Theilen dem Zebra, ist aber etwas kleiner, hat kürzere Ohren, nur Bänder auf Kopf und Hals, und ist übrigens hellbraun, Bauch, Füße und Schwanz ganz weiß.

Man hat dieses Thier, welches ebenfalls am Vorgebirg der guten Hoffnung vorkommt, für das weibliche Zebra gehalten. Edwards T. 223. (Seeligmann VII. T. 27.) Allein die Zeichnung und Beschreibung, welche Gordon an Allamand in Holland geschickt hat, veranlaßte die Naturforscher es für eine eigene Gattung zu halten. Die Quagga sind gelehriger, und werden von den Landleuten vor die Karren gespannt, welche sie sehr gut ziehen. Indessen sind sie tückisch, beißen und schlagen, besonders die Hunde. Selbst die Hyänen unterstehen sich nicht, sie anzugreifen. Sie gehen heerdenweise, oft über Hundert, mit einander, und nie sieht man ein Zebra unter ihnen. Gordon sah an einem Tage zwei Heerden, die eine aus 10 Alten, die andere bloß aus Fohlen, welche ihren Müttern folgten; er sprengte mit seinem Pferde dazwischen, wodurch eine Fohlen seine Mutter aus dem Gesicht verlor und sogleich seinem Pferde folgte, was abri-



gens auch die jungen Zebra thun. Dieses war im Lande der Buschmänner, weit von allen Wohnungen. Ihr Laut hat Aehnlichkeit mit den Sylben quah quah. Die Hottentotten finden ihr Fleisch gut, die holländischen Bauern aber fad. Buffon, Suppl. VII. tab. 7.

Sparmann sah sie zuerst bey Zwellendam, einige Tagereisen östlicher als das warme Bad, nicht weit von der Südküste, und behauptet ihre Verschiedenheit vom Zebra; die Zeichnung ist bey beiden Geschlechtern beider Gattungen gleich. Man hatte daselbst eines aufgezogen, welches den Menschen nachlief, mit den Pferden des Nachts auf die Waide gieng und dieselben vor den Anfällen der Hyäne schützte. In der Capstadt sah er auch eines mit 5 Pferden angespannt. Dann sah er wieder ganze Heerden dieser wilden, nebst Antilopen, in Krakekamma am Schw. opfflusse, also sehr weit östlich von der Capstadt, immer in der Nähe der Küste; ebenso am Sonntagsflusse, am Fischflusse bey Hinterbruyntjes-Höhe, nebst Antilopen, sogenannten Hirschhieren und Springböcken zu Hunderten und Tausenden, wo ein Weibchen geschossen und von den Hottentotten verzehrt wurde. Reise 210. 339. 387. 443.

Ein lebendiges und altes Männchen in Paris war 6 Schuh 3 Zoll lang, Widerrist 3 Schuh 9 Zoll hoch, Kopf 1 Schuh 3 Zoll lang, Ohren 6 Zoll, Schwanz 2 Schuh 3 Zoll. Obschon es jung gefangen war, blieb es dessen ungeachtet scheu. Zwar ließ es bisweilen sich nahe kommen und selbst streicheln: aber ehe man sichs versah, schlug es aus; und wollte man es aus einem Pferch in den andern führen, so wurde es ganz wüthend, suchte zu beißen, fiel auf die Knie und zerbiß alles mit den Zähnen, was es erreichen konnte. Es schrie ganz anders als Pferd und Esel, besonders wenn diese Thiere an ihm vorbeigingen, sehr scharf uo uo zwanzigmal hinter einander, mehr wie das Heulen eines Hundes, als das Bellen. Es fraß wenig; 1 Bund Heu und etwas Haber oder Kleyen waren genug für einen Tag. Cuvier, Ménagerie Fig.

Lichtenstein ist dem Quagga oder wilden Pferd oft begegnet. Auf der sogenannten Quaggaflähe, zwischen dem Sonn-



tags- und Buschmannsfluß im Osten der Colonie, unweit der Südküste sahen sie dasselbe in Heerden von 80—100 Stück; sie nahmen aber im schnellsten Trabe die Flucht, ebenso die Heerden der Springböcke, welche nicht selten aus 2000 Stück bestehen. Man hat hin und wieder Versuche gemacht, sie zu zähmen, ist aber damit nicht weiter gekommen, als sie zum Ziehen abzurichten. Zum Tragen wurden sie noch nicht gebracht, und überdies sind sie so bissig, daß die Gefahren ihrer Wartung den Nutzen weit übersteigen würden. Pferde kann man viel wohlfeiler aufziehen oder kaufen. Im warmen Bockefeld sah er ein gezähmtes, das mit den Pferden auf die Waide gieng, und sich auch streicheln, aber schlechterdings nicht besteigen ließ. Selbst wilde kamen bisweilen, und grasten ganz ruhig unter dem Vieh der Reisenden. Reise I. 564. II. 267 u.s.w. In der Nähe der Karrooberge bemerkten sie, daß zwischen diesen Thieren und den Straußen eine besondere Zuneigung statt finde, beide sich zusammenhalten und die Quaggen bey der Flucht den Straußen immer folgen, weil diese ein besseres Gesicht haben, und daher die Gefahr von Ferne wahrnehmen; diese dagegen halten sich zu jenen, weil sie in ihrem Mist große Käfer finden.

Le Baillant hält ebenfalls dieses Thier für eine eigene Gattung, und bestätigt, daß dessen Heerden sich nie mit denen der Zebra mischen. Sein Geschrey hat Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde.

Außerdem hat er ein ähnliches, aber ganz isabellfarbenes Thier ohne alle Streifen, in dem Lande der Namaken angetroffen, wo es weißes Zebra heißt, ebenfalls in Heerden lebt, aber scheuer und wilder als irgend ein anderes in Africa ist, so daß er nicht im Stand war, eines zu erlegen, und mit einer gekauften Haut fürlieb nehmen mußte. Er nennt es geradezu wilden Esel. S. Voy. II. 133.

Burchell unterscheidet 3 gestreifte Thiere in der Cap-Colonie, das Quagga, das Zebra und das Dauw oder das eigentliche wilde Pferd (*E. montanus*), welches nur auf Bergen lebt, einen schmälern Huf hat und über und über, auch an den Füßen, mit einfachen schwarzen und weißen Bändern



geziert ist, während das Zebra nur in der Ebene lebt, braun und weiß gestreift ist, und zwar so, daß die braunen Streifen doppelt oder in der Mitte heller sind, und sich dieselben nicht bis auf die Beine erstrecken, welche daher weiß bleiben. Zu diesem wilden Pferd würden nun alle eigentlichen Zebra aus Congo, Abyssinien und der Cap-Colonie gehören, welche bisher abgebildet worden sind; den Namen Zebra behielt nur das von Burchell abgebildete, in der Ebene nah an der Capstadt vorkommende, mit ungestreiften, weißen Beinen. *Travels* S. 139. T. 6. Gray, *Zoolog. Journ.* I. 1824. tab. 9. fig. 1. E. Burchellii.

Auf diese Weise hätten wir nicht weniger als 5 Gattungen Zebra bloß am Bergebirge der guten Hoffnung, welche vielleicht weiter nichts als Abarten sind.

b. Asiatische Pferde.

3) Der Esel (*E. asinus*), Ane; Ass,

ist das kleinste von allen, einförmig aschgrau, das Männchen mit einem schwarzen Kreuz über Rücken und Schulter; Haarbüsch nur an der Schwanzspitze, und Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen.

a) Der wilde Esel (*Onager*)

ist bedeutend größer und muthiger als der zahme, das Haar glatter, mehr silberweiß und glänzend, die Ohren aufrecht. *Schreber* V. T. 312.

Dieser Esel, von welchem die Alten so vieles zu sagen wußten, ist in der neuesten Zeit fast ganz aus dem Gedächtniß verschwunden, weil wir nicht Herren der Länder sind, wo er vorkommt, und sie daher nicht zur Verbesserung der europäischen Eselzucht herbeychaffen können. Selbst die Reisenden gehen nur in Eile oder in Carawanen durch die Wüsten Asiens auf den großen Straßen, deren Nähe diese Thiere, natürlicher Weise, vermeiden. Pallas war es vorzüglich, welcher wieder die Aufmerksamkeit darauf lenkte und glaubwürdige Nachrichten darüber sammelte. Niebuhr hörte vor 60 Jahren in Arabien, und selbst Syrien, nichts mehr von ihnen, obschon sie zu Rautwols's Zeiten, vor 250 Jahren, daselbst nicht selten gewesen. Einige Reisende haben nur einzelne an orientalischen Höfen ge-



sehen, und Rubruquis ist der einzige, welcher sie unter dem tatarischen Namen *Kulan* in den Wüsten der großen Tatarey gesehen hat, so wie einige andere zwischen dem caspischen Meer und dem Aral-See. Nach den Alten waren sie durch ganz Kleinasien, Syrien, Persien und Arabien verbreitet. Die heil. Schrift erwähnt ihrer sehr oft, und setzt sie in die Nachbarschaft von Palästina und nach Mesopotamien, wo sie auch Xenophon in der Nähe des Euphrats angetroffen hat mit Straußen und Gazellen. Strabo setzt sie nach Cappadocien, Varro und Plinius nach Kleinasien überhaupt; Ammian Marcellin in das Land der Kurden; Plinius, Aelian und Arrian auch an die Nordküste von Africa, von wo sie wahrscheinlich auf die canarischen Inseln verpflanzt wurden, und sich in den Wäldern so vermehrt haben, daß man bey einer allgemeinen Jagd gegen 1500 tödtete.

Nach den übereinstimmenden Ausfagen der Nomaden, der Carawanen aus der Bucharey und der aus der Sclaverey zurückgekommenen Personen, sind unter dem Namen *Kulan* die bey allen Asiaten bekannten wilden Esel noch sehr zahlreich in den Wüsten der großen Tatarey; sie kommen jährlich heerdenweise in die bergigen Wälder östlich und nördlich des Aralsees, wo sie den Sommer zubringen, und sich im Herbst zu 100, ja 1000 sammeln, um südlich nach Indien zurückzukehren. Barboza (Ramusio I. p. 300.) will sie selbst in den Bergen von Malabar und Golconda gesehen haben; aber Persien, besonders die Gebirge um Casbin, ist sicherlich ihr eigentliches Vaterland, weil man sie daselbst das ganze Jahr findet. Pallas hat sich keinen verschaffen können, weil sie noch weit von der russischen Gränze bleiben, und nicht über 48° hinausgehen. Gmelin aber hat sie in den siebenziger Jahren an der Ostküste des caspischen Meeres beobachtet, und ein Paar nach Petersburg geschafft. Die Tataren lauern ihnen versteckt auf, und schießen sie bloß um des Fleisches willen, welches sie eben so lecker finden, wie ehemals die Römer das von denen aus Phrygien und Lycanien (Plinius Lib. VIII. cap. 44.). Die Perser dagegen fangen sie lebendig in Wolfsgruben und verkaufen sie theuer in die



Stutereyen, wo man sie zähmt und die prächtigen Esel zieht, welche man in Persten, Arabien und Aegypten reitet und theurer bezahlt, als selbst Pferde. Man färbt sie mit der Pflanze Kanna (Hennah, Lawsonia) roth, woraus Melian die rothen indischen Maulesel gemacht zu haben scheint. (Lib. XVI. cap. 9. p. 205. ed. Schneider.)

Die Thiere dieser Zucht halten viel länger aus als die Pferde, und gehen schneller als die Cameele. Sie machen, nach Niebuhr, in der halben Stunde einen Weg von 3500 Schritten, das große Cameel nur 1950, das kleine höchstens 3000. (Reise 311.) Das jung gefangene Weibchen in Petersburg machte den Weg von Astrakan bis Moskau, über 200 Meilen, hinter der Post, und hatte nur einige Nächte Ruhe. Es starb übrigens bald, wegen ungewohnter Nahrung und des sumpfigen Bodens, von dem der Huf weich wurde und in Stücken abfiel.

Es ist ausgemacht, daß der Esel das kalte und feuchte Klima weniger verträgt als das Pferd, welches in den russischen Bildnissen bis zum 56.° geht. Nimmt man dazu die schlechte Behandlung, welche der Esel in Europa erfährt, so wird seine Ausartung begreiflich. An seinem verstockten Wesen ist wohl auch sein feines Gehör schuld, welches für die Einsamkeit der Wüsten gemacht ist, nicht aber für das Gewühl der Menschen, wo er durch den vielerley Lärm betäubt wird; dafür spricht auch die Sitte der Engländer, ihm die Ohren abzuschneiden, um ihn williger zu machen. Um unsern Hausesel zu veredeln, müßte man ihn mit dem levantischen oder dem wilden selbst paaren, wie denn auch die Römer, nach Barro, ihre besten Maulthiere vom wilden Esel und der Stute gezogen haben. Wahrscheinlich sind die starken und muthigen Maulthiere Perstens, welche selbst Bären mit den Vorderbeinen angreifen, von einer ähnlichen Zucht (Bruyns Reise 139.). Die Lebensart der wilden Esel gleicht ziemlich der des wilden Pferdes und Dschiggetei; sie gehen truppweise hinter dem größten Hengste her, sammeln sich aber bey ihrer Rückkehr nach Süden, kurz nach der Zeit ihrer Paarung, in größerer Zahl. Die Hengste beißen und schlagen gegen einander hinten aus. Sie sehen, hören und riechen so gut, daß



es unmöglich ist, ihnen im freyen Felde nahe zu kommen; die Jäger lauern ihnen daher versteckt an den salzigen Sümpfen auf, wohin sie, obschon selten, zur Tränke kommen.

Das Weibchen zu Petersburg soff bey feuchtem Wetter oft 2 Tage lang nicht, und dann zog es schwach gesalzenes Wasser dem süßen vor, fraß auch gern Brod mit Salz. Es war zu- traulich und lief seinen Wärtern nach, widerstand aber hart- näckig, wenn man es wider seinen Willen führen wollte, ließ sich auch nicht von hinten nahe kommen, und schlug aus, wenn man es auf dem Kreuze berührte. Seine Länge betrug nur 5 Schuh  $4\frac{1}{2}$  Zoll, wovon der Kopf 1 Schuh  $6\frac{1}{2}$  Zoll; Widerrist 3 Schuh  $4\frac{1}{2}$  Zoll; Kreuz 3 Schuh 6 Zoll; Schwanz  $10\frac{1}{2}$  Zoll, mit den Haaren 19 Zoll; Ohren  $7\frac{1}{2}$  Zoll. Während seines Aufenthalts zu Derpent lief es immer ans caspische Meer, um zu saufen, suchte auch die Salzpflanzen auf, wie Kali, Melden, Gänsefuß und Knöterich; dann bittere Milchpflanzen, wie Löwenzahn und Lattich, endlich Klee, Esparsette, liebte auch Gurken und dürre Erbsen; berührte aber keine wohlriechenden Kräuter, keinen Hahnenfuß, Nesseln und überhaupt keine harten Pflanzen, wie Disteln u. dergl., welche der zahme Esel liebt. Die Perfer sollen die Jungen aufziehen mit Reis, Haber, Reißstroh und Brod. Der Hengst, den man mit dem Weibchen zu Casbin ge- kauft hatte, starb unterwegs, war größer und nicht so willig, 6 Schuh  $10\frac{1}{2}$  Zoll lang, wovon der Kopf 2 Schuh; Widerrist 4 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll; Kreuz 4 Schuh  $6\frac{1}{2}$  Zoll; Schwanz mit den Haaren 2 Schuh; Ohren  $11\frac{1}{2}$  Zoll, ganz aufrecht, und hatte auch das dunkle Kreuz, welches dem Weibchen fehlt.

Das Haar lind, fast wie Wolle, silberweiß; Kopf, Seiten des Halses, Rumpfes und die Hinterschenkel blond oder blaß- falb; der braune Rückenstreifen ist jederseits mit einem weißen begränzt, in welchen ein ähnlicher von den Weichen läuft, wie es schon *Oypian* angibt (*De Venatione* III. 183.); Mähne 4 Zoll hoch und dunkelbraun.

In der Bucharey, Astrakan und Persten macht man Cha- grin aus der Haut auf dem Kreuze. Man weicht sie ein bis die Haare abgehen, spannt sie sodann auf einen Rahmen, legt



sie auf Filz, der mit dem Samen von Gänsefuß (*Chenopodium*) bestreut ist, legt einen andern Filz darauf, tritt darauf herum und trocknet sie im Schatten; schabt dann die entstandenen Erhöhungen ab, legt sie wieder einige Tage in Wasser, dann auf kurze Zeit in heiße Lauge, und endlich auf Haufen, wo sich die von den Körnern eingedrückten Gruben erhöhen. Dann wird sie gefärbt grün, blau, roth und schwarz. *Acta petrop.* 1777. II. 258. tab. 11. 12. *Zoograph. ross.* I. 264. tab. 26. 27. In der neuesten Zeit hat sie wieder Elphinstone in der Sandwüste von Candahar, und Ker Porter in dem alten Medien gefunden. (*Travels in Persia etc. etc.* 1821. 4. I. pag. 459.) *Dureau de la Malle, Ann. sc. nat.* 27. 1832. 113. (*Ziss* 1835. 620.)

b. Der zahme Esel (*E. asinus domesticus*)

ist durch die lange Mißhandlung, besonders in Europa, so herunter gekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleicht; er bleibt nicht bloß viel kleiner, sondern hat auch eine matte aschgraue Farbe und längere schlaffe Ohren. *Buffon* IV. 377. T. 11—13. *Schreber* V. T. 313.

Der Muth hat sich bey ihm in Widerspänstigkeit verwandelt, die Hurtigkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit in Dummheit, die Freyheit in Geduld, der Muth in Ertragung der Prügel. Zum Ziehen ist er zu schwach; daher wird er bloß zum Tragen für seine Kräfte meistens übermäßiger Lasten gebraucht. Im Orient und in Africa wird er milder und verständiger behandelt; daher ist er auch ein stattlicheres und edleres Thier, auf dem zu reiten sich niemand zu schämen braucht. Bey uns wird er zum Tragen, meistens der Mehlsäcke aus den Mühlen, gebraucht, und nur ganz arme Leute spannen ihn vor den Karren. Er nimmt mit dem schlechtesten Gras und Heu, mit stacheligen Kräutern und mit Kleyen fürlieb, säuft aber nur helles reines Wasser, und verlangt einen trockenen reinlichen Stall. Sein unangenehmes Geschrey heißt Jähnen; er paart sich im May oder Juny, trägt 11 Monate und wirft ein Fohlen, welches 5 Monate saugt, sehr artig und lustig, und schon im zweyten Jahr reif, aber erst im



vierten Jahr ausgewachsen ist, und sein Alter über 30 Jahre bringt. Die Milch ist sehr nahrhaft, wird den Schwindsüchtigen empfohlen, und zum Verfertigen der Parmesankäse angewendet, das Fell zu Trommeln und Pergament.

#### Bastarde.

Man hat schon seit den ältesten Zeiten Bastarde vom Esel und Pferde gezogen, weil sie stärker als der erste sind, und dauerhafter, besonders die Wallachen, als das letzte. Diese Bastarde kommen bereits häufig in der Bibel vor, bey Homer, Herodot, Aristoteles, Plinius, Varro, Columella u. s. w.

a) Der Bastard vom Esel und der Stute heißt Maulthier (*Mulus*, *Oreus* Arist.), Mulet.

Es wird vorzüglich im wärmern Europa gehalten zum Reiten und Fahren, und zwar an Staatskutschen, weil es höher als das Pferd wird, dauerhafter ist und sicherer geht. Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme schlagen nach dem Vater.

Unter sich pflanzen sie sich nicht fort; aber vom Pferde bezeugt wird es bisweilen trüchtig, und wirft nach 12 Monaten, wie die Stute; dieses Junge aber pflanzt sich nicht weiter fort. Cetti I. 53. Schreber T. 314.

Die Alten hatten noch einen Bastarden vom Maulthier und der Stute (*Ginnus*). Aristoteles VI. 24.

b) Der Bastard vom Pferd und der Eselinn heißt Maulesel (*E. hinnus*, *Burdo*, *Burrichos*), *Petit mulot*, *Bardeau*.

Sie sind kleiner und schwächer als das Maulthier, und sehen mehr wie Esel aus, sind aber braun. Sie kommen allein bey uns vor, und zwar nur in manchen Mühlen. Gesner 703. Buffon 1766. XIV. 436. Schreber T. 315.

c) Man hat auch schon Bastarde vom Esel und der Zebra-stute in England und Frankreich bekommen. Sie sahen ziemlich aus wie der Esel, graulich, mit dem schwarzen Kreuz und solchen Bändern auswendig aus den Beinen. Pennant I. 13. Fr. Cuvier, *Mammif.* livr. 15.

4) Der Halbesel (*E. hemionus*)

hat ebenfalls die Kennzeichen des Esels, sieht ziemlich aus



wie das Maulthier, hat ein Eselskreuz, ist aber falb, Mähne, Rückgrath und Schwanz braun.

Die Kenntniß dieses Thiers, welches in der Mongoley Dschiggetei (Langohr) heißt, verdankt man dem Reisenden Messerschmidt, welcher es vor etwa 100 Jahren in Dawurien entdeckte, dawurisches Maulthier nannte und es für den Halbesel (Hemionus) des Aristoteles (VI. 24.) erkannte, welcher sich damals in Syrien fortpflanzte. Nach Plinius finden sie sich auch in Cappadocien (VIII. 44.), nach Aelian in Indien (XVI. 9.).

Die eigentliche Naturgeschichte davon verdanken wir auch Pallas, welcher sie, nach vierjährigem Suchen, an der Gränze der Tatarey, 1772, am Ende der dawurischen Ebene, in der Nähe des Flusses Argun, gesehen hat; ihr eigentlicher Aufenthalt aber ist die Mongoley, in der Nähe von salzigen Seen, und die Wüste Gobi. Von da schweiften sie ehemals truppweise mit einem Anführer herüber in die russischen Gränzen, jetzt aber nur einzeln und verirrt. Sie lieben vorzüglich trockene aber grasreiche Bergwaiden, und sollen sehr wenig saufen, was in solchen dürren Gegenden eine gute Eigenschaft ist. Sie laufen viel schneller als irgend ein Pferd oder Maulthier, lassen sich aber schlechterdings nicht zähmen, obschon es die reitlustigen Nomaden oft mit jung aufgezogenen versucht haben. Sie werden jedoch häufig, um des Fleisches willen, gejagt, aber nie im freyen Felde erreicht, sondern nur aus einem Hinterhalt geschossen, besonders in der Nähe von Salzlecken. Erblickt der Anführer einen auf dem Boden heranrutschenden Jäger, so entfernt er sich von der Heerde, und untersucht mit großen Umschweifen den Gegenstand, wobey er manchmal geschossen wird; sonst aber kehrt er plötzlich um und treibt seine Heerde, von etwa 20 Stuten und Jungen, fort. Gewöhnlich sind es jedoch nur 5—6. Sie tragen den Kopf hoch, wie die Hirsche, und wiehern fast wie die Pferde. Die jungen Hengste müssen sich ferne halten. Sie paaren sich im August und sollen im Frühjahr werfen. Sie beißen und schlagen wie die wilden Pferde, denen sie viel ähnlicher sind als dem Esel.



Das Winterfell ist blasser, graulichweiß und rauch, auf dem Rücken kraus. Ein dreijähriges Weibchen gleich in Größe und Aussehen dem Maulthier, war aber viel schöner; der Kopf größer als der des Pferds; die Mähne nicht viel über einen Zoll hoch. Ganze Länge  $6\frac{1}{2}$  Schuh, davon der Kopf 1 Schuh  $8\frac{1}{2}$  Zoll; Widerrist 3 Schuh 10 Zoll; Kreuz 4 Schuh  $3\frac{1}{2}$  Zoll; Ohren 7 Zoll; Medicinal-Gewicht 560 Pfund. *Novi Comm. petrop. XIX. 1774. 394. tab. 7. Schreber Taf. 311. Fr. Cuvier, Mammiferes.*

Von diesem Thier ist noch nie auch nur ein einziges Exemplar nach Europa gekommen.

5) Das Pferd, Ross, Gaul (*E. caballus, Hippos*), Cheval, Horse

unterscheidet sich von allen seinen Cameraden nicht bloß durch seine ansehnlichere Größe und schönere Gestalt, sondern auch durch kurze aufrechte Ohren, eine fliegende Mähne und Daumenwarzen an allen 4 Füßen; kein dunkles Kreuz auf dem Rücken. *Buffon IV. S. 174. Taf. 1—10. Schreber V. T. 309. 310. Ridingers Entwurf 1755. Fol.; dessen Vorstellung der Pferde nach ihren Hauptfarben 1770. Taf. 1—50. D'Alton, Naturg. d. Pf. 1810. Imp. Fol. T. 1—50.*

Das Pferd ist gegenwärtig, wie die Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Hunde, über die ganze Welt verbreitet, fast so weit als der Mensch selbst, und daher allgemein bekannt. Es gibt auch darüber so viele Schriften und prächtige Kupferwerke, wie von keinem andern Thier. Man hat alle seine Theile, Eigenschaften, Bewegungen, Krankheiten u.s.w. aufs Genaueste studiert, und sogar seine äußern Verhältnisse in eine Art von Wissenschaft gebracht, fast wie beim Menschen.

Das Männchen heißt Hengst (*Etalon, Stallion*), das verschnittene Wallach (*Hongre, Gelding*), das Weibchen Stute (*Jument, Mare*), im verächtlichen Sinn Gurre, das Junge Fohlen und Füllen (*Poulain, Colt et Fole*); ein schlechtes Pferd heißt Mähre (*Rosse*), ein kleines Klepper (*Bidet*). Sein Geschrey heißt Wiehern (*Hinnire, Hennir*).

Wir finden das Pferd gezähmt seit der ältesten Geschichte



und zu allen Diensten gebraucht, wie gegenwärtig; zum Reiten, Fahren und im Kriege. Es ist ohne Zweifel das gelehrigste, folgsamste, muthigste und ausdauerndste, daher nützlichste aller unserer Hausthiere, welches zugleich mit seinem Begleiter, dem Hunde, zu unserem Vergnügen dient. Die Haut gibt gutes Leder, die Schwanzhaare Angelschnüre, Polster und Matrasen; die Tataren leben von ihrem Fleisch und ihrer Milch, und machen aus der letztern eine Art Brantwein, Kumys.

Zu den Zeiten des Aristoteles, des Plinius und Varro gab es noch wilde Pferde in allen drey Theilen der alten Welt, jetzt aber, wie es scheint, nur im mittleren Asien, besonders im südlichen Rußland, östlich vom caspischen Meere; an manchen andern Orten, besonders in Südamerica, sind sie verwildert, ein Beweis, daß sie eigentlich dem wärmeren Klima angehören.

Die gewöhnliche Farbe der Haare ist braun und schwarz, es gibt aber auch weiße oder Schimmel, Apfelschimmel, falbe, geschäcke, gewöhnlich braun und weiß, und dann bildet das letztere gern breite Streifen um den Leib, welche an das Zebra erinnern.

Sie haben allerley Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von andern Thieren unterscheiden; das Wiehern verschieden nach der Verschiedenheit ihrer Wünsche; die Vertheidigung durch Ausschlagen mit den Hinterbeinen, indessen auch bey manchen durch Beißen; die eigene Art des Saufens, indem sie Maul und Nase tief eintauchen, und das Wasser einsaugen; das Sehen im Finstern und das Finden des Weges, wo ihn kein Mensch mehr sieht; der kurze, oft nur 2—3 Stunden dauernde Schlaf, wo sich manche sogar nicht einmal legen; sie können sich nicht erbrechen, und daher sind Brechmittel unwirksam; endlich können sie viel Arsenik lecken, ohne Schaden.

Zum natürlichen Gang der Pferde gehört der Schritt (Pas), der Trab (Trot) und der Galopp. Es hat aber noch 3 andere Arten des Ganges gelernt, den Paß (Amble), wobey es, sonderbarer Weise, beide Füße einer Seite zugleich vorseht; den Mittelpaß (Entrepas), welches eigentlich ein geschwinder Trab ist, bey



welchem die Füße sich abwechselnd bewegen; endlich den kleinen Galopp (Aubin). Die Fußwurzel des Pferdes, oder die eigentliche Ferse, nennt man Knie, den Mittelfußknochen Röhrenbein (Canon), das erste Zehnglied Kugel (Boulet), das zweyte Fessel (Paturon), das dritte, woran der Huf sitzt, Kronbein.

Im Freyen waiden sie Gras; im Stall bekommen sie Klee, Heu und Haber, welcher letztere ihnen besonders nöthig ist, wenn sie stark arbeiten müssen. In diesem Falle bekommen sie täglich 12 Pfund und eben so viel Häcksel, des Abends 5 Pfund Heu; Kutschen- und Reitpferde kommen ziemlich mit der Hälfte aus. Man füttert sie in der Regel dreymal, Morgens um 5 Uhr, Mittags um 11 Uhr, Abends um 7 Uhr, und gib ihnen eben so oft Wasser; bisweilen eine Handvoll Salz unter das Futter.

Die gewöhnliche Länge des Pferds beträgt 8 Schuh, wovon der Kopf 1 Schuh 10 Zoll, die Höhe des Widerrists  $4\frac{1}{2}$ .

Sie werden im Frühjahr rossig, tragen ungefähr 11 Monate und säugen 4—5. Die Stute muß 5 Jahr alt seyn, der Hengst 6—10. Die Fohlen bekommen die Größe der Stute, die Gestalt, besonders der Gliedmaassen des Hengstes.

Sie sind bis in ihr zwanzigstes Jahr zur Arbeit brauchbar, können aber 40 und mehr Jahr leben.

Sie bekommen überall 6 Vorder- oder Rabzähne und 6 Backen- oder Stockzähne, die männlichen auch Eckzähne in der großen Lücke oder sogenannten Lade, zwischen den Vorder- und Stockzähnen, in welchem Raum das Gebiß oder die Querstange des Zaums, ihren Platz hat. Das Fohlen bekommt schon nach wenigen Tagen die Milchzähne; zuerst die zwey mittleren Vorderzähne oben und unten, bald nachher die vier andern, nach 3 oder 4 Monaten die vier letzten. Erst nach  $1\frac{1}{2}$  oder 2 Jahren fallen sie in derselben Ordnung aus; die mittleren werden in 14 Tagen durch größere, aber etwas gelbliche, ersetzt. Ein Jahr später fallen die folgenden aus, und erst bey einem Alter von 4 oder  $4\frac{1}{2}$  Jahr die äußern. Die bleibenden Vorderzähne heißen Rosßzähne. Sie haben oben eine Grube mit einem schwarzen Flecken, welchen man die Bohne nennt, und nach der



man das Alter des Pferdes bis ins neunte Jahr bestimmt, wenn es nehmlich Heu und Haber frist, und nicht bloß Gras. Nach 7 Jahren ist die Grube und der schwarze Flecken auf den zwey mittleren Zähnen abgekaut, nach 8 Jahren auf den folgenden und nach 9 auf den äußern. Eckzähne oder Haken kommen im vierten Jahr, bleiben sehr spizig bis zum sechsten, werden dann stumpfer bis zum zehnten. Nachher läßt sich das Alter nicht mehr genau bestimmen. Im achtzehnten Jahr zeigen sich graue Haare in Schweif und Mähne.

Um die Art zu verbessern, sucht man vorzüglich starke und schöne Hengste aus dem Orient zu bekommen oder aus England, wo man von denselben schon eine zahlreiche Nachzucht hat. Die jungen Pferde kann man nach dem dritten Jahr anspannen, nach dem vierten reiten.

Man hat jezt in den meisten Ländern Gestüte, woburch für eine bessere Pferdezuucht gesorgt wird. Sie werden daselbst auf die Waide getrieben. Ein Hengst reicht für 20 Stuten hin.

Die arabischen Pferde werden einstimmig für die schönsten und besten gehalten, besonders zum Reiten. Die Araber sind aufs pünctlichste besorgt, daß nur edles Blut mit einander gemischt wird, und halten deßhalb Stammbäume für die Pferde, welche bereits 2000 Jahre lang fortgeführt seyn sollen.

Sie sind von mittlerem Wuchs, mehr mager als fett, leicht, stolz und dauerhaft.

Auf sie folgen die barbarischen oder Berber, gewöhnlich grau und sehr tauglich zu Hengsten oder Bescheltern.

Beide sind die Stammeltern der englischen Pferde.

Außerdem gibt es eine Menge Arten, wie türkische, spanische, neapolitanische, friesische u.s.w. Die polnischen, ungarischen und russischen sind klein und unansehnlich, aber geschwind und dauerhaft. Dann hat man wieder Jagd-, Schuß-, Kriegs-, Reit-, Paß-, Wagen-, Kutschen- und Prachtspferde, welche alle besonders abgerichtet werden müssen.

Nach dem Menschen ist das Pferd, unter allen Thieren, den meisten Krankheiten unterworfen, und die Viehhärzte sind im



Grunde nur Rosärzte, so wie die Vieharzneykunde eigentlich eine Rosärzneykunde ist.

Was die Bastarde betrifft, wurde beym Esel bemerkt.

Ob es überhaupt noch irgendwo in der Welt wahrhaft wilde Pferde gibt, oder ob sie nur verwildert sind, läßt sich nicht leicht ausmachen. Herodot setzt wilde, und zwar Schimmel, an den Hypanis (Dniester), Strabo nach Indien, in den Caucasus, die Alpen, nach Iberien und Celtiberien, Plinius in den Norden, Varro nach Spanien, Leo Africanus, in sehr später Zeit, nach Nordafrika. Diejenigen, von welchen Pallas im südlichen Rußland in seiner Reise spricht, scheinen verwilderte oder Halbesel zu seyn.

Azara handelt am ausführlichsten von den verwilderten Pferden in Südamerica. Es kamen zuerst, 1535, andalusische nach Buenos Ayres, welche bald den Wäldern überlassen wurden, weil die Einwohner nach Paraguay auswanderten. Diese Pferde sind nun zerstreut südlich vom Platastrom bis nach Patagonien; einige leben auch nördlich vom la Plata. Sie halten sich überall in zahlreichen Heerden zusammen, nicht selten an 10,000. Sie sind sehr schädlich, nicht bloß, weil sie viel gute Waide abfressen, sondern auch, wo sie Hauspferde sehen, im Galopp auf sie loslaufen, wiehern, ihnen schmeicheln und sie endlich bestimmen mitzugehen, wodurch die Reisenden sitzen bleiben. Man kann sie jedoch durch vieles Lärmen vertreiben, wobey aber manchmal die ganze Heerde dicht geschlossen mehrere Kreise um die Reisenden läuft, ehe sie umkehrt. Bey Nacht ist man jedoch sicher vor ihnen. Die wilden Pampas essen ihr Fleisch, besonders von den Fohlen und Stuten; die Spanier tödten nur, wo Holzmangel ist, bisweilen eine fette Stute, um Feuer mit dem Fett ihrer Knochen zu machen. Häufiger werden sie gefangen, indem man drey faustgroße Steine mit  $2\frac{1}{2}$  Schuh langen Seilen an einander gebunden unter sie wirft, worein sich die Beine verwickeln, daß man Schlingen werfen und sie binden kann. Man bevestigt sie dann mit einem ledernen Kappzaum an einen Pfahl, läßt sie 2—3 Tage hungern und dursten, wallacht sie, und braucht sie dann wie zahme Pferde.



Die Gütter- oder Weidenbesitzer verfolgen sie aus allen Kräften, halten zu Pferd Treibjagden und tödten sie mit Lanzen, was am besten gelingt, wenn man sie in eine Bergschlucht jagen kann. Sie sind eben so groß und stark, als die Hauspferde, aber nicht so schön, der Kopf und die Beine sind dicker, Hals und Ohren länger. Sie haben keinen gemeinschaftlichen Anführer, aber jeder Hengst sammelt um sich so viel Stuten als er kann, und daher theilt sich die große Heerde in viele Truppen, die aber nahe beysammen bleiben. Sie sind alle braun und schwarz, nicht geschäckt; die letzteren jedoch selten, woraus man schließen darf, daß die ursprüngliche Farbe braun war. Die Haare sind nicht länger als bey den zahmen, welche hier wegen des ebenen, steinlosen Bodens nicht beschlagen werden. Man will einige zahme Pferde gesehen haben, welche hinter den Ohren 4 Zoll lange Hörner hatten, wie die Rinder. [Thomas Bartholin spricht von mehreren dergleichen, und bildet zwey ab, welche einem Pferde zu Copenhagen aus den Ohren gewachsen waren, von 1—3 Monat abfielen und wieder wuchsen. Sie glichen Hahnesporen, waren hart, krumm, glänzend wie Perlen, saßen aber nur in der Haut und waren beweglich. Hist. anat. Cent. II. 1654. Nr. 10.] Auf allen Güttern läßt man 30—40 Stuten mit einem Hengste frey laufen, sieht nur manchmal nach denselben und fängt sodann die Fohlen, auch wohl die Alten, wenn man ihrer bedarf. Verwilderte Esel gibt es sehr wenige, und sie haben ein schlechtes Aussehen, ebenso die Maulthiere vom Esel und der Stute; andere gibt es nicht. Paraguay II S. 296.

Die halbwild gehaltenen Pferde in Paraguay gewöhnt man, je nach ihrer Art, in besondern Truppen zu leben. Sind sie gegen 3 Jahre alt, so theilt man einem Hengst in einem bestimmten Revier etwa 12—18 Stuten zu, welche er gegen andere Hengste vertheidigt; gibt man ihm zu viel, so hütet er sie nicht mehr. Die Fohlen leben bis ins dritte oder vierte Jahr bey ihren Müttern, von denen sie, so lange sie noch saugen, vertheidigt werden, bisweilen selbst gegen den Jaguar, und nicht selten gegen die Maulthiere, bey denen sich zu Zeiten eine Art von



Mutterliebe regt, so daß sie durch List oder Gewalt ein Fohlen entführen und ihm ihre milchleeren Euter darbieten, wobey es natürlicherweise zu Grunde geht. Die Wallachen kommen in ein besonderes Revier. Obschon sie jede Woche zusammengetrieben werden, damit sie sich nicht zu weit entfernen, so brauchen doch 1000 und mehr keine Viertelstunde, um sich wieder in dieselben Haufen von 10—30 Stück abzusondern. Der Hengst ruft durch Wiehern seine Stuten zusammen, und zieht wieder auf seinen Waideplatz; ebenso die Wallachen. Am liebsten halten sich gleichgefärbte zusammen. Auch für ihre Weiden zeigen sie große Anhänglichkeit, und man hat Beyspiele, daß sie aus einer Entfernung von 80 Stunden wieder dahin zurückgekehrt sind. Zuweilen brechen aber die Pferde einer ganzen Gegend auf, und rennen haufenweise davon. Das geschieht, wenn nach anhaltender Dürre plötzlich ein starker Regen fällt; man glaubt, sie thäten es aus Furcht vor dem Hagel, der nicht selten das erste Gewitter begleitet.

Die Sinne dieser halbwilden Pferde scheinen schärfer zu seyn, als die der gezähmten. Sie scheinen nicht weit zu sehen, aber sehr gut zu hören, indem sie oft des Nachts durch die Bewegung ihrer Ohren das Vernehmen eines Geräusches verwahren, nach welchem der Reiter vergebens horcht. Noch schärfer ist ihr Geruch, durch den sie sich mit ihren Umgebungen bekannt machen, indem sie den Reiter, das Reitzeug, den Schopf beriechen. Durch ihn wissen sie in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszuwittern und denselben auszuweichen, auch bey dunkler Nacht oder dichtem Nebel den Weg nach ihrer Wohnung oder ihrer Waide zu finden. Werden sie durch einen fremden Gegenstand erschreckt, so kann man sie am leichtesten besänftigen, wenn man sie daran riechen läßt. Auf die Entfernung nützt ihnen aber der Geruch nichts; einen Jaguar wittern sie nicht auf 50 Schritt, und werden daher ihnen häufig zur Beute. Verstiegen die Quellen, so kommen sie vor Durst um, während das Hornvich andere aufsucht, und dieselben 5—10 Stunden weit wittert. Ihr Geschmack ist sehr verschieden, die einen gewöhnen sich leicht an das Stallfutter, welches aus Welschkorn, Manioc und Zuckerrohr



besteht, und lernen allerley Früchte, selbst an der Sonne getrocknetes Fleisch fressen, während andere eher verhungern, als daß sie außer ihrem gewohnten Gras etwas anderes berührten. Ihr Gefühl ist endlich sehr abgestumpft, theils durch das Leben unter freyem Himmel, theils durch die Mosquiten und Bremsen.

Im Allgemeinen sind sie gutartig, werden aber oft durch die gewaltsame Wändigung störrisch und suchen den Reiter abzuwerfen. Ist eines als Fohlen von einem Jaguar verwundet worden, so erschrickt es vor einer jeden Vertiefung im Grase, ja vor dem eigenen Schatten. Hat man sie zu jung zum Ansprennen der Ochsen abrichten wollen, wobey sie dieselben mit der Brust umwerfen sollen, so weichen sie später jedem Thier aus.

Unter ihren geistigen Fähigkeiten ist ihr Gedächtniß zu bewundern. Pferde, die nur einmal den Weg von Billa real nach den Missionen gemacht hatten, kehrten auf demselben nach mehreren Monaten wieder zurück, obschon er mehr als 100 Stunden beträgt. Sind zur Regenzeit alle Wege voll Pfützen und bodenlose Stellen, so trägt es doch den Reiter, wenn er es ruhig gehen läßt, bey Nacht wie bey Tag sicher fort. Sie beriechen dabey bald den Boden, bald befühlen sie dessen Festigkeit mit einem Vorderfuß. Das rührt nicht von Mangel an Muth her, denn sie stürzen sich dem wüthenden Stier und selbst dem Jaguar entgegen, springen vom schroffen Ufer in die Flüsse und durchschneiden in vollem Lauf die Feuerlinie eines brennenden Feldes.

Man bedient sich ihrer bloß zum Reiten, hält sie aber so schlecht, daß sie in 12 Jahren schon alt aussehen. Werden sie krank, so schickt man sie auf die Waide, wo sie entweder von selbst wieder gesund werden, oder umkommen.

Die Esel sind in diesem Lande fast ganz verkümmert, und werden daher nur von den bekehrten Indianern gebraucht. Auch die Maulthiere sind schwächer als die europäischen, und tragen höchstens eine Last von 4 Centner 4—6 Stunden weit. Kenger, Paraguay 331.



12. Junst. **Widerkäuer.**

Hufe gespalten; drey Backenzähne gefaltet, davor oben 3, unten 2 Lückenzähne, oben kein oder höchstens ein Schneidzahn, unten je drey mit einem angeschlossenen Eckzahn; meist 2 Hörner.

Die Widerkäuer unterscheiden sich auffallend durch die vollständige Zahl der untern Schneidzähne und den Mangel der obern, wo das Zahnfleisch schwielig geworden ist, um den Zähnen zu widerstehen. Nur beym Cameel ist jederseits ein Schneidzahn vorhanden. Ueberhaupt weichen die Zähne auf eine eigenthümliche Art ab. Die Backenzähne bestehen aus 2 Regeln neben einander, oben schief abgestutzt und mit Querspalten bezeichnet. Vor denselben ist eine Lücke, wie beym Pferd, worinn oben meist ein spitziger Eckzahn steht. Im Unterkiefer schließt sich der Eckzahn dicht an die Schneidzähne an und bekommt ihre Gestalt; daher man diesen Thieren unrichtiger Weise acht Schneidzähne gibt.

Die Hufe liegen so dicht an einander, daß sie innwendig eine flache Seite bekommen und dadurch dreyeckig werden. Sie hängen am Mittel- und Ringfinger, und daher ist der äußere kleiner. Die beiden Mittelfußknochen sind bey der Geburt getrennt, verwachsen aber allmählich in ein einziges Röhrenbein (Canon) zusammen. Dahinter stehen bey den meisten noch die sogenannten Afterhufe am Zeig- und Ohr-Finger, bisweilen nur in eine Warze verwandelt. Der Daumen fehlt. Die Hörner stehen auf den Stirnbeinen und sind Auswüchse derselben, mit der Haut überzogen, welche bey den Rindern vertrocknet und das eigentliche sogenannte Horn bildet, bey der Giraffe weich und behaart bleibt, bey den Hirschen abfällt. Sie fehlen nur dem Cameel und dem Bisamthier.

Der Schwanz ist bey manchen lang, wie bey den Rindern, bey andern ganz kurz, nur ein Deckel, wie bey den Hirschen.

Der Magen ist in vier Säcke getheilt, wovon der erste und größte der Pansen heißt, der zweyte kleine und zellige die Haube, der dritte der Blättermagen und der vierte der



Labmagen. Das Futter kommt ganz roh in den Pansen, wird sodann in der Haube in Ballen geformt und aus demselben wieder heraufgetrieben in das Maul, wo es erst gekaut und sodann in den Blättermagen und endlich in den Labmagen kommt, wo es erst durch das Lab oder den Magensaft verdaut wird. Die 2 ersten Mägen sind daher nur als Kröpfe zu betrachten, und der dritte als Vormagen.

Der Darmcanal ist sehr lang und der Blinddarm sehr groß. Auch das Fett unterscheidet sich von dem aller andern Thiere, indem es hart wird und deshalb einen eigenen Namen hat, Talg oder Unschlitt.

Sie sind durch das Nervensystem characterisirt, was sich sowohl durch die Entwicklung der Sinnorgane als ihre geistigen Fähigkeiten ausdrückt. Sie sind verständig, daher gelehrtig, gehorsam und geduldig; sie lassen sich durch das Wort regieren, und bedürfen nicht des Zaumes und Leitseiles, wie das Pferd. Selten ist es nöthig sie anzubinden. Im wilden Zustande sind sie klug, vorsichtig und scheu.

Der Kopf ist bey den meisten wohlgestaltet und sieht gescheidt aus. Wenn man den Ochsen dumm nennt, so kommt es wohl nur daher, daß er nicht immer so gescheidt ist, wie wir.

Ihr Auge ist groß, schön und verräth Nachdenken. Das Auge des Ochsen und der Gazellen ist seit alten Zeiten berühmt. Die Ohrmuschel ist ebenfalls groß und beweglich; die Nase fleischig, nackt und feucht, die Zunge weich und lang. Mit den Füßen sind sie äußerst gewandt, klettern auf die höchsten Felsen und wissen auf Spizen und schmalen Absätzen zu stehen.

Die meisten fressen nichts als Gras, rübenartige Wurzeln und Getraide, manche doch auch Laub und Sprossen.

Sie sind für den Menschen die nützlichsten Thiere, sowohl wild als zahm. Jene sind der Hauptgegenstand alles Jagdvergnügens, und liefern außerdem Fleisch, Felle, Leder und Hörner; diese sind sogar seine Hauptnahrung geworden und seine Bekleidung von Kopf bis zu den Füßen durch die Felle, die Wolle und das Leder. Man braucht selbst die Haare zu Polstern, den Talg zur Beleuchtung, die Därme zu Saiten, die Blase zum



Verschließen der Gefäße, die Hörner zu Blasinstrumenten, Pulverhörnern und Rämmen, die Sehnen und Hufe zum Leimsteden u. s. w.

Sie zerfallen nach den Hörnern in 2 Abtheilungen.

A. Wiederkäuer ohne Hörner

finden sich ursprünglich nur in Asien und America, und weichen von den andern durch den Verlust der Hörner und dagegen stärkere Zahnbildung ab. Sie haben nehmlich starke Eckzähne; einige im Oberkiefer auch einen Schneidzahn jederseits.

1. G. Die Cameele (*Camelus*), Chameau,

haben einen unverhältnißmäßig langen Hals, eine platte Schafsnase, keine Hörner, dagegen oben einen Schneidzahn, oben und unten abgesonderte Eckzähne, und treten nicht auf die Hufspitzen, sondern auf die Lopen oder die weichen Zehenballen.

Die Cameele weichen von den andern Wiederkäuern ab durch den Mangel der Hörner, die Mehrzahl der Zähne und die Hufe, welche nicht wie ein Stiefel die Zehen umgeben, sondern nur obenauf liegen. Unten stehen drey Vorderzähne, wie bey allen andern, aber dicht dahinter ein längerer Eckzahn, sodann ein kleiner Lückenzahn, und weit davon ein anderer an die 3 ächten Backenzähne angeschlossen. Oben fehlen die mittleren Vorderzähne, aber der äußere ist vorhanden, nebst dem Eck- und abgerückten Lückenzahn; weit dahinter 2 andere an den 3 Backenzähnen.

Ihr Stammland ist bloß Asien und Südamerica, wo sie, wie der Esel, von den schlechtesten Kräutern leben. Sie können auch Tage lang dursten, weil sie, wie man glaubt, das Wasser in den Zellen aufbewahren können, welche sie nicht bloß in der Haut, sondern auch in einem Blindsack des Pansens haben. Sie werden auch, wie die Esel, bloß zum Tragen schwerer Lasten benutzt, womit sie den ganzen Tag sehr weit gehen können, aber ebenfalls sich hinlegen, und, aller Schläge ungeachtet, nicht weiter gehen, wenn ihre Kräfte erschöpft sind.

a. Die americanischen

sind kleiner, haben getrennte Zehen und keine Höcker auf



dem Rücken; auch fehlt oben und unten der erste Lückenzahn (Auchenia).

Sie leben wild nur auf der höchsten Gebirgskette der Anden, von Caracas bis gegen die Magellansstraße, vorzüglich in Peru und Chili, und breiten sich weder westlich noch östlich gegen Paraguay aus.

Einige nehmen jetzt drey, andere nur zwei Gattungen an.

1) Das Guanaco oder peruanische Schaf (*C. lama*) ist so groß als ein Hirsch, und trägt den Kopf, wegen des langen Halses, noch viel höher; Haare zottig, grob und hellbraun. Traill, Mém. Werner. Soc. IV. 1823. 492. Fig. Meyen, Leopoldin. Verh. XVI. 1833. S. 551. T. 40.

Es lebt wild auf den höchsten Gebirgen.

Das gezähmte heißt Lama, und wechselt in der Färbung wie unsere Schafe. Es hat Schwielen an Brust und Knöcheln, und wird als Lastthier gebraucht. Buffon, Suppl. VI. t. 27. Schreber L. 305. 306. Cuvier, Ménagerie. Fig.

2) Das Paco (*C. paco*), Alpaca,

wurde bald für eine Abart der Vicunne, bald des Lamas gehalten; ist viel kleiner als das letztere, mit langer röthlicher Wolle bekleidet, die nicht so fein ist, wie bey der erstern; hat keine Schwielen. Fr. Cuvier, Mammif.

Man zieht es vorzüglich um der Wolle willen, und es scheint wild gar nicht vorzukommen, was sehr dafür spräche, daß es nur eine Abart wäre.

3) Die Vicunne (*C. vicunna*), Vicogne,

hat die Größe und Gestalt einer Ziege, ist aber mit langen, rothbraunen Haaren und mit kurzer, sehr feiner und falber Wolle bekleidet; Ohren kurz behaart, innwendig nackt. Buffon XIII. 28. Supplément VI. tab. 28. Schreber L. 307.

Wohnt wild ebenfalls auf den höchsten Gebirgen, und wird gefangen wegen seiner feinen Wolle, woraus man sehr leichte und schöne Tücher macht.

a) Das Lama

wird schon bey der Eroberung Perus durch Pizarro, 1531, erwähnt, und zwar als eines Lastthieres. Sechs Leguen von



Saxamalca wohnten an einem mit Bäumen umwachsenen See indische Hirten mit Schafen von verschiedener Art, mit kleinen, wie die unserigen, und mit so großen, daß sie dieselben als Lastthiere zum Tragen ihrer Bedürfnisse brachten. Xerez, Conquista del Peru in Ramusio III. p. 376.

Pedro de Cieza ist der erste, welcher werthvolle Nachrichten über die Lama gegeben hat, und zwar mit genauer Unterscheidung der Verwandten, der Sorte und der Gattung. Er war 17 Jahr in America, und schrieb sein Buch von 1541 bis 1550. In seinem Capitel von den Widbern, Schafen, Guanacos und Vicunias, welche im größten Theile des Gebirges von Peru und Chili leben, sagt er: Es gibt keinen Theil der Welt, wo man so sonderbare Schafe findet, wie in Peru, Chili und einigen Provinzen des Platastroms. Sie gehören zu den vorzüglichsten und nützlichsten Thieren, die Gott erschaffen hat und gleichsam aus besonderer Sorge für die daselbst wohnenden Leute, welche ohne dieses Vieh nicht im Stande wären, ihr Leben zu fristen. In den Thälern der Ebenen säen die Eingeborenen Baumwolle und machen sich davon ihre Kleider; im Hochgebirge aber und vielen andern Gegenden, wie in der Provinz Callao, Sora, Charca wächst weder ein Baum noch Baumwolle, so daß die Einwohner nichts hätten, um sich zu kleiden. Daher gab ihnen Gott eine solche Menge von diesem Vieh, welches jedoch durch die wüthenden Kriege der Spanier sehr vermindert worden ist. Die Eingeborenen nennen die Schafe Lamas, die Widder Urcos. Die einen sind weiß, die andern schwarz, andere geschächt (pardos). Sie gleichen in der Größe einem kleinen Esel mit breiten Hüften und dickem Bauch; in dem Halse und der Gestalt dem Cameel, Kopf lang, im Aussehen wie der der Schafe. Das Fleisch dieses Viehs ist sehr gut, wenn es fett ist, besonders das der Lämmer. Sie sind sehr zahm, und gar nicht widerspenstig. Die Widder nehmen sehr leicht 2—3 Arroben (75 Pfund) auf den Rücken, und das Fleisch verliert nichts von seiner Güte durch das Lasttragen. Es ist wirklich ein großes Vergnügen auf dem Lande um Callao, die Indianer mit ihren Feldgeräthschaften ausziehen und des Abends nach Hause zu-



rückkehren zu sehen, mit Brennholz beladen. Die Thiere leben von den Kräutern der Felder. Wenn sie Schmerzen haben, so werfen sie sich nieder und ächzen, wie die Cameele.

Es gibt einen anderen Verwandten von diesem Thier, welchen sie Guanaco nennen, von derselben Gestalt, aber größer. Davon laufen große Heerden völlig wild in den Feldern herum, und springen mit solcher Leichtigkeit, daß der Hund, welcher sie fangen soll, sie kaum einholt.

Außerdem gibt es noch eine andere Sorte dieser Schafe oder Lama, welche Vicunias heißen. Sie sind noch hurtiger als die Guanacos, obschon kleiner, und gehen in den Wüsten herum, um die Kräuter zu fressen, welche ihnen Gott hat wachsen lassen. Ihre Wolle ist vortrefflich und so gut, ja noch feiner als die der Merinos-Schafe. Ich weiß nicht, ob man Tuch aus ihr machen könnte, aber dasjenige Zeug, welches für die Vornehmen dieses Landes gemacht wird, ist zum Verwundern schön.

Das Fleisch der Vicunias und Guanacos ähnelt im Geschmack dem Schaffleisch, ist aber gut. In der Stadt de la Paz habe ich geräuchertes Salzfleisch von einem fetten Guanaco gegessen, das mir so gut schmeckte, wie keines in meinem Leben.

Es gibt noch eine andere Gattung von zahmem Vieh, welches Paco heißt, aber sehr garstig und langwollig ist. Es hat die Gestalt der Lama oder Schafe, ist aber kleiner. Die Lämmer gleichen sehr den spanischen. Diese Schafe werfen während eines Jahres nur einmal. Ohne diese Widder und Schafe wäre man nicht im Stande, die vielen Waaren von Potosi, welches einer der größten Handelsplätze ist, hin und her zu schaffen. Chronica del Peru. 1554. 8. cap. III. p. 263.

Das erste Lama, welches in Europa selbst beschrieben und abgebildet wurde, landete 1558 zu Middelburg in Holland, und war für den Kaiser bestimmt. Es maasß vom Genick an 6 Schuh, wovon der Hals 2, die Höhe 4; die Färbung röthlich oder röthlichschwarz, Kopf ganz schwarz, Hals, Brust und die Füßenden weiß. Es war sehr zahm; wenn man es aber hinten drückte, so schlug es nicht aus, sondern warf Schleim oder Speisen aus



dem Maul entgegen. Es paarte sich mit Ziegen, aber ohne Erfolg. P. A. Matthiolus, Lib. V. Epistol.

Jos. Acosta, welcher um 1580 in Peru gewesen, vereinigt die Paco, Guanaco und indischen Schafe oder Lama in einem Capitel, und sagt: in Peru besteht der größte Reichthum in den indischen Schafen, welche die Eingeborenen Lama nennen. Sie kosten sie fast nichts, und liefern nicht bloß das Fleisch und die Kleidung, wie die Schafe in Spanien, sondern vertreten auch die Stelle des Last- und Zugviehs; sie brauchen sie nicht beschlagen, satteln und mit Haber füttern zu lassen. Diese Thiere dienen ihren Herren ganz umsonst, und nehmen mit den Kräutern des Feldes fürlieb.

Es gibt zwei Arten Lama, wovon die eine Paco heißt oder Wollschaf; die andere kurze Haare hat aber besser trägt. Sie sind größer als die größten Hammel und kleiner als Kalben, und haben einen sehr langen Hals, wie die Cameele, der ihnen auch nöthig ist, weil sie hoch auf den Beinen sind. Es gibt von verschiedenen Farben: weiße, schwarze, graue und geschächte, welche Moromoro heißen. Die Indianer hatten vielerley Aberglauben, welche Farben sie zu den Opfern, nach Verschiedenheit der Zeit und der Feste, wählen mußten. Das Fleisch ist zwar hart, aber gut, besonders von den Männchen; indessen wird nicht viel gegessen, weil man auf den Hauptnutzen, die Wolle sieht und den Dienst, welchen sie durch Lasttragen erweisen. Die Indianer verarbeiten jene zu ihren Kleidern, und nennen die gröbere und gemeinere Hanasca, die feinere Cumbi, und aus dieser machen sie Tischteppiche, Decken und andere schätzbare Dinge von langer Dauer und von schönem Glanz, fast wie Halbseide. Merkwürdig dabey ist ihre Webkunst; sie machen auf beiden Seiten des Gewebes beliebig alle Arten von Arbeiten an einem ganzen Stück, ohne daß man ein Ende sähe. Der Incas von Peru hatte große Meister im Weben in dieser Art Cumbiweberey, und die geschicktesten wohnten im Quartier von Capachica, am großen See Titicaca. Sie färben die grobe und feine Wolle in sehr feinen und verschiedenen Farben mit vielerley Kräutern. Im Gebirge weben alle Indianer



und Indianerinnen in ihrem Hause (die zu ihren Bedürfnissen nöthigen Stoffe. Sie trocknen auch das Fleisch, welches sich sehr lang halten läßt und beliebt ist.

Gewöhnlich führen sie ganze Heerden dieser Schafe, wie Saumthiere beladen, oft in Banden von 3—500, ja manchmal bis 1000; sie tragen Wein, Welschkorn, Coca [Blätter von *Erythroxylon coca*, welche immer gekaut werden], Chuno [*Chenopodium quinoa*], Quecksilber und alle Arten von Waaren, und selbst die beste von allen, nemlich Silber; denn die Barren werden von Potosi bis Ariqua, 70 Leguen weit, getragen, früher bis Arequipa, 150 Leguen. Ich habe mich oft gewundert, diese Schafheerden mit 1000 und 2000 Silberbarren, welche über 300,000 Ducaten betragen, beladen zu sehen, ohne andere Begleitung, als einige Indianer, welche bloß die Schafe leiten, laden und abladen, und dabey höchstens noch einige Spanier. So schlafen sie alle Nächte mitten im Felde. Dennoch hat man auf diesem langen Weg noch nie etwas verloren; so groß ist die Sicherheit in Peru. Die Last eines Schafs ist 4—6 Arroben (zu 25 Pfund); ist die Reise lang, so machen sie täglich nur 2 oder 3 Leguen, höchstens 4. An Ruheplätzen, wo Quellen und Waiden sind, laden sie die Führer ab, schlagen Zelte auf, kochen und fühlen sich wohl, ungeachtet der langsamen Reise. Beträgt die Reise nur einen Tag, so tragen diese Schafe 8 Arroben, und gehen damit 8—10 Leguen; das müssen sie jedoch bloß bey den armen Soldaten thun, welche durch Peru wandern. Alle diese Thiere lieben die kalte Luft, und befinden sich wohl im Gebirge, sterben aber in den Ebenen wegen der Hitze. Bisweilen sind sie ganz mit Frost und Eis bedeckt, und bleiben doch gesund.

Die kurzhaarigen geben oft zu lachen. Manchmal halten sie plötzlich auf dem Wege an, richten den Hals in die Höhe, sehen die Leute sehr aufmerksam an, und bleiben so unbeweglich lange Zeit, ohne Furcht oder Zufriedenheit zu zeigen. Ein andermal werden sie plötzlich scheu, und rennen mit ihrer Ladung auf die höchsten Felsen, so daß man sie herschützen muß, um die Silberbarren nicht zu verlieren.

Die *Pacos* werden oft böß gegen die Ladung, legen sich



hin, und ließen sich eher in 1000 Stücke zerhauen, als daß sie aufstünden. Dann setzen sich die Indianer zu ihnen, und schmeicheln denselben, bis ihr Aerger vorüber ist und sie sich wieder aufrichten; es dauert aber bisweilen 2—3 Stunden. Manchmal bekommen sie die Krätze, woran sie sterben. Ein Indianer, welcher ein oder zwey solche Schafe hat, wird nicht für arm gehalten.

Es ist merkwürdig, daß alle diese einheimischen Thiere Bezware im Magen haben, die eingeführten dagegen nicht. Die größten und besten finden sich bey den Vicunnen. Man glaubt, sie kommen von einem gewissen Kraut her, welches gut gegen Vergiftung sey. Hist. nat. des Indes. 1600. S. 203.

Faber, der Herausgeber des Hernandez, gibt die erste Abbildung vom peruanischen Schaf oder Lama. Die Färbung gelblich, unten weißlich, auf dem Rückgrath ein schwarzer Streifen und am Halse dergleichen Flecken; die Haare nicht kraus, wie bey den Schafen, sondern kurz und anliegend, wie bey den Pferden, aber zart; die Ohren aufrecht, der Schwanz kurz, grau und wie eine Sichel nach unten gebogen. Gregor de Bolivar hat ihm folgende Schilderung des Thieres mitgetheilt:

Der peruanische Widder oder das Schaf hat seine eigentliche Heimath in Peru; man führt sie zwar auch in andere Gegenden, wie Neuspanien, aber mehr um der Neugierde als des Nutzens willen. Im Reiche Peru aber, das 4000 Quadrat-Meilen beträgt, ist ihre Menge, von Potosi bis Caracas, so ungeheuer, daß man behauptet, es würden jährlich 4 Millionen gefangen; von der Stadt Cusco bis gegen Caracas nehmen sie ab.

Dieses Thier ist den Einheimischen eben so nützlich als den Fremden; jene erhalten damit fast allein ihr Leben; diese aber kehren, durch seine Dienste bereichert, nach Spanien zurück: denn es liefert nicht bloß gutes Fleisch, sondern trägt alle Waaren von einem Orte zum andern. Man legt ihm gewöhnlich 150 Pfund, von 16 Unzen, auf, dem stärkern wohl 250. Es macht täglich 10 Leguen 5 Tage hinter einander, und ruht am vierten oder fünften aus; so macht es gewöhnlich Reisen von 500 Leguen. Es



geht so vest und sicher, daß man die Waare nur ein wenig anzubinden braucht. Am meisten dient es zum Tragen der Silbererze von Potosi zu den Pochwerken, und dazu sind beständig 300,000 auf den Wegen. Auf dem Rückweg bringen sie die Bedürfnisse und Speisen den Bergleuten.

Vom dritten bis zwölften Jahr kann es tragen: dann ist es aber schon alt und steht um. Es ist sehr zahm und für die Indianer ganz gemacht. Macht man auf der Reise einigen Halt, so läßt es sich ganz vorsichtig auf die Knie, damit die Ladung nicht abfalle; sobald der Führer pfeift, steht es auf und setzt die Reise ruhig fort. Es frist da und dort, wo es kann, aber nicht bey Nacht, welche Zeit es zum Wiederkäuen benuht. Es schläft auf dem Bauche, mit untergeschlagenen Füßen.

Unterliegt es der Last, so ist es durch keine Schläge weiter zu bringen, und schlägt bisweilen den Kopf rechts und links so lang auf den Boden, bis ihm die Augen und selbst das Hirn herausfallen. Zur Bertheidigung hat es nichts als seinen Speichel. Es hat am Bauche längere Wolle, und es gibt weiße, schwarze, graue, auch aus diesen Farben gemischte, welche Moromoro heißen. Ihre Länge beträgt 8 Spannen, die Höhe 5 bis 6; der Hals bisweilen allein 5, die Ohren eine, sind nach vorn gerichtet, der Schwanz auch eine; der Mist wie bey der Ziege. Hernandez, Thesaurus 1651. Fol. 660.

Die americanischen Cameele gleichen den asiatischen im Naturell und in der Lebensart, sind auch eben so sanft, gelehrig und brauchbar. Das Lama und das Paco tragen, wenn sie gezähmt sind, Lasten, und knieen nieder, um sich auf- und abladen zu lassen, wie die gewöhnlichen Cameele. Der Bau ihrer Füße und die Dicke des Haars machen Beschlag und Saumsattel unnöthig. Sie gehen zwar langsam, aber mit vestem Schritt, und sicher auch auf den steilsten Gebirgswegen. Sie wenden einen guten Theil der Nacht an, das, was sie den Tag über gefressen hatten, wieder zu käuen; und wenn sie schlafen wollen, legen sie die Füße unter den Bauch und stützen sich auf die Brust. Sie sind mit einem Ueberfluß von Fett zwischen Haut und Fleisch, und mit viel mehr Blut angefüllt, als die



Thiere der Ebenen, wodurch viel Wärme erzeugt und erhalten wird. Dadurch sind sie in den Stand gesetzt, auf den höchsten Anden, zwischen Schnee und Eis, zu leben.

Sie haben spitzige und besser, als bey den Cameelen, gebildete Ohren, einen geraderen und mehr verhältnißmäßigen Hals, einen ziemlich ebenen, nur bey dem Guanaco etwas gebogenen Rücken, einen schönern und behaarteren Schwanz, besser gebildete und schnellere Füße, längeres, weicherer und der Wolle näher kommendes Haar, so daß das Cameel dagegen wie ein Ungeheuer aussieht. Ihre Stimme nähert sich dem Wiehern der Pferde. Werden sie gereizt, so bedienen sie sich nicht der Füße oder Zähne, um sich zu rächen, sondern werfen dem Beleidiger den Speichel ins Gesicht. Das ist keine Fabel, sondern wirkliche Wahrheit. Dieser Speichel soll Blattern auf der Haut hervorbringen. Zur Paarungszeit, am Ende des Sommers, laufen sie wie rasend herum, brüllen und werfen viel Speichel aus; nachher werden sie sehr mager und verlieren das Haar. Sie werfen nach 5—6 Monaten ein Kalb, welches nach 3 Jahren reif ist; sie sollen übrigens 30 Jahr alt werden. Das Guter hat nur zween Striche. Molina, Naturg. v. Chili. 1786. 275.

Josephine, die Frau des ersten Consuls, hatte zu Mal-Maison 2 Lama, welche im Jahr 1803 von den Cordilleren kamen und den Weg über Santa Fe de Bogota in Neu-Granada und St. Domingo machten, ohne daß ihnen die Reise etwas schadete.

Sie sind nicht viel größer als ein Hirsch, das größte, ein Weibchen, maas von der Brust an 2 Schuh 10 Zoll, Widerrist 25 Zoll, Kopf 11 $\frac{1}{2}$ , Ohren 6, Schwanz 9; Umfang des Leibes 3 Schuh 10 Zoll; die Augen sehr lebhaft, die Ohren aufrecht und sehr beweglich. Die Physiognomie fällt sehr auf durch die gerade Linie, welche die Stirn und der Nasenrücken bilden, durch die Verlängerung der Oberlippe über die Nase hinaus und durch ihre tiefe Spalte.

Das Haar auf Kopf und Hals kurz, auf dem Nacken eine schwache Mähne von 3 Zoll langen Haaren, wie die auf dem Rücken und an den Seiten, welche etwas wollenartig und an



der Wurzel hin und her gebogen, sonst glatt und seidenartig sind. Der Rücken hat die Gestalt des Eselsrückens; bey dem Biegen des Halses wird der Nacken concav und liegt  $\frac{1}{2}$  Schuh tiefer als der Widerrist, wie bey dem Cameel; das Kreuz ist schwach, der Schwanz ziemlich kurz, die Wurzel ausgestreckt, dann gebogen. Die Färbung ist im Ganzen dunkelbraun mit röthlichem Schimmer; am Kopf einige kleine weiße Flecken, unregelmäßig vertheilt; Brust und Unterleib sehr kurz behaart, und die Füße noch kürzer und schwächer. Sie knieen nieder, wie das Cameel, und haben daher kleine Schwielen an Handwurzel und Knie, und eine größere am Bug.

Das jüngere Männchen ist dicker und wolliger, graulichbraun, der Kopf dunkler. Uebrigens ist die Färbung bekanntlich nicht immer dieselbe, wie bey allen Hausthieren.

Von dem Guanaco sagen die Reisenden, daß es sich vom Lama nur dadurch unterscheidet, daß es etwas größer sey und gleichförmig braun; es gibt auch so gefärbte Lama, und ein solches ist das von Schreber abgebildete Guanaco. Es ist offenbar nur der wilde Stamm des Lamas, welcher bekanntlich in großen Heerden lebt.

Die beiden Stücke zu Mal-Maison haben sich sehr gern, sind immer besammen, und wenn man eines hinter seinem Gitter läßt, so läuft das andere darum herum, und ruft es durch jeden Spalt. Ihr Laut ist ein sanftes Nechzen, das klingt wie hein. Während ihres Aufenthalts in Brest haben sie sich mehrmals gepaart. Ihr Mist gleicht dem der Sibase, und wird an denselben Ort gelassen. Sie sind sehr gutmüthig und schlagen kaum aus, wenn man sie noch so sehr schlägt; im größten Zorn speyen sie auf den, der sie plagt; ihr Speichel ist aber nicht schädlich. Das Weibchen hält auch auf dieselbe Art das Männchen ab. Sie fressen des Tags 10 Pfund Heu, und saufen sehr wenig; wenn sie waiden, gar nicht. Da sie nicht schwer und weit tragen, so wäre ihre Einführung in Ländern, wo man Pferde, Maulthiere oder Esel hat, von keinem Nutzen, wohl aber hinsichtlich der Wolle und des Fleisches; sie werden auch bloß um des letztern willen in Neugranada gehalten. — Unter



den frühern Abbildungen ist die von Frezier die beste, und dann folgt die von Buffon. Cuvier, *Ménagerie du Muséum* 1803. Fol. Fig.

Später kamen andere nach Mal-Maison, welche anders gefärbt waren; im Ganzen castanienbraun, aber Kopf, Kehle und Fußenden weiß; auf den Backen und über den Augen hellbraune Flecken von verschiedener Gestalt, bey Männchen, Weibchen und dem Jungen, welches sie daselbst hervorgebracht haben. Ihre Physiognomie ist nicht so gleichgültig und dumm, wie die der Cameele, vielmehr kühn, mit einem scharfen und doch sanften Blick. Höhe des Männchens am Kreuz 2 Schuh 7 $\frac{1}{2}$  Zoll, am Widerrist 2 $\frac{1}{2}$  Schuh, Länge des Kopfes 10 $\frac{1}{2}$  Zoll, des Halses 1 Schuh 3 Zoll, des Rumpfes 2 Schuh 4 Zoll. Fr. Cuvier, *Mammiferes* 1821. Fig. ill.

Das sind alle, welche man bis dahin in Europa gesehen hatte, etwa Spanien ausgenommen, wohin in der frühesten Zeit einige kamen. — Seitdem wurden aber einige herumgeführt.

Meyen sah die ersten Guanaco auf der Hochebene von Peru 14,000 Schuh hoch, in der Nähe des Nevado de Tacora, in kleinen Rudeln von 7—10, selbst 100 Stück, weidend an kleinen Bächen; sie waren gar nicht scheu, giengen oft dicht vor den Pferden vorbey, standen still und sahen sie an. Ihr Lauf ist nicht so schnell, wie man aus ihrer schlanken Gestalt schließen sollte; mit einem guten Pferd holt man sie in der Ebene leicht ein, aber selten mit einem Hund, vor dem sie in kurzem Galopp laufen, und wo möglich bergan; die Weibchen und Jungen voraus, oft von den folgenden Männchen mit dem Kopfe vorwärts gestoßen. Junge sieht man bisweilen in Häusern zur Unterhaltung der Frauenzimmer. Die Jagd ist den Eingeborenen und Reisenden von großem Nutzen, weil es daselbst keine andern Speisen gibt.

Die Färbung dieser niedlichen Thiere ist hell braunroth, die kurze Wolle mehr gelblichroth, die längeren Haare, welche von dem Rücken und den Seiten herunterhängen, mehr rothbraun; sie werden nie so lang und nicht dunkel rothbraun, wie bey dem Lama. So hat er es bey vielen Tausenden dieser Thiere in den



Gebirgen von Chili und Peru gefunden. Das Haar am Unterleib ist kurz und gelblichweiß, das Gesicht bläulichschwarz, die Stirn und die 2 Zoll langen Augenwimpern schwarz, der Rand der Ohren weiß. Widerrist 32 Zoll, Kreuz 40, Kopf 13, Ohren  $5\frac{1}{2}$ , Hals 17. Sie speyen, stoßen mit dem Kopfe, stampfen mit den Vorderfüßen und schlagen mit den hintern aus, springen auch wohl in der Noth über ein Geländer, so hoch als sie selbst. Reise um die Erde I. 1834. 4. 454. Leopold. Verhandl. XVI. 551. T. 40.

Er schlägt die Wichtigkeit des Lamas für die Peruaner eben so hoch an, wie die des Rennthiers für die Lappländer. Sie werden in ungeheuern Heerden auf den Hochebenen von 9—10,000 Schuh gehalten und des Nachts in eine Einfriedigung von einer Steinmauer, nur  $3\frac{1}{2}$  Schuh hoch, gesperrt. Des Morgens läßt man sie heraus, und dann galoppieren sie, ohne Hirten, auf die Berge zur Waide, von der sie des Abends wieder zurückkehren, häufig eine Strecke weit von dem Guanaco und der Vicunne begleitet. Reist jemand vorbei, so spizen sie schon von ferne die Ohren, und die ganze Heerde läuft im Galopp auf ihn zu, bleibt 30 bis 50 Schritt von ihm stehen, sieht ihn neugierig an und kehrt dann wieder auf die Waide zurück. Er schlägt die Menge derer, welche auf der Hochebene von Tacora, am See Titicaca und auf dem Passe von Puno nach Arequipa gehalten werden, über 3 Millionen an. Man benutzet nur die Männchen zum Lasttragen, die Weibchen zur Zucht. Sie tragen 60—100 Pfund, aber nur 4—6 Leguen weit. Wegen seiner Langsamkeit wendet man jetzt beym Bergbau zu Potosi meistens Maulthiere an. Daß man darauf ritte, hat er nie gesehen. Auch scheint die Erzählung von Acosta, daß sie oft plötzlich mit der Last auf Felsen liefen und sich bey Mißhandlungen den Kopf einstießen, eine Fabel.

Die Färbung ist sehr verschieden; die schönste hat Aehnlichkeit mit der des Guanaco, die kürzere Wolle hell gelblichbraun, die lange rothbraun. Ein solches ist abgebildet.

Das Moromoro ist eine Abart, welches sich durch Größe und geschäckte Färbung von weiß und schwarz aus-



zeichnet, und besonders zum Lasttragen tauglich ist; die Wolle schlechter.

Auch das Paco hält er nur für eine Abart, obschon der Kopf kürzer und runder ist und die Schwielen an Brust und Knöcheln fehlen, es auch nicht selten nur  $2\frac{1}{2}$  Schuh hoch wird, so daß die schuhlange Wolle bis zur Erde hängt. Sie wird 1 Schuh lang, feiner als die des Lama, und es wird hauptsächlich deshalb gezogen. Selbst die Eingeborenen halten alle drey nur für Abarten durch die Zucht entstanden. Leopold. Verhandl. XVI. S. 560.

b) Das Paco

ist eine Art von Lama, und ist nach allen Theilen des Leibes kleiner als das Lama, besonders in Kopf und Ohren, und daher auch schwächer. Es läßt sich nicht beladen, außer wenn hin und wieder einige neben den eigentlichen Lastthieren, nemlich den Lama, aufgezogen werden, in welchem Falle man sie dahin bringt, die Speisen und Kleider der Indianer auf ihren Rücken nach den Campos zu tragen. Ihre Wolle ist so reichlich, daß man bloß vom Kopf und Hals so viel scheeren kann, als von einem ganzen Schaf. Sie ist bey manchen so schwarz, daß man sie nicht zu färben braucht und das Tuch aussieht wie Seide. Andere sind nur schwärzlich, grau und weiß, wie bey uns die Schafe. Die Zeuge aus der Wolle sind sehr geschätzt; man macht daraus nicht bloß Kleider, sondern auch Tapeten, Schabracken, Bett- und Tischtücher, Damaste u. dergl., welche länger halten als die von Wolle und Seide, und nach 100 Jahren noch so glänzend sind, wie neu. Die Indianer halten ihr Fleisch für schmackhafter als das des Lamas, obschon sie täglich von beiden essen. Man findet bey ihnen Bezopare, die aber sehr klein sind, und ohne Werth. Sie haben gewöhnlich nur ein Kalb, selten zwey, und es läuft gleich mit der Mutter, welche 2 kleine Euter hat. Sie befinden sich am besten in den kältesten Gegenden, und bekommen in wärmern Kräfte, woran sie bald sterben. Faber in Hernandez Thesaurus 1651. p. 663.

Buffon hielt anfangs das Paco für einerley mit der



Wolfe  
 von der  
 stund  
 hoch  
 Sie  
 wird  
 halten  
 opold.

Vicunne, wurde aber durch folgende Nachrichten von Beliardy, der in Spanien Erkundigungen eingezo- gen, anderen Sinnes. Nach ihm unterscheidet man drey Arten von Lama in Peru, welche in den Provinzen Cusco, Potosi und Tucuman eigene Benennungen haben. Das eigentliche Lama ist etwas größer als ein Esel, aber viel länger; der Hals 30—40 Zoll lang, der Kopf ziemlich wie ein Fohlenkopf, wird immer hoch getragen; der ganze Leib mit langer Wolle bedeckt, viel kürzer aber an Hals und Bauch. Es gibt jetzt nur noch kleine Haufen von wilden auf dem hohen Gebirge; die meisten sind zahm, und pflanzen sich auch in diesem Zustand fort; sie werfen nur ein Junges. Seitdem Pferde und Maulthiere eingeführt sind, werden sie nicht mehr so viel gebraucht; eigentlich nur zur Arbeit auf dem Lande. Man bepackt sie wie die Esel, und sie tragen 80—100 Pfund; sie gehen nur im Schritt, und dienen daher vorzüglich den Frauenzimmern zum Reiten. Sie weiden frey, ohne sich zu entfernen. Man scheert die Wolle ab im Juny, benutzt sie aber nur, wie wir die Haare, obschon sie weich und schöner ist, als die Schafwolle.

Die zweyte Art ist das Alpaca; gleicht zwar ganz dem Lama, hat aber kürzere Füße, einen viel dickeren Leib und dichtere, feinere Wolle, die sehr geschätzt wird. Es ist ganz wild, und hält sich in Gesellschaft mit den Vicunnen.

Die dritte Art ist die Vicunne, ebenfalls gebaut wie das Lama, aber viel kleiner und ganz wild. Man hält bisweilen aus bloßer Liebhaberey einige in Lima, wo sie alles fressen, was man ihnen anbietet, Welschkorn, Brod und Kräuter. Sie hat noch feinere Wolle, und wird bloß deßhalb gejagt. Die Wolle auf dem Rücken ist dunkler und die feinste. Die an den Seiten heller, die auf dem Bauche silberfarben und am wenigsten geschätzt. Sie kommen abgesondert in den Handel.

Sie halten sich auf den höchsten Bergspitzen auf, und kommen heerdenweise in die Thäler, um zu weiden. Um sie zu jagen sucht man ihren Mist auf, den sie, aus einem besondern Trieb zur Reinlichkeit, alle an einem Orte fallen lassen. Dann lappt man die Stellen ein, wo sie entweichen könnten, jagt sie



gegen Felsen, wo sie stehen bleiben und sich an den Hinterbeinen fangen lassen. Man haut sie, unklugerweise, alle nieder, zieht die Haut ab, und bringt oft davon 500—1000 Stück nach Hause. Trifft man aber zufällig ein Alpaca, so ist es aus mit der Jagd. Das kühnere Thier springt über den Strick, und die Vicunnen nach.

In den nördlicheren Gegenden der Cordilleren, näher gegen Quito, findet man keine von den drey Arten mehr in der Wildniß. Man hält jedoch daselbst das gemeine Lama zum Tragen und zu den Feldarbeiten.

Man könnte die Vicunnen wohl nach Europa verpflanzen. Man müßte aber suchen, sie zu Lande nach Buenos-Ayres zu schaffen, weil sie auf der Fahrt um das Cap Horn leicht zu Grunde gehen könnten. Ein Boek, welchen man von 1773 bis 1778 zu Alfort hatte, war 4 Schuh  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang, der Kopf  $6\frac{1}{2}$  Zoll, die Ohren  $4\frac{1}{4}$ , Widerrist 2 Schuh 5 Zoll, Kreuz  $2\frac{1}{2}$  Schuh, Bauch von der Erde 1 Schuh 8 Zoll. — Seitdem ist kein solches Thier mehr in Europa gewesen. Buffon, Supplément VI. 211. tab. 28.

Molina, welcher selbst in Chili gewesen, widerspricht Buffon. Das Paco und die Vicunne paarten sich nicht mit einander, obschon sie einerley Gebirge bewohnten.

Das erste Alpaca, welches nach Europa kam, wurde von Fr. Cuvier beobachtet, beschrieben und abgebildet. Es unterscheidet sich hauptsächlich durch den Mangel der Schwiefeln an Brust und Füßen, obschon es sich legt wie die Cameele. Die Färbung ist gelblichbraun, Schwanz braun, Kopf grau, Nasenrücken dunkler, hinter den Backen röthlich, dahinter ein weißer Flecken. Die Gesichtshaare kurz und glatt, werden länger auf der Stirn und fallen von dem Rücken und den Seiten in langen Zotteln herunter, wie feine Wolle, oft 1 Schuh lang.

Es war ein Weibchen, sehr sanft, ohne besonders zutraulich zu seyn; nähern sich Fremde, so bläet es heftig und treibt den Speichel aus, gibt auch wohl Stöße mit einem Hinterfuß. Statt zu laufen galoppirt es, und um sich zu legen kniet es nieder. Es mistet immer an einem besondern Ort, weit von



seiner Wohnung, und läßt bisweilen ein Blöken hören, wie ein Lama. Höhe des Kreuzes 3 Schuh, bis zum Wirbel 4 Schuh 2 Zoll. Länge des Rumpfes von der Brust an  $3\frac{1}{2}$  Schuh, Schwanz 1. Man könnte es ohne Zweifel auf den südlichen Gebirgen von Frankreich einheimisch machen. Mammiferes 1821. Fig.

c) Die Vicunne.

Acosta, welcher viele Jahre in Peru zugebracht hat, sagt von den Vicunnen oder den inländischen Schafen, wie man sie dort nennt: Sie lassen sich leicht behandeln und sind sehr nützlich. Sie sind wild, und haben Aehnlichkeit mit den Ziegen, halten sich auch in den Wäldern und Gebirgen auf, und finden sich nur in Peru und Chili. Sie sind größer als die Ziegen, aber kleiner als die Kalben; ihr Haar fällt in die Farbe der getrockneten Rosen, ist aber etwas heller. Sie weiden und wohnen auf den höchsten Gebirgen, wo ihnen weder Eis noch Schnee schadet, ja vielmehr sie frisch und munter zu erhalten scheint. Sie gehen truppweise, sind sehr flüchtig und furchtsam, laufen sogleich vor andern Thieren und Jägern davon, indem sie die Jungen vor sich hertreiben. Sie vermehren sich nicht sehr, und daher haben die Incaskönige die Jagd verboten, für ihre eigenen Feste ausgenommen. Auch beklagt man sich, daß sie sich sehr vermindern, seitdem die Spanier ins Land gekommen, welche dieselben nicht schonen. Die Indianer sammeln sich bisweilen zu 1000—3000, umgeben einen großen Wald, treiben sie zusammen und fangen gewöhnlich 300—400, lassen aber die Weibchen laufen.

Sie scheeren dieselben, und machen aus der Wolle Decken von hohem Werth, weil sie wie weiße Seide aussehen, und, da sie nicht gefärbt werden, sehr lang dauern. Die Kleider davon sind besonders gut bey heißem Wetter; man thut die Wolle auch in Matrasen. Das Fleisch ist nicht besonders, wird aber doch gegessen. Außer der Treibjagd wirft man ihnen noch Stricke mit Blei an die Beine. Man schätzt auch ihre Bezoare. Hist. nat. des Indes 1600. S. 201.

Nach Molina hat sie fast die Größe einer Ziege, gleicht



ihr auch in Gestalt, Rücken, Kreuz und Schwanz, unterscheidet sich aber durch den 20 Zoll langen Hals, den runden Kopf, die kleinen aufgerichteten und spitzigen Ohren, die kurze offene Schnauze und die doppelt so hohen Beine. Der Leib ist mit einer feinen Wolle bedeckt, die gefärbt ist wie getrocknete Rosen, und jede künstliche Farbe gut annimmt. Die Einwohner machen Schnupf- und Halstücher daraus, Strümpfe, Handschuhe, Hüte u. s. w.; in Europa ist sie sehr wohl bekannt; man macht sehr feine Tücher und Kleider daraus, welche aber so theuer kommen als die seidenen. Man ist noch nicht dahin gelangt, sie zu zähmen.

Das Paco ist dicker als die Vicunne, hat eine längere Schnauze und längere aber nicht so feine Wolle. Die Peruaner haben zahlreiche Heerden von diesen Thieren, aus deren Wolle sie Stoffe machen, die wie halbseiden aussehen. In Chili gibt es weder zahme noch wilde. Ihren Aufenthalt und die Jagd erzählt er nach Acosta. Molina 277.

b. Asiatische Cameele,

sind größer, höher als ein Pferd, haben einen Lückenzahn mehr, verwachsene Zehen und einen buckeligen Rücken.

4) Das gemeine Cameel (*C. dromedarius*, arabicus),  
Dromadaire,

hat nur einen Höcker, ziemlich in der Mitte des Rückens. Gesner, Quadr. 1551. 172. Fig. Aldrovand, Bis. 1621. 908. Fig. Prosper Alpinus, Aeg. IV. cap. 7. tab. 12. Jonston Taf. 41. 44. Perrault, Mém. Acad. I. tab. 7. Buffon XI. T. 9. Schreber T. 303. Fr. Cuvier, Mammif. Livr. 13 & 28. Skelet, D'Altons Wiederkäufer T. 3.

Es ist diejenige Gattung, welche die Araber halten in Syrien, Babylonien, Aegypten, Abyssinien und in der Barbarey bis Marocco.

Eine kleinere, viel schnellere, Art hieß bey den Alten allein Dromedar oder der Läufer, gegenwärtig Maihari und Raguahil.

Das gemeine Cameel ist kleiner als das Trampeltthier, 5 bis 7 Schuh hoch am Widerrist, der Höcker nicht überhängend, die Schnauze nicht so dick, das Haar in der Jugend schmutzig



weiß, später röthlichgrau, lind, wollig und sehr ungleich, am längsten auf Nacken, Kehle und Buckel; hat, wie das Trampelthier, Schwielen am vorderen Ellenbogen und am Knie, hinten an der Kniescheibe und am Knöchel, und eine viel größere am Bug, worauf es sich legt. Es bringt sie schon mit zur Welt. Die Augen gleichen denen der andern Wiederkäuer; sie haben keine Thränenbälge, wie die Hirsche; die Naslöcher öffnen sich nicht vorn in der Schnauze, sondern dahinter; die Ohrmuscheln klein und rundlich, die Zunge weich, das Guter mit 4 Strichen.

Man kennt das Stammland dieser Gattung nicht; soll sich noch wild finden an der südlichen Gränze von Sibirien und China. Man hält sie nicht so weit nördlich, wie das Trampelthier; in Persien gibt es wenig; die Tataren haben nur das letztere; in Indien braucht man gar keines, und auch nicht mehr südlich vom Senegal. Es ist im Grunde das ausschließliche Hausthier der Araber, und wird daher nur in den Ländern gehalten, welche sie bewohnen. Ohne seine Genügsamkeit, sein Entbehren des Wassers, seinen schnellen Gang würden die durch Wüsten getrennten Völker nicht zu einander kommen können. Aegypten würde von Abyssinien, die Barbarey von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien von Persien, Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten seyn.

Sie tragen 700—1000 Pfund und mehr, und machen damit 10 Stunden; das kleinere, welches bloß zum Reiten gebraucht wird, 30 auf ebenem, trockenem Boden; in feuchtem schwellen ihm die Füße an, und es fällt. Beide gehen auf diese Weise 8—10 Tage, und fressen nichts als trockene, stachelige Kräuter in der Wüste; mitunter gibt man ihnen etwas Gerste, Bohnen oder Datteln; sonst magern sie ab, und der Buckel verschwindet fast ganz. Das Saufen können sie 8 Tage entbehren. Man gewöhnt sie beym Laden niederzuknieen. Den Sattel legt man vor den Hockel, so daß er ihn nicht berührt, weil er sonst wund und brandig würde. Sie lieben die Musik, und gehen besser, wenn man singt.

Obschon diese Thiere sehr sanft sind, so werden sie doch fast wüthend zur Hitzezeit, im Hornung und März, und sollen



sich dann an denjenigen rächen, welche ihnen einmal etwas zu leid gethan haben. Sie beißen, schlagen hinten aus und tödten bisweilen Menschen. Sie fressen 40 Tage lang fast gar nichts, treiben jeden Augenblick 2 große Hautblasen aus dem Maule, mit einem unangenehmen Röcheln. Uebrigens behält man für 8 oder 10 Weibchen nur 1 Männchen, die übrigen werden verschnitten. Nach 12 Monaten werfen sie 1 Junges, nur 2 Schuh hoch, aber in 8 Tagen schon 3; saugt 1 Jahr lang, ist ausgewachsen nach 6—7 Jahren, und lebt 40—50.

Das Fleisch der Jungen ist so gut wie Kalbfleisch, und die gewöhnliche Nahrung der Araber, welche es in Gefäßen aufbewahren, mit Fett bedeckt. Man kann melken, bis die Kuh wieder trüchtig ist. Aus der Milch macht man Butter und Käse; aus den Haaren verschiedene Stoffe und Filze; man scheert sie im Sommer, bestreicht sie mit Del und läßt sie an der Sonne liegen. Selbst der Mist wird gebraucht zur Feuerung; aus dem Fett, welches daraus schwißt, gewinnt man Ammoniak. Sie sind daher der Reichthum der Araber, und ihr einziger. Selbst die ägyptischen Bauern haben Cameele, nicht zum Pflügen, sondern zum Tragen ihrer Habseligkeiten und Ziehen der Wasserräder.

Das, welches Daubenton beschrieben, war lang  $7\frac{1}{2}$  Schuh, Widerrist 4 Schuh 8 Zoll, Kreuz 4 Schuh 7 Zoll, Kopf 1 Schuh 5 Zoll, Ohren  $3\frac{1}{2}$  Zoll, Hals 2 Schuh 7 Zoll, Schwanz 1 Schuh 4 Zoll, Umfang des Leibes 4 Schuh 10 Zoll, und wog 369 Pfund. Am Pansen hängt noch ein Sack, welchen die andern Wiederkäuer nicht haben. Das Wasser wird darinn aufgehoben. Buffon XI. 211. T. 9—24.

Es kam im Jahr 1798 ein Paar von Algier nach Paris, 3 Jahre alt,  $4\frac{1}{2}$  Schuh hoch mit dem Buckel, fast ganz weiß. Nach 3 Jahren war das Weibchen  $6\frac{1}{2}$  Schuh hoch, das Männchen 7, und beide röthlichgrau. In Aegypten hält man die weißlichen für die stärksten. Es gibt auch geschäckte, aber selten.

Die Härung beginnt nach der Hitze im April, und dauert 2 Monate, geht aber nicht so rasch, wie bey dem Trampelhier, sondern wie bey andern, so daß es nicht nackt wird. Die Haare des Buckels fallen zuletzt aus. Während der Hitze



sichert dem Männchen der Hals ebenfalls, wie bey dem Trampelt-  
thier, aber nicht bey dem Weibchen; doch schwellen nun die Euter  
an. Keines hat die Eflust verloren, oder die Blasen aus dem  
Maule geschoben, wie es die in heißen Ländern machen. Viel-  
leicht sind sie noch zu jung. Das Männchen frist täglich  
30 Pfund Heu, das Weibchen 20; jedes säuft einen Eimer  
Wasser. Der Mist hat Gestalt, Größe und Farbe wie Oliven.  
Das Weibchen ist sehr sanft, das Männchen aber ziemlich bos-  
haft; es sucht die, welche es nicht leiden kann, an eine Wand  
zu drücken und zu quetschen. Man ließ sie einige Zeit eine  
Pumpe treiben, und gab ihnen dann etwas Haber und Kleyen.  
Cuvier, Ménagerie du Muséum 1801.

Beide Gattungen bringen sehr brauchbare Bastarde hervor,  
welche aber unfruchtbar sind. Olearius, Reise I. 550.

Die Regierung von Toscana unterhält seit 2 Jahrhunderten  
auf dem Landgut San Rossore, bey Pisa, eine Stuterey von  
Cameelen, ohne Zweifel eingeführt durch den, wegen Beförderung  
der Naturwissenschaften so berühmten Ferdinand II. von Me-  
dicis. Anfangs hatte man nur 6 Weibchen. Im Jahr 1737  
ließ man dazu noch 7 Weibchen und 13 Männchen von Tunis  
kommen, so daß man 13 Paar hatte, welche seitdem gut ge-  
diehen und sich vermehrten. Das Landgut liegt in einer weiten  
Sandebene mit Bäumen, Sträuchern und groben Kräutern, also  
sehr passend für diese Thiere.

Im Jahr 1789 fanden sich daselbst 196 Männchen und  
Weibchen; im Jahr 1810 noch 170.

Sie haben nur einen Buckel, und gehören mithin zu den-  
jenigen, welche in Arabien, Aegypten und der Barbarey, beson-  
ders unter den Beduinen, verbreitet sind. Ihr Leib ist hager,  
die Haare weiß, aber mit verschiedenen Schatten von Rosenroth,  
Grau, Braun und fast Schwarz, kurz im Gesicht, länger an allen  
andern Theilen, auch am Schwanz.

Länge des Kopfes 20 Zoll, des Halses 3 Schuh 2 Zoll,  
des Rumpfes 5 Schuh, des Schwanzes 18 Zoll; Höhe bis auf  
den Buckel  $6\frac{1}{2}$  Schuh, Widerrist fast 6 Schuh.

Die Geißen sind reif nach 3 Jahren, die Böcke nach 4;



man läßt aber die letztern 6 Jahr alt werden. Die Paarungszeit fällt in den Hornung und März, und geschieht wie bey andern Thieren, auch in Gegenwart der Menschen. Beide sind fruchtbar ungefähr 12 Jahre lang. Die Männchen sind während der Zeit unruhig, schreyig und beißen selbst ihre Wärter; sie öffnen oft das Maul, treiben eine rothe, häutige Blase heraus, welche bey dem Einathmen wieder zurück tritt. Ein Männchen reicht für 20 und 30 Weibchen hin; sind ihrer 2 zu dieser Zeit bey der Heerde, so beißen und schlagen sie sich heftig herum. Nach 11—12 Monaten wird ein einziges Junges geworfen, welches aber nicht stehen kann, sondern 5—6 Tage lang an das Euter gehalten werden muß, obschon sich die Mutter bückt.

Um die Weibchen vor Unfällen zu bewahren, bringt man sie im ersten Monat und im letzten in einen großen Stadel, wo man sie mit Heu füttert, so wie alle andern, welche arbeiten während des Winters. Im Sommer laufen sie frey herum, und fressen Blätter von der Eiche, der immergrünen und der Kork-Eiche, der Erle und anderen Bäumen, Gesträuch, besonders Brombeerhecken, Heidekraut, Disteln und andere harte und trockene Kräuter, ohne grüne und zarte Kräuter anzurühren; sie saufen nur einmal des Tags, und könnten es viel länger entbehren.

Die zur Arbeit bestimmten werden nach 4 Jahren gezähmt, indem man ihnen ein Vorderknie biegt, ein Seil daran bindet und zieht, damit das Thier auf das gebogene Knie falle. Gelingt es nicht, so bindet man ihm auch das andere Knie, worauf es auf beide fällt und auf die Schwiele an der Brust. Dabey schreyt man etwas, gibt ihm einige schwache Peitschenhiebe und zieht es am Halfter nach unten, wodurch es sich gewöhnt, auf diese Zeichen sich zu legen. Dann legt man ihm einen Sattel auf, beladet es anfangs leicht, endlich schwerer und nöthigt es durch das Geschrey des Führers aufzustehen und zu gehen.

Mit 4—5 Jahren trägt es 680—800 Pfund, die stärksten 1000. Es ist unrichtig, daß die Thiere durch einen Laut zu erkennen geben, wann sie genug beladen sind. Das hängt bloß



von der Einsicht des Führers ab. Bey einer zu schweren Last würde es nicht aufstehen können, oder während des Tragens unterliegen. Eben so gewöhnt man sie zum Reiten. Das alles geht bey einem so furchtsamen und wehrlosen Thier sehr leicht und dauert nicht lang.

Beym Liegen ruhen sie auf 7 Schwielen, 1 auf der Brust, 2 an jedem Vorderfuß und 1 auf den hintern; sie bringen dieselben mit auf die Welt.

Ihr Gang ist hart und schwer, der Schritt langsam, aber weit. Sie machen in der Stunde  $1\frac{1}{2}$  und im Tage 15. Im Trab geht es viel schneller, aber man erlaubt ihnen denselben nicht.

Die Araber machen Wallachen, um sie auch während der 60 Brunfttage brauchen zu können, bey Pisa nicht, weil man gefunden hat, daß sie dann zu aller Arbeit zu schwach sind.

Sie leben nicht lang, die arbeitenden kaum 20 Jahre, die andern 25—30. Die Pferde werden bey ihrem Anblick scheu, daher die Pferdebesitzer dieselben eine Zeit lang in den Stall der Cameele stellen, um Unglück zu verhüten. Im Ganzen bringen sie Nutzen. Sie tragen Holz, Heu, Stroh u. s. w. zur Stadt und anders wohin. Mit den Haaren stopft man Matrazen und macht auch grobe Strümpfe daraus, aus der Haut Felleisen, Kofferdecken; sie kostet gegen 3 Gulden. Die Milch und das Fleisch wird nicht gebraucht. Anfangs hat man junge Cameele für 200—250 Gulden an Güterbesitzer verkauft. Da sie aber Bäume und Sträucher verderben, indem sie die Rinde abschälen, so geht dieser Handel nicht mehr. Bisweilen verkauft man eines an Thierführer für 100—150 Gulden.

Diese Cameele sind also viel schwächer, als die der Araber, welche mit ihnen 20—30 Stunden machen. Sie leben dort 40 bis 50 Jahre. Santi, Ann. Mus. XVII. 1811. 320.

Die Zähmung der Cameele reicht über die historische Zeit hinaus.

Es kommt sehr häufig in der Bibel vor, unter dem Namen Gamal. Hiob hatte anfangs 3000, dann 6000, und nach Mose's bestand der Reichtum der Patriarchen zum Theil aus



diesen Thieren. Die Midianiter und Amalekiter hatten so viele als Sand am Meer, und manche trugen Halschutze mit goldenen Bullen. Man brauchte sie zum Reiten, Tragen des Gepäcks, der Speisen, Waaren und Kostbarkeiten; sie wurden an den Wagen gespannt, wie es später auch Nero und Heliogabal im Circus gethan haben. Man brauchte sie endlich im Kriege, und zwar sehr vortheilhaft gegen die Pferde, weil diese vor ihnen scheu werden und fliehen. Auf jedem saßen zween Pfeilschützen, einer vor-, der andere rückwärts. Das Fleisch war den Juden zu essen verboten, wahrscheinlich weil die Zehen selbst nicht gespalten sind; Aristoteles empfiehlt es aber schon, so wie die Milch, und die Römer haben vorzüglich die Fäße geschätzt. Die jüdischen Kaufleute holten ihre Waaren, besonders Gold und Weihrauch, schon in Caravauen mit den Cameelen. Bochart, Hierozoicon I. p. 74.

Barthema (Wartoman) zog im Jahr 1503, am 8. April, mit einer Caravane von Damascus nach Mecca. Sie bestand aus 35,000 Cameelen und 40,000 Personen, und brauchte 40 Tage. Nach 3 Tagen kamen sie nach Mezerife, wo ein Herr wohnte, welcher 40,000 Cameele und eben so viele Pferde hatte, womit er weit und breit die Karnten plünderte. Man ritt 22 Stunden und ruhte dann 24, um den Thieren ihre Nahrung zu geben, welche nur in 5 Gerstenbroden besteht, von der Größe eines Granatapfels. Dann geht es weiter die ganze Nacht und fast den ganzen Tag, worauf man wieder ausruht. Alle 8 Tage ungefähr findet man Wasser, entweder in Brunnen oder Cisternen, oder indem man ein Loch in die Erde gräbt. Dasselbst bleibt man 1—2 Tage, um die Cameele, welche so viel als 2 Maulthiere tragen, ausruhen zu lassen. Die armen Thiere bekommen nur alle 3 Tage einmal zu saufen. Bey solchen Niederlassungen wird man immer von vielen Tausend Arabern angefallen, welche jedoch als ein feiges Volk von den zur Bedeckung auf Pferden mitreitenden Mamelucken, nur 60 an der Zahl, leicht zurückgetrieben werden. Einmal mußten auch die wehrhaftesten Männer auf den Cameelen ausrücken; es waren nur ihrer 300, und dennoch erschlugen sie 1600 Araber, welche freylich ganz nackt zu



Pferd saßen. Sie verloren dabey nur 2 Personen. Ramusio I. cap. 7. p. 149.

Arabien ist ganz voll von diesen Thieren. Sie werden daselbst für heilig gehalten, wegen des außerordentlichen Nutzens, den sie, bey einem geringen Aufwande, gewähren. Bey der sparsamsten Kost ertragen sie die schwersten Arbeiten. Man unterscheidet 3 Arten: das türkische, welches das kräftigste ist, das Dromedar, maurisch Egin, das edelste; endlich ein mittleres zwischen beiden. Auf diesen Cameelen beruht der ganze Reichthum, die Kraft und die Nahrung der Araber. Auf dem ersten schaffen sie ihre Waaren, ihren Hausrath und ihre Kinder fort, wozu sie sehr schöne Wiegen haben. Die andern werden gesattelt und gezäumt, und darauf reitet man durch ungeheure Wüsten und über weglose Berge. Darauf reiten die Curriere mit ihren Briefen durch ganz Arabien so schnell, daß sie in einem Tage so weit kommen, als mit einem Pferde in 4; sind sie ermüdet, so stellt sie die Ruhe von einer Stunde wieder her. Von Mecca bis Memphis, eine Reise von 40 Tagen, kommen sie in 10, und dabey geht es viele über Berge. Die Araber reiten auf diesem schönen Thier, wann sie ihre Bräute holen. Bey weiten Reisen und Kriegszügen bedienen sich auch die Türken und Könige einer Menge dieser Thiere zum Reiten und Tragen des Gepäcks und des Wassers. Es müssen nemlich immer die Caravanen der Kaufleute oder der Pilger eine bewaffnete Begleitung haben, welche vor und hinter dem Zug hergeht, Wache hält u. s. w. Zum Kämpfen aber im Kriege, wie die Pferde, werden sie nicht gebraucht, wie Plinius meynet.

Die dritte Art besteht bloß aus weiblichen Cameelen, welche man nicht mit Arbeit beschwert, um ihre Milch zu bekommen; sie laufen in den Wäldern herum, fressen Gesträuch, Acacien, Bermuth u. dergl. Die Cameelmilch ist besonders im wüsten Arabien die vorzüglichste Nahrung der Einwohner. Um des Fleisches willen werden sie selten getödtet, außer die ein- oder zweyjährigen in den Lagern. Aus den Haaren macht man ein Tuch, welches die Fürsten tragen und selbst venetianische Patrier.



Die Menge der Cameele ist so groß, daß auch der ärmste wenigstens ihrer 10 hat, viele 400 bis selbst 1000. In Aegypten soll es über 400,000 geben, in Arabien noch viel mehr; daher sie auch sehr wohlfeil sind. Zwischen Damascus und Babylon soll es dreymal so viel geben. Dieses sind Trampelthiere. Prosper Alpin, Aegypt. IV. cap. 7. p. 223. tab. 12.

In Aleppo wird das Fleisch der Cameele nicht gegessen, wohl aber von den in der Nähe herumziehenden arabischen Beduinen, besonders von jungen Thieren. Wird eines bey der Caravane lahm, so wird es sogleich geschlachtet. Man sieht daselbst 4 Spielarten: das turcomanische, arabische, den Dromedar und das Trampelthier. Das erstere ist größer, muthiger, haariger und dunkler als die anderen; es trägt auf jeder Seite 400 Pfund, kann aber die Hitze nicht so gut ertragen, und muß sorgfältiger gefüttert werden, und besonders Gerstenmehl und Häcksel bekommen.

Das arabische ist viel kleiner und schlanker, nicht so behaart und hellbraun; es trägt selten über 250 Pfund jederseits, begnügt sich aber mit Disteln und andern wilden Kräutern, und kann unglaublich lang dursten. Bey einer Caravane von Bassora blieben sie einmal 14 Tage ohne Wasser, was jedoch für etwas Außerordentliches gehalten wurde; sonst finden sie auf diesem Wege alle 3—4 Tage Wasser. Bisweilen ist man aber genöthigt, kriegführenden Stämmen auszuweichen; dann kann es 6 bis 7 Tage dauern. Auf diese Art kam eine Caravane von Mecca in die äußerste Noth, und ein Pilger versicherte mich, daß in mehr als einer Stunde von der Stelle, wo man endlich Wasser fand, die vorderen Cameele plötzlich auszogen, wüthend in den Teich rannten und so unmäßig sofften, daß viele auf der Stelle todt blieben. Es ist merkwürdig, daß sie zuweilen das Salzwasser vorziehen. Ich habe gesehen, daß sie über einen Bach setzten und bis ans Knie ins Meer rannten, um zu saufen. Daran war jedoch der Durst nicht schuld.

Sie machen in einer Stunde, nach Carmichael, 2200 Gänge oder Doppelschritt von 5 Schuh 4 Zoll, also etwa eine Meile, und kommen in 324 Stunden nach Bassora. Sie heben



zu gleicher Zeit beide Beine einer Seite auf, was schon Aristoteles gewußt hat (II. cap. 1.). Von den arabischen und den turcomanischen zieht man Mischlinge, welche besser als die andern sind und schneller gehen.

Das Dromedar ist nichts anderes als eine verfeinerte Art von arabischen Cameelen; es ist schlanker, hat einen leichtern Gang und soll in einem Tage so weit gehen, als andere in zwey bis dreyen, nehmlich wenn man auf ihm reitet, wozu man es allein verwendet.

Das Trampelthier ist von persischer Zucht, größer und haariger als das turcomanische, kommt aber nur bisweilen in den Caravanen von Bagdad nach Aleppo.

Das Haar, welches die Cameele verlieren, wird zu Filz verarbeitet, der Labett heißt und der Rasse fast undurchdringlich ist; man schlägt ihn um die Waarenballen, und die Hirten bedecken damit ihre Hütten. A. Ruffel, Naturg. von Aleppo. 1798. II. 32.

5) Das Trampelthier (*C. bactrianus*), Chameau, unterscheidet sich durch zween Höcker auf dem Rücken hinter einander; Färbung dunkelbraun. Gesner 162. Fig. Aldrovand 907. Fig. Prosp. Alpin IV. cap. 7. tab. 13. Buffon XI. T. 22. Knorr, Deliciae II. tab. K. 6. Schreber T. 304. Cuvier, Ménag. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. Fig.

Dieses Thier findet sich noch in der Provinz Turkestan ober dem alten Bactrien, woher es schon vor aller geschichtlichen Zeit bezogen wurde, und erstreckt sich bis Thibet und an die Gränzen von China. Es ist am meisten verbreitet, und erträgt alle Klimata, selbst sehr kalte; denn die Buräten und Mongolen führen sie bis an den Baikalsee, wo sie des Winters von den Birken und andern Bäumen leben, jedoch sehr abmagern. In Persien dagegen, Arabien, Aegypten und im übrigen Africa bedient man sich bloß des Cameels mit einem Höcker, und hält das Trampelthier nur wie ein anderes fremdes Thier, als einen Gegenstand der Neugierde. Es wird auch manchmal bey uns herumgeführt, und paßt überhaupt besser für gemäßigte Gegenden, weil es



auch die Pflanzen auf feuchtem und sumpfigem Boden nicht verschmählt.

Man hatte 2 Böcke zu Paris, 40 Jahr alt, 6 Schuh 3 Zoll hoch am Widerrist. Wenn der vordere Buckel hoch wird, so fällt er auf die Seite; der hintere bleibt mehr aufrecht. Jener liegt auf dem Widerrist, der andere fast auf dem Kreuz. Jedes frisst täglich 30 Pfund Heu oder Lucerne, bekommt aber keinen Haber; es säuft 4 Eimer Wasser im Sommer. Sie sind hitzig während des Winters, und fressen dann fast nichts, kaum 60 Pfund Heu in 2 Monaten, dagegen verzehren sie gern die Streu, worauf sie ihr Wasser gelassen. Man gibt ihnen Wasser mit etwas Mehl und Salz, wovon sie aber des Tags nur 2 oder 3 Flaschen nehmen. Sie schwitzen 14 Tage lang, und stinken dann sehr arg; darauf folgt ein Ausfluß am Rücken, nicht durch eine Oeffnung, sondern durch die Haut; es ist eine schwarze, kleberige, sehr stinkende Flüssigkeit, welche die Haare so beschmußt, daß man sie abschneiden muß; im Sommer ist sie röthlich. Sie haben nicht die Blase, welche das einhäckerige aus dem Maule treibt, sind aber sehr boshast und fast nicht zu bändigen, beißen und schlagen seitwärts mit einem Fuß, aber nicht mit beiden hinten aus. Wenn sie beißen, so suchen sie ein Stück Fleisch wegzureißen. Sie reiben sich unaufhörlich auf verschiedene Art, besonders scheint sie der Kopf zu jucken; denn sie legen sich oft mit der Nase auf den Boden, wie ein Spürhund. Ihr Mist gleicht nur kleinen Kugeln, wie Haselnüsse, und ist röthlich, sonst wie beym Esel. Sie lassen das Wasser eine Viertelstunde lang; während der Hitze auf den eingebogenen Schwanz, womit sie sodann wiederholt den Rücken bespritzen. Am Ende verlieren sie die Haare und werden binnen 2 Monaten ganz nackt; die Haut glatt und schwarz, und bedeckt sich mit einem mehligem Ausschlag. Darauf sprossen die Haare hervor, erhalten aber ihre volle Länge erst nach 3 Monaten. Sie legen und wälzen sich gern im Staub und schlafen mit offenen Augen. Cuvier, Ménag. Mus. 1801. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. 1821.

Schon die Alten rühmten die feine Wolle dieser Thiere. Nach Etesias gab es in Persien Cameele, von deren feinen



Wolle die Priester und andere Vornehme Kleider trugen. Ael-  
 lian setzt diese feinwolligen Cameele ans caspische Meer, und  
 macht sie den größten Pferden gleich. Marco Polo fand um  
 das Jahr 1300 im Reiche des großen Kans, namentlich in der  
 Provinz Tangut und im Lande Gog, dieselben feinen Tücher aus  
 weißer Wolle und Camelhaaren gewoben, über die man nichts  
 Schöneres in der Welt finden könne. Sie hießen Zambilott,  
 woraus unser Camelot geworden ist. (Ramusio I. cap. 63.)

Nach Duhalde gibt es noch in den Wüsten nördlich von  
 China, im Westen des gelben Flusses, wilde, sehr schnell laufende  
 Cameele (Descr. de la Chine III. 598.), und Pallas hat von  
 den meisten und zuverlässigsten bucharischen Kaufleuten erfahren,  
 daß es noch wilde Trampelthiere in den Wüsten zwischen China  
 und Indien gebe, viel größer und schneller als die gezähmten.  
 (Spic. zool. XI. 1776. p. 4.)

Die Kalmucken, Kirgisen und Buräten halten eine Menge;  
 sie sind mit den ärmsten Sandwüsten zufrieden, und fressen sal-  
 zige und bittere Kräuter und Sträucher. Bey den Buräten und  
 Mongolen ertragen sie die langen Winter ohne Dach, und näh-  
 ren sich kümmerlich im Schnee von Weiden und Zwergbirken.  
 Sie werden freylich dabey sehr mager, hären sich aber dennoch  
 im April und werfen zu derselben Zeit, ob schon es oft noch im  
 May schneyt. Die Tataren und Kalmucken haben größere, pfe-  
 gen sie aber auch besser, bedecken sie mit wollenen Tüchern und  
 bauen ihnen Dächer von Rohr. Im Winter hängen die Hölzer  
 auf eine Seite, im Herbst aber, wo sie fett sind, stehen sie auf-  
 recht. Sie lecken gern Salz. Sie werden hitzig vom Hornung  
 bis zum April, und die Männchen kämpfen mit einander auf  
 eine lächerliche Art, indem sie in den vordern Hölzer beißen und  
 mit den Vorderfüßen sich niederzuwerfen suchen; daher werden  
 sie auf besondere Weiden geführt. Sie tragen 15 Mondmonate,  
 säugen ein Jahr und werden im dritten wieder trüchtig, fast  
 das ganze Leben hindurch; die Böcke aber taugen nur bis zum  
 20sten Jahr. Im 6ten Jahre sind sie ausgewachsen und leben  
 40 Jahre. Im 3ten Jahre tragen sie 2 Centner; im 4ten oder  
 5ten werden sie verschnitten. Ausgewachsen tragen sie 600 Pfund,



auf eine kurze Strecke mehr als das Doppelte. Die Wolle ist sehr fein und wird gewoben; das Fleisch der Jungen sehr schmachhaft, kommt aber nur auf den Tisch der Fürsten. Zum Reiten taugen sie nicht, weil sie zu sehr stoßen. Die Tataren spannen sie mit einem Joch an Wägen, und schaffen auf diese Art die größten Lasten im Herbst fort, wo die Wege ganz verdorben sind. Ueberladen oder müd werfen sie sich hin und gehen nicht mehr von der Stelle, sondern beißen und werfen Schleim aus dem Magen von sich. Des Abends hört man ihr Heulen sehr weit. Die meisten sind bräunlichgrau, weiß selten, schwarz bisweilen in Taurien. Die Kalmücken sagen, daß Bastarde mit dem Dromedar entstehen, mit 2 kleinen Höckern. Pallas, Reise II. Fig. Zoographia rossica I. 193.

2. G. Die Bisamthiere (Moschus), Muse,

gehören zu den kleinsten Wiederkäuern, und sehen aus wie die zwergartigen Gemsen, gleichen ihnen auch in den Füßen und im Gebiß, außer daß sie große Asterklauen, einen ungeheuer langen und hervorstehenden Eckzahn im Oberkiefer haben und keine Hörner.

Sie sind charakterisirt durch den Geschmackinn, die Eckzähne und die ungewöhnlich lange Zunge.

Sie finden sich bloß im gemäßigten Asien und auf den höchsten Gebirgen.

a. Bey den Böcken der einen findet sich ein Bisambeutel hinter dem Nabel.

1) Das gemeine (*M. moschiferus*)

hat fast die Größe eines Rehs und borstige und brüchige Haare, Kehle und Mittelfuß ganz behaart; Färbung bräunlich-schwarz, in der Jugend weiß gefleckt, kein Schwanz; bey dem Bock hinter dem Nabel eine blasenförmige Hauteinsackung, worinn der Bisam abgesondert wird. Buffon XII. 361. Suppl. VI. 221. tab. 29. Pennant I. Taf. 12. Fig. 1. Schreber Taf. 242. Brandt und Rathenburg, med. Zool. T. 7. Suppl. T. 1. 2. *M. m. indicus et altaicus.*

Es gibt kaum ein Thier, von welchem so viel geschrieben worden, als von dem Bisamthier, weil seine wohlriechende Ma-



terie seit vielen Jahrhunderten in der Arzneykunde als ein treffliches Mittel angewendet wird. Dennoch war es bis auf Pallas nur sehr unvollständig bekannt. Verwundern muß man sich aber, daß weder die Griechen noch die Römer etwas davon wußten, obgleich die letztern bekanntlich ganz in wohlriechende Salben vernarrt waren, welche sie überdies meistens aus Arabien und Indien erhielten. Der Gebrauch des Bisams muß daher den Indiern später bekannt geworden seyn. Bey den Chinesen ist er seit den ältesten Zeiten in Gebrauch, und kam von da nach dem Westen.

Die Araber machten ihn zuerst berühmt. Avicenna sagt schon sehr richtig: Der beste Bisam kommt von Tibet; er ist der Nabel eines ziegenartigen Thiers, dem 2 weiße, etwas einwärts gerichtete Zähne, wie Hörner, hervorstehen. — Der nubische Geograph sagt: Der tibetanische Bisam ist besser als der aus Indien und China; das Thier sey eine wilde Ziege und lebe auf den Bergen. Damiir: Der Bisam werde aus Tibet nach Indien gebracht, obgleich man daselbst auch habe, aber schlechten; nach Masadius ist jener besser als der chinesische, weil das Thier in Tibet die Narde und andere wohlriechende Kräuter fresse, und weil ihn die Einwohner in den Bälgen lassen, während ihn die Chinesen herausnehmen. Das Thier unterscheidet sich vom Reh weder in der Gestalt und Farbe, noch in den Hörnern, nur habe es Zähne wie der Elephant, nemlich 2 gerade, breite und weiße, aus dem Kiefer hervorspringende, ziemlich eine Spanne lang. Nach Damiir gleicht es ebenfalls dem Reh, sey schwarz und habe 2 weiße, auf dem Unterkiefer hervorstehende Zähne, wie der Eber, fast eine kleine Spanne lang. Bochart I. 942.

Der erste Europäer, welcher das Thier in seinem Vaterland, viele Tagreisen südlich vom Altai, in dem Lande Tanguth, gesehen hat, ist Marco Polo. In dieser Gegend, sagt er, gibt es wilde Ochsen, fast so groß wie der Elephant, weiß und schwarz, mit 3 Spannen langen weißen Haaren auf den Schultern, wie die feinste Wolle. Man fängt sie, und vermischt sie mit den zahmen Kühen, wodurch man eine Zucht bekommen hat, welche



doppelt so viel arbeitet, als die andern. Ebenfalls selbst findet sich auch der edelste und feinste Bisam von der Welt, bey einem Thier so klein wie eine Gazelle. Das Haar ist wie bey dem Hirsch, aber sehr dick; Füße und Schwanz wie bey einer Gazelle, aber keine Hörner. Es hat 4 Zähne, oben und unten 2, so lang als 3 Finger breit, zart und weiß; 2 steigen nach oben, 2 nach unten. Das Thier sieht sich schön an. Beym Vollmond wächst diesem Thier im Nabel ein Blut-Apostem, und die Jäger gehen sodann hinaus, um diese Thiere zu fangen; sie schneiden ihnen dieses Apostem mit der Haut ab, trocknen es an der Sonne, und dieses ist der feinste Bisam, den man kennt. Auch das Fleisch ist sehr gut, und wird in großer Menge gegessen. Marco Polo brachte den Kopf und die Füße dieses Thiers getrocknet nach Venedig. (Ramusio II. lib. I. cap. 50. pag. 16.) Das war also ungefähr um 1300. Es ist nicht zu begreifen, wie Marco Polo schreiben konnte, das Thier hätte in jedem Kiefer 2 vorragende Eckzähne. Er sagt ferner, diese Thiere seyen in der Provinz Thebeth in solcher Menge, daß man den Geruch in der ganzen Gegend wahrnehme, besonders während des Vollmonds. Sie heißen Gadderi und werden häufig mit Hunden gefangen. (Lib. II. cap. 37. p. 34.)

Geßner (S. 786) und Aldrovand hatten noch sehr unrichtige Vorstellungen von dem Thier, und gaben ihm die langen Zähne in den Unterkiefer, und der letztere bildet dafür ein Damkalb und eine Gazelle ab mit Hörnern (S. 573), andere haben sogar das Eleuthier dafür angesehen. Den ersten ächten Balg beschrieb Calceolarius (Museum 1622. Fol. 661), und die erste leidliche Abbildung gab Seger (Miscellanea nat. cur. Dec. I. ann. 6. 1675. obs. 128). Schröck schrieb endlich ein eigenes Buch darüber, 1682, ohne besondern Werth (Historia moschi 4). Die erste leidliche Beschreibung gab Nehemias Grew in dem Londoner Musco 1681, Fol. 21, und Tavernier, welcher zu Patana in Indien auf einmal 1773 aus Thibet gekommene Bisambentel gekauft hat (Reise II. Buch 2. Cap. 24.); ebenso Chardin in seiner Reise nach Persien (II. S. 16.); eine bessere endlich G. Gmelin in seiner sibirischen Reise (II. S. 239.



Nov. Com. petrop. IV. 393.); zuletzt Schelbarth in den philosophischen Transactionen (Vol. 47. p. 321. tab. 14.)

Run trat Pallas auf, und gab eine vollständige Naturgeschichte dieses Thiers.

Das Vaterland des Bisamthiers sind die höchsten Alpen zwischen dem Altai und Thibet, von welchen die größten Flüsse Asiens nach allen Weltgegenden abgehen. Diese Heimath erstreckt sich bis China, in die Provinz Tunkin und das östliche Sibirien bis zum Flusse Amur, nördlich bis zum 60.° Nordbreite, westlich nicht bis an den Ural und den Taurus, überhaupt nicht nach den Alpen von Persien; südlich, bis zum 35.°, nach Caschemir und an die nördlichen Alpen von Indien. In Sibirien begegnet man dem Thier zuerst auf dem mit Schnee bedeckten Altai, von den Quellen des Irtsichs bis zu denen des Obys, und von da bis zum Jenisei, wo es häufig ist, besonders jenseits des letztern Flusses bis zum Mana, wo man es bisweilen in unglaublicher Menge findet; endlich auf den Gebirgen der Mongolcy, und vom Amur bis zum Ostmeer. Am zahlreichsten ist es jedoch auf den rauhen Gebirgen um den Baikalsee, so wie am Lena bis Jakutsk, wo oft ein einziger Jäger des Winters über Hundert in Fallen fängt. In Kamtschatka gibt es keine.

Es liebt vorzüglich die schroffen Thäler und die Tannenwälder, und steigt nie auf die offenen Berge und Ebenen herunter, selbst nicht im Winter, wie das Reh. Sie streifen ziemlich einzeln herum, und nur im Herbst schaaren sie sich, vielleicht wegen der Zug- oder Paarungszeit.

Es läuft und springt sehr hurtig, und kann, wegen seiner harten und spizigen Hufe, leicht auf die höchsten Felsen klettern und über Abgründe springen mehrere Klafter weit. In den Wäldern schießt es, ungeachtet seiner großen Schnelligkeit, an keinen Baum; es schwimmt über breite Flüsse, und läuft mit ausgespreizten Hufen über den Schnee, der keinen Hund tragen würde. Es ist außerordentlich furchtsam, und sucht daher die abgelegenen Wildnisse auf. Die Gefangenen betragen sich so heftig, und enthalten sich alles Fressens, daß sie in kurzer Zeit zu Grunde gehen.



Nach Aussage der Jäger fängt man sie am leichtesten des Winters mit Flechten; Pallas fand aber im Magen faserförmige Wurzeln von Sumpfkrautern, Blätter von Bärentraube, Alpenrosen, Preiselbeeren und haarförmige Flechten. Zum Ausscharren der Wurzeln unter dem Moose sind ihnen wohl die Hufe am tauglichsten: denn die Zähne sind zu schwach, und fehlen überdieß den Weibchen. Die Zähne brauchen sie vielleicht nur im Kampfe während der Laufzeit im November und December, wo sie am fettesten sind und häufig in Schlingen gefangen werden, voll Wunden oder Narben, bisweilen auch mit einem abgebrochenen Zahn. Sie sammeln sich dann, als wenn sie auf der Wanderung wären. Sie sollen im May, spätestens im Juny, 1—2 Junge werfen, welche im Herbst schon halbgewachsen sind, graulich rothbraun, mit blassen, verketteten Dupfenreihen. Pallas hat bey einem, im März geöffneten, 2 Junge gefunden. Im December wägen sie 20 Pfund, also halb so viel als die Alten. Ihr Winterkleid ist dann blasser braun als bey den letztern, und schön geschückt, mit gelblichrothen Flecken an den Seiten und Querstriemen auf dem Rücken; die Eckzähne sind noch nicht hervorgebrochen; der Bisambeutel ist leer und zusammengefallen, der kurze Schwanz noch behaart, wie bey der Ziege, aber die Schnauze schon dicker. Sie werden schon von Lausfliegen geplagt. Bey den zwey- und dreyjährigen werden die Flecken allmählich weniger und schwächer; im zweyten Winter ragen die Eckzähne schon 1 Zoll hervor, der Schwanz gleicht einer nackten Warze, und der Bisambeutel enthält nun einen Ueberzug von der wohlriechenden Salbe. Die ältern wägen 35 Pfund, sind ganz bräunlichschwarz, außer den weißen Streifen unter den Halsen; des Winters graulichroth. Die Schneidezähne fangen an sich abzureiben. Bey den ganz erwachsenen sind die Eckzähne 3 Zoll oder querhand lang, und die Weibchen bekommen auch einen solchen Zahn, aber kaum 2 Linien lang. Bisweilen werden beide im höhern Alter fast ganz weiß. Es kommen auch solche aus Thibet, welche sich von den sibirischen Fellen nicht unterscheiden. Daß der Bisamgeruch zur Laufzeit sich ändere und daß die Thiere die Materie an Baumstämmen



oder Felsen ausdrückten, wie man behauptete, hat niemand beobachtet.

Am Jenisei und am Baikal macht man in den Thälern Bäume mit Durchgängen, worein man Schlingen legt, in welchen sich die Thiere bald mit dem Hals, bald mit den Füßen fangen; die beständig in den Wäldern herumschweifenden Luchsen erlegen sie mit dem Bogen; auch locken sie dieselben durch Nachahmung des Bülkens der Kälber mit zusammengeschlagener Birkenrinde herbei; nicht selten kommen statt ihrer Bären, Wölfe und Füchse, welche eine Beute hofften.

Der sibirische Bisam wird wenig geschätzt, und wird eben so wohlfeil verkauft, wie der aus China. Das Fleisch wird meistens weggeworfen, obschon das der Jungen gut schmeckt.

Das Fell wird dagegen zu Kappen und Winterkleidern benutzt und für  $\frac{1}{4}$  Rubel verkauft; aus den meisten macht man sämisch Leder, welches feiner ist, als das von dem Reh.

Den meisten Gewinn ziehen indessen die Jäger aus dem Beutel. Er liegt mehrere Zoll hinter dem Nabel, und kommt auch an derselben Stelle bey der Kropfgemse (*A. gutturosa*) vor, aber leer. Im Beutel sind keine Drüsen, sondern nur Runzeln und Falten, aus welchen der Bisam schwitzt. Das Thier heißt bey den Tataren Kabarga, und daher kommt der Name des kabinischen Bisams. Der tunkinische sey deshalb besser, weil die Tanguten in Thibet die Thiere nur zu einer gewissen Jahreszeit, und sogar nur an einem gewissen Tage tödten sollen; allein in Sibirien tödtet man sie zu allen Jahreszeiten, und doch hat man nie besseren bekommen. Auch das Alter macht keinen Unterschied. Der Grund liegt ohne Zweifel im wärmern Clima und in den wohlriechenden Pflanzen. Ehmals kaufte man an dem Lena den Beutel für  $\frac{1}{10}$  Rubel; als sie häufiger nach China giengen, wo man den thibetanischen damit verfälscht, stieg er auf  $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{6}$  Rubel. 26 Beutel wägen 1 Pfund Medicinal-Gewicht.

In der Größe gleicht das Bisamthier einem halbjährigen Reh, und hat auch dieselbe zierliche Gestalt; die Nase nackt und vorn an der stumpfen Schnauze geöffnet; die Ohren ziemlich groß, an der Spitze schwarz; die Afterklauen sehr



groß und berühren etwas den Boden; die Zwergantilope hat gar keine.

Der Pelz ist etwas gröber als beym Hirsch, aber dennoch weich, schlaff und lang, auf Rücken, Seiten und Schenkeln 2 bis 4 Zoll lang, zerbrechlich, wie beym Reh; größtentheils graulichweiß, an der Spitze gefärbt und glänzend; unten viel länger und graulichbraun, keine Quaste am Knöchel. Die Farbe wechselt; die Spitzen sind meistens schwärzlich, die Seiten der Oberlippe, das Kinn und die Ohren innwendig weiß, Kopf und Nacken gemischt von braun und grau, Augenring grau; an der Kehle ein breiter, weißer Längsflecken, schwarz gesäumt, und darinn eine schwarze Binde. Die Zungen geschächt, mit gelblichen, ungeordneten Strichen, und darunter graue und schwarze; bey den zweyjährigen auf dem Rücken und an den Seiten helle Querstriemen oder nur Flecken. Bey den dreyjährigen verschwinden die Flecken, und nur hin und wieder bleiben einige auf dem Nacken. Die Alten sind ganz braunschwarz, unten grau, Kehle schwarz mit einem weißen Strich. Am Euter 2 Striche.

Länge 3 Schuh, Widerrist 1 Schuh 10 Zoll, Kreuz 2 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll, Ohren  $3\frac{1}{3}$  Zoll, Kopf 6, Hals  $6\frac{1}{2}$ , Schwanz 1, Umfang des Leibes 1 Schuh 11 Zoll, Länge des Ventels  $2\frac{1}{4}$  Zoll, Breite  $1\frac{1}{3}$ , Tiefe  $1\frac{1}{4}$ . Der Magen ist zusammengesetzt, wie bey den andern Wiederkäuern. Der Bisam wird gewöhnlich mit geronnenem Blut und gehacktem Fleisch verfälscht. Pallas, Spicilegia XIII. 1779. p. 1. tab. 4—6.

Im Jahr 1772 kam ein lebendiges nach Paris, nachdem es 3 Jahre auf der Reise zugebracht hatte. Es lebte daselbst 3 Jahre, mithin 6 in der Gefangenschaft, und befand sich sehr wohl, so daß man diese Thiere vielleicht bey uns einheimisch machen könnte. Es starb, wie man glaubte, an einer Haarkugel, welche durch die abgeleckten Haare entstanden ist; war sehr lebhaft, und leicht in seinen Bewegungen; im Freyen lief es bey nahe wie die Hasen, in Sprüngen. Es wurde mit eingeweichtem Reis, Brotsamen, Flechten und Zweigen von Eichen gesättert. Die Länge war 2 Schuh 3 Zoll, Widerrist  $19\frac{1}{2}$  Zoll, Kreuz 20. Die Eckzähne  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang,  $1\frac{1}{2}$  Linien breit, nach unten ge-



richtet und etwas nach hinten gekrümmt; Ohren 4 Zoll hoch,  $2\frac{1}{3}$  breit; auf der schwärzlichen Stirn ein weißer Stern; Färbung schwärzlich mit gelblichem untermischt, Kopf und Hals granlich. Es roch stark nach Bisam. Daubenton, Mém. Ac. 1772. p. 215. Buffon, Suppl. VI. tab. 29.

Der Beutel hat mit dem Nabel des Thiers nichts zu schaffen; er liegt einen Zoll dahinter, ist eine Einsackung der Haut, von der Größe eines Apfels; denn er enthält inwendig noch zerstreute Haare.

Die eingestülpte Haut ist sehr dünn und voll kleiner Längsfalten; sie sondert unmittelbar, ohne Drüsen, den Bisam ab. Oken in der Isis 1826. 849. T. Brandt und Rasseburg, medic. Zool. 45. T. 8.

b. Man rechnet noch einige andere Thierchen hieher, welchen nicht bloß das Gehörn, sondern auch der Bisambeutel fehlt; Kehle und Mittelfuß hinten nackt.

2) Das javanische (*M. javanicus*)

ist gegen 2 Schuh lang, 13 Zoll hoch, roßfarben, mit schwarzen Flecken, Hals braun, mit 3 weißen Streifen, welche gegen die Schulter breiter werden. Unterleib weiß, Eckzähne kurz und gerad. Es heißt auf Java und Sumatra Napu, lebt im Gebüsch an der Küste, vorzüglich von den Beeren einer *Ardisia*, und wird, jung aufgezogen, sehr zahm. Pallas, Spicil. XII. p. 18. Buffon, Suppl. VI. p. 30. Schreber T. 245. A., *M. indicus*. Raffles, Linn. Trans. XIII. p. 261. Fr. Cuvier, Mammifères livr. 37. Fig. Bennett, Zool. Gardens I. 1830. 41. Fig.

3) Es gibt auf Sumatra noch ein anderes, welches *Kanchil* (*M. kanchil*)

heißt, kleiner ist, nur 15 Zoll lang, röthlichbraun, oben fast schwarz, unten weiß, mit 3 solchen Streifen an der Kehle, welche gegen die Schulter schmaler werden; Eckzähne lang und nach hinten gebogen.

Es lebt in den dicksten Wäldern, vorzüglich von den Beeren der *Gmelina villosa*, und wird nie recht zahm, sondern sucht immer zu entkommen. Ist es in der Schlinge gefangen, so stellt



es sich todt, und läuft sodann blitzschnell davon, wenn es der Jäger herausgenommen hat; auch behauptet man, es springe, um den Hunden zu entkommen, in die Höhe, und hänge sich mit den Zähnen an einen Ast; ebenso, wenn es von Tigern verfolgt werde. Raffles, Linn. Trans. XIII. 262. Buffon XII. p. 344. Chevrotain adulte; Suppl. VI. 219. tab. 36. Chevrotain de Java.

4) Das ceylonische (*M. memiana*)

ist kleiner als ein Hase, kaum  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang und 6 Pfund schwer, das Haar weich, gelblich aschgrau, an den Seiten und Schenkeln weiß gefleckt und gestreift, unten weiß, Mittelfuß auswendig nackt.

Dieses niedliche Thierchen lebt auf Ceylon und Java. Knor, Ceylon S. 21. Pennant I. 121. Taf. 16. Fig. 2. Schreber V. T. 243.

5) Das Zwerg-B. (*M. pygmaeus, fulviventor*)

ist das kleinste von allen, kaum 1 Schuh lang, oben und unten gelblichroth, mit schwarzen Flecken und einem solchen Streifen auf dem Nacken, Kinnränder und 3 Streifen an der Brust weiß. Buffon XII. 342. T. 42. 43, jeune Chevrotain.

Findet sich auf den malayischen Inseln, und heißt auf Sumatra Pelandoc; ist nicht so hurtig und schlau, wie das vorige. Raffles ibid.

Man hat bisher unter dem Namen Zwerg-Bisamthier eine kleine Antilope aufgeführt, bey welcher der Mittelfuß behaart ist, und die Asterklauen verkümmert sind. Gray, Zoological Proceedings IV. 1836. p. 65.

Die sogenannten americanischen Bisamthiere sind nichts anderes als Hirschkalber.

B. Wiederläuer mit Hörnern;

der untere Eckzahn an die 6 Schneidzähne gelegt und ihnen gleich gebildet, der obere fehlt oder ist klein und abgerückt.

a. Hörner dicht:

der Hornkolben bloß mit der Haut bedeckt, die bleibt oder abfällt.



3. G. Die Hirsche (*Cervus*)  
 sind meistens schlanke und fahle Thiere, mit Afterklaunen und Thränenbälgen, kurzen Eckzähnen, ohne Schneidzähne im Oberkiefer; die Männchen haben absällige Hörner.

Die Hirsche finden sich, mit Ausnahme von Australien und dem südlichen Africa, in allen Welttheilen und in allen Climates, nur in den Wäldern, wo sie von Gras und Laub leben. Sie sind außerordentlich scheu und flüchtig; überall, wegen ihrer Menge, ihres guten Fleisches und Fettes, der Hauptgegenstand der Jagd.

Eine Eigenthümlichkeit der Hirsche, wodurch sie sich von allen Thieren unterscheiden, ist das Gehörn oder Geweih, zwey üppig auswachsende Verlängerungen der Stirnbeine, anfangs mit der behaarten Haut bedeckt, welche aber endlich abstirbt und in Fehen abfällt oder an Zweigen abgerieben wird. Jährlich lösen sich auch die Hörner von dem Stirnbein-Höcker, der Rosenstock heißt, selbst ab, gehen verloren, und es sprossen bald wieder neue hervor. Die ersten sind einfach, die zweyten bekommen ein und den andern Zweig, welche sich von Jahr zu Jahr vermehren und Enden heißen. Sie fehlen den Weibchen, mit einziger Ausnahme des Rennthiers. Sind sie ausgewachsen, so tritt die Brunstzeit ein mit dem Anfang des Winters. Sie haben alle hinten zwischen den Fehen einen Balg, woraus Feuchtigkeit fließt, und, mit Ausnahme der Rehe, unter dem innern Augenwinkel eine nackte, eingefackte Stelle, den Thränenbalg, worinn sich fettige Materie ansammelt; am Euter 4 Striche. Weichenbälge kommen sehr selten vor. Auf kein Thier wirken die Jahreszeiten so stark, wie auf die Hirsche. Außer dem Wechsel des Geweihs wechseln sie mit den Haaren auch die Farbe, und sehen im Winter anders aus, als im Sommer, sind auch in der Jugend weiß gefleckt. Das ganze Jahr äußerst sanft, friedlich, furchtsam und flüchtig, werden sie zur Paarungszeit wie toll, mörderisch und keck, kämpfen oft mit einander bis auf den Tod, und gehen auch selbst auf Menschen und Hunde los. Sie haben gewöhnlich nur 1 Junges, welches im zweyten oder dritten Jahr ausgewachsen ist.



Ihre Geweihe bestehen aus ächter, dichter Knochenmasse, ohne Zellen; unten über dem Stirnbein bilden sie einen Wulst mit Knoten oder Perlen besetzt, welcher Rose heißt, unter dem das Horn abfällt, wie durch eine Art von natürlichem Knochenfraß. Gewöhnlich steht gleich darüber ein wagrechter, vorwärts gerichteter Zinken der Augensprossen. Bey den meisten bleiben sie rund oder stangenförmig; bey einigen verfließen aber die Zweige oder Zinken in eine breite Schaufel, aus der nur ihre Spitzen hervorstehen. Man theilt sie daher in Zinken- und Schaufelhirsche. Unter den erstern gibt es welche, deren Horn nur wenige Enden hat, wie die Rehe; bey den eigentlichen Hirschen sind die Enden viel zahlreicher, und scheinen sich alle Jahr zu vermehren.

#### I. Zinkenhirsche:

die Stange der Geweihe ist rundlich und die Zinken sind nicht mit einander verwachsen.

Sie theilen sich wieder in wenig- und vielzinkige, oder die Rehe und eigentlichen Hirsche.

##### 1. Die Rehe

sind kleine, sehr niedliche und muntere Thiere, nur mit ein und dem andern Ende am Geweih. Sie halten sich am liebsten in niedrigem Gebüsch auf und gehen gern ins Freye, um daselbst zu weiden.

Darunter gibt es im heißen America, deren Gehörn ganz einfach ist, ohne alle Verzweigung.

##### a) Cameel- oder Lama-artige Rehe.

1) Das Catinga-Reh (*C. simplicicornis*, *nomorivagus*) ist das kleinste unter den americanischen Rehen; nur 3 Schuh lang, der Schwanz 3 und stark behaart; im Winter dunkelgrau-braun, unten weißlich; jedes Haar ist dunkel, hat aber unter der Spitze ein gelblichrothes Ringel. — Das Geweih ist ganz einfach, gerad, kaum 3 Zoll lang.

Findet sich in ganz Südamerica, namentlich in Guyana, Brasilien und Paraguay, in den ebenen, buschreichen Gegenden. Im Hornung hatte eines das Gehörn abgeworfen. *Wied, Beytr. II. 1826. 596.*



In Paraguay heißt es Guazu-bira. Der Bock wird fast 4 Schuh lang, der Widerrist 26 Zoll, das Kreuz 31, der Schwanz mit den Haaren 7; der Thänenbalg fast unmerklich; Färbung braun, unten bräunlichweiß, Hinterbacken und Schwanz hellbraun, Lippen weißlich, die Hörner nicht viel über 1 Zoll lang, waren im Horning mit dem Fell bedeckt. In der Lebensart und in dem Aufenthalt gleicht es dem Guazu-pita. Azara I. S. 86. Kengger 359. Lichtenstein, Säugthiere T. 21.

2) Das rothe Reh (*C. rufus*)

gleichet in Größe und Gestalt dem gemeinen Reh, hat aber einen, und zwar stark behaarten Schwanz; Färbung rothbraun, unten röthlichgelb, Kehle und Gefäß weiß und der Hals grau. Marcgrave 235. Cuguacu-été. Länge 40 Zoll, Schwanz 6, Hörner 4.

Ist die gemeinste Gattung in den Wäldern von Südamerika, und heißt in Brasilien Waldbirsch.

Sie zeigen sich einzeln oder familienweise, Morgens und Abends an freyen Stellen, in der Tageshitze im Dickicht und in der Nähe des Wassers, in das sie sich manchmal bis an den Hals verbergen, um sich vor den Stechfliegen zu schützen; auch ist ihre Haut oft voll Beulen von den Engerlingen der Dasseln. Ihr Gehörn ist vom Juny bis zum September in seiner Vollkommenheit. Man jagt sie mit Hunden; das Fleisch ist aber schlecht, aus der Haut dagegen machen sich die Mantsthiertreiber ihre Anzüge. Wied, Beytr. II. 587. Abbild. Hft. 9.

In Paraguay heißt es Guazu-pita (rother Hirsch), und wird daselbst an der Traufe der Wälder mit Wurfschlingen, Wurfsugeln und Hunden gefangen, auch geschossen. Es wird 56 Zoll lang, Schwanz  $9\frac{1}{2}$ , Widerrist 29, Kreuz 34, Hörner 3—5, ganz glatt. Eines hatte im October gar keine, ein anderes im December. Es bewohnt die dichtesten Wälder, und kommt nur des Nachts und in der Dämmerung heraus, um in den Feldern zu fressen, immer nur einzeln. Die Zungen sind weiß gefleckt. Azara I. S. 82. Kengger 356. Lichtenstein, Säugthiere T. 20.

Audere haben einige Zinken, 2—3.



b) Bisamthier-artige Rehe; großer Eckzahn.

3) Das indische Reh (*C. muntjac*)

ist kleiner als das unserige, braun, hat kurze, gabelige Hörner mit einem sehr langen, behaarten Rosenstock, Thränenbälge und einen kurzen Schwanz; im Oberkiefer stehen vorragende Eckzähne, welche einigermaßen an das Bisamthier erinnern. Marsden, Sumatra 1783. S. 117. Fig. Buffon, Suppl. V. tab. 17. VI. tab. 26. Schreber L. 254. Horsfield, Zool. Res. VI. Fig.

Sie finden sich häufig auf den moluckischen Inseln und auf Ceylon, heißen malayisch Kijang, sind nicht 4 Schuh lang und nur 2 hoch, der behaarte Rosenstock 3 Zoll, das Horn 4, tief gefurcht, unten mit einem Wulst und gleich darüber in 2 Spitzen getheilt, wovon die untere einwärts steht, die obere aufrecht, nach hinten umgebogen. Das Haar ist sehr fein und glänzend röthlichbraun, unten heller, Lenden innwendig, Gefäß, Schwanz unten und Unterkiefer weiß. Es scheint nicht alle Jahr das Gehörn zu wechseln, was bey allen Hirschen heißer Länder der Fall zu seyn scheint. Der erste Spieß fällt bald ab, der zweyte aber bleibt, und wird nicht wieder ersetzt, wenn er zufällig ist abgestoßen worden. Raffles, Linn. Trans. XIII. 1821. 265.

c) Hirsch-artige Rehe; Eckzahn sehr kurz oder fehlt.

4) Das gemeine Reh (*C. capreolus*), Chevreuil; Roe, ist des Sommers braunroth, des Winters röthlichgrau, und hat immer einen weißen Bürzel, nur etwa 2 Zinken, mit einer Gabel am Ende, keinen Schwanz und keine Thränenbälge.

Es findet sich in ganz Europa, und geht bis ins südliche Schweden und Schottland, soll sich aber nicht mehr in Norwegen finden; in Deutschland häufiger als der Hirsch, gern in trockenen Wäldern, wo viel niedriges Gebüsch ist. Sie halten sich an der Traufe auf, um leicht auf die Felber mit Getraide, Erbsen, Linsen u. dergl. kommen zu können, nicht in großen Rudeln, wie die Hirsche, sondern nur ein Bock mit 1—3 Weissen nebst ihren Jungen. Sie suchen ihre Nahrung, welche in Kräutern und Gräsern, in Laub der Pappeln, Weiden, Brombeersäuben und des Ginsters besteht, des Morgens und Abends auf, wobey



immer der Bock vorangeht. Des Sommers schaden sie den Feldern, und des Winters den jungen Obstbäumen durch Abnagen der Rinde.

Die Länge beträgt gegen 4 Schuh, die Höhe  $2\frac{1}{2}$ , der Schwanz nur 1 Zoll, die Ohren 5, keine Eckzähne. Das Gehörn ist kurz, aufrecht, rundlich, knotig und rothfarben. Es bricht im siebenten Monat als 2 kurze Spieße hervor (Spießer), welche beym jährlichen Wechsel bloß länger werden, im vierten Jahr 2 Enden bekommen, welche nach und nach sich bis auf 6 oder 8 vermehren können. Nach der Brunst wird es abgeworfen, und im dritten Monat steht schon wieder das neue fertig da. Im Hornung und März wird die vertrocknete Haut oder der sogenannte Bast an Bäumen abgesetzt. Durch unvorsichtiges Anschlagen entsteht ein mißgestaltetes Geweih.

Werden sie stutzig, so lassen sie ein lautes Bellen hören, welches man Schmälen nennt, und dann laufen sie stumm und eilig davon. Die Brunstzeit dauert vom Ende des Novembers bis zur Mitte des Jänners, wobey die Jungen weggeschencht werden. Nach 21 Wochen werden im May oder Juny meistens 2 Junge geworfen im dichten Gebüsch, welche roth und weiß gefleckt sind, nach einigen Tagen mit der Mutter (Ricke) laufen und 4 Monate saugen. Sie erreichen ein Alter von 16 Jahren.

Es gibt bisweilen ganz weiße, schwarze und geschäkte. Es wird, wegen seines guten Fleisches, häufig gejagt; die Felle braucht man als Fußdecken, Satteldecken u. dergl. Bechstein I. 487. Buffon VI. 198. Taf. 32. 33. Riedinger, jagdbare Thiere I. 9. Schreber V. 252. A. B.

Es findet sich auch in Polen, der Ukräne, Krimm, im Caucasus, Ural, Altai und im jenseitigen Sibirien bis an den Lena und in die große Tatarey, vom 58.° bis nach Armenien und Persien, wo sich Wälder finden.

Das tatarische Reh (*C. pygargus*),  
gleicht dem unserigen, ist aber größer, hat längere Haare und dreyendige, struppige Hörner.

Pallas hält es nur für eine geringe Abart des gemeinen Rehs, und tabelt sich selbst, daß er es in seiner Reise (I. S. 97)



für eine besondere Gattung angesehen habe. Es ist etwas größer, fast wie der Damhirsch, wiegt 70 Pfund und lebt unter dem vorigen. Pallas, Zoogr. ross. I. p. 219. 221. Schreber V. T. 253.

5) Das weiße Reh (*C. campestris*) hat in der Gestalt, Größe, Farbe und Geweih viel Ähnlichkeit mit dem gemeinen Reh, unterscheidet sich aber durch den Schwanz; Unterleib, Gefäß und Schwanzspitze weiß. Marcgrave 235. Cuguacu-apara.

Ist ein Bewohner von Südamerica, vorzüglich von Brasilien und Paraguay, wo es zu seinem Aufenthalte nicht Wälder, sondern weite, mit hohem Gras und einzelnen Hecken bewachsene Ager wählt, gewöhnlich in kleinen Rudeln. Sie sind sehr scheu, wittern den Jäger weit, und entfliehen sodann, mit großen Sprüngen, flüchtiger als irgend ein anderes. Man jagt sie zu Pferd mit Hunden, auch mit Schlingen und Wurfflugeln. Fleisch und Leder wird zwar gebraucht, ist aber nichts besonderes. Das Geweih wird höchstens 8 Zoll lang, und endigt gewöhnlich in 3 Zinken. Wied, Beitr. II. 583. Isis 1821. S. 649. Abbild. Veado campeiro. Lichtenstein, Sängth. L. 19.

In Paraguay heißt es Guazu-ti (weißer Hirsch), auch Guazu-y (kleiner Hirsch), und bewohnt ebenfalls nur die offenen Ager von da bis in die Pampas von Buenos-Ayres. Es ist das leichteste und hurtigste von allen, und nicht mit einem Pferd einzuholen; man muß ihm daher den Rank abschneiden, oder es mit vielen Pferden einschließen. Das Fleisch der Jungen ist sehr gut, das der Alten aber riecht schlecht. Die Böcke geben auf der Flucht einen solchen Gestank von sich, daß man ihn auf 400 Schritte riecht. Die Ottern sollen deshalb fliehen und sterben. Länge 51 Zoll, Schwanz  $5\frac{3}{4}$ , Höhe 29, Ohren  $5\frac{1}{2}$ , Rosenstock 1, Geweih  $10\frac{2}{3}$ , bald glatt, bald rauh, Augensprossen  $3\frac{1}{2}$  und am Ende eine Gabel.

Die Färbung ist röthlichbraun, bey den Jungen mehr roth, mit schwarzen und weißen Flecken in einer Reihe.

Sie gehen familienweise, und sammeln sich manchmal in Heerden von Hundert, welche nie in die Wälder gehen, außer



etwa im October, wo sie von den Mucken geplagt werden.  
Azara I. 77.

Sie sehen ihr Junges bald im Frühjahr, bald im Herbst, d. h. im October oder May, und beide beschützen es vor jeder Gefahr, folgen auch dem Jäger, wenn er das Junge nimmt, auf Schußweite eine halbe Stunde weit. Die ersten Spieße kommen nach dem ersten Jahr, und sind 3 Zoll lang; die zweyten 7 Zoll, mit 2 Zinken; die dritten 10 Zoll lang, mit 3 Zinken, selten mit 4. Das Abwerfen hat keine bestimmte Zeit, fällt jedoch meistens in das Ende des Winters, nemlich in den August und September. Rengger 350. Cuvier, Oss. foss. IV. tab. 3. fig. 46—48. Geweih.

6) Das Ganges-Reh (*C. axis*)

ist fast so groß als ein Damhirsch, hellroth, überall mit 14 Reihen weißen Flecken, Geweih klein, mit einem Augensprossen und 2 Enden. Buffon XI. T. 38. 39. (Schreber Taf. 250.)

Es kommt sehr häufig aus Indien, und auch von den Molucken, nach Europa, wo es nicht selten zahm gehalten wird und sich fortpflanzt.

Die Schriftsteller über Indien haben so selten von diesem Thiere gesprochen, daß man über sein Vaterland in Ungewißheit war. Das von Daubenton beschriebene führte den Namen Gangeshirsch; eines im Thiergarten in Holland den des bengalischen Hirsches, und ein Weibchen, welches die Madame Bonaparte lebendig hatte, kam sicher aus Indien, so daß man an dem Vaterlande nicht zweifeln darf. Cuvier sagt Folgendes von demselben:

Es ist weiß gefleckt, wie der Damhirsch, aber etwas größer und hat ein rundes Geweih, wie der gemeine Hirsch, jedoch mit weniger Enden.

Die geweihlosen Weibchen sind indessen schwerer von den Damweibchen zu unterscheiden. Bey beiden ist Rücken, Seiten, Schultern und Schenkel fahl und weiß gefleckt; hinten auf den Schenkeln läuft ein weißer Streifen, beym bengalischen rein weiß, beym Damhirsch gelblich. Auf dem Rückgrath bey beiden



ein dunkelbrauner Streifen; bey jenem dunkler und weiß gefleckt, bey diesem heller und nur gefleckt an den Rändern; hier ist der Kopf bräunlichgrau, dort steht noch ein dunkelbrauner Flecken auf der Stirn, und ein solcher Strich auf dem Nasenrücken. Beym Damhirsch sind Kehle und Unterseite des Halses bräunlichgrau; bey dem bengalischen rein weiß, der Hals aber hinten fahl, wie auf dem Rücken. Jener unterscheidet sich von allen andern durch weiße Hinterbacken, von einem schwarzen Bande begrenzt; der Schwanz oben schwarz, unten weiß. Beym bengalischen jene fahl und gefleckt, wie der Rücken; der Schwanz oben fahl, unten weißlich mit einer schwärzlichen Gränze. Die Färbung der Hintertheile bleibt bey allen Hirschen gleich.

Beym Hirsch, der im Winter ganz braun ist, im Sommer fahle Flecken bekommt, ist der Schwanz und ein großer Flecken auf dem Kreuze immer hellfahl.

Der Damhirsch im Sommer fahl und weiß gefleckt, im Winter braun und ohne Flecken, ist hinten immer weiß, mit 3 schwarzen Bändern.

Das Reh ist hinten immer ganz weiß.

Beym bengalischen ist die Unterseite weißlich, die Füße blaßbraun, am Ende weiß. Die Ohren auswendig bräunlichgrau, innwendig schwarz, unten weiß. Endlich härt er sich zweymal des Jahrs, wie der Damhirsch, wechselt aber die Farben nicht, was ziemlich bey allen aus heißen Gegenden der Fall ist.

Beym männlichen bengalischen Hirsch hat man 2 Enden am Geweihe bemerkt, das größte am Grunde, das kleinere am Ende.

Diese Thiere pflegen oft den Hals zu strecken und ganz umzudrehen, wie der Wendehals. Sie haben einen sehr guten Geruch, und fressen angehauchtes Brod nicht mehr; übrigens werden sie sehr zahm. Plinius hat dieses Thier schon gekannt und ihm den Namen Axis gegeben (VIII. 21.). Perraults Axis von Sardinien (Mém. ac. III.) ist nichts anderes als der Damhirsch. Cuvier, Ménagerie 1801. Fig.

Auf Sumatra heißt es Rusa, und wird oft 4 Schuh hoch; graulichbraun, unten dunkler, die hintern Theile und der Schwanz



röthlich, das Kinn und die Lippen innwendig weiß. Die Hörner sind bisweilen 2 Schuh lang mit 3 Zweigen. Es wird auch daselbst häufig zahm gehalten, und es gibt noch kleinere Arten. Raffles, Linn. Trans. XIII. 263. Zool. Gardens. I. 253. Fig.

2. Die eigentlichen Hirsche sind größere Thiere mit runden, vielendigen Geweihen. Thränenbälgen und Eckzähnen im Oberkiefer.

d) Giraffen-artige Hirsche.

7) Der Roth- oder Edelhirsch (*C. elaphus*), *Cerv commun*; Stag, Deer;

wird gegen 7 Schuh lang, 4 hoch, Schwanz 10 Zoll; im Sommer röthlichbraun, im Winter röthlichgrau, Bürzel und Schwanz fahl. Gesner, Quadrup. p. 374. Fig. Ridingers jagdbare Thiere Taf. 4. 5. Rare Hirsche Fol. Buffon VI. T. 9. 10. 12. Schreber V. T. 247. A—E.

Dieser Hirsch ist das schönste und größte Wild, und der Hauptgegenstand der Jagd großer Herren. Er findet sich in ganz Europa und im mittleren Asien, nördlich bis Schonen und in Norwegen bis Drontheim und Bergen. Er geht von Griechenland bis zum 64.° Nordbreite, und in Asien bis zum Lena, gewöhnlich in dichten und hohen Wäldern. Im eigentlichen Russland findet er sich nicht, wohl aber am Terek und am ganzen Caucasus, bis an den Fluß Cuma: ferner am Baicalsee, Altai und von da in ganz Sibirien, bis zum Lena. Er hält sich in Rudeln zusammen, die sich nach dem Alter absondern; das Weibchen oder die Hindinn (*Biche*) mit dem Jungen (*Faon*) bis ins dritte Jahr, dann die drey- und vierjährigen beiderley Geschlechts, und endlich die alten männlichen Hirsche. Im Winter liegen sie dicht beisammen, um sich zu wärmen, und kommen auch von den höhern Bergen herunter. Sie gehen des Abends trabend oder trollend auf die Waide, im Frühjahr gern auf die junge Saat, oft mehrere Stunden weit, und kehren des Morgens langsam zurück; sie schwimmen sehr leicht über Flüsse. Sie fressen Gras, Sprossen von Bäumen, im Winter auch Beeren, Eicheln, wildes Obst u. dergl. Dann legen sie sich irgendwo



hin, um wiederzukäuen, was mit einem lauten Ruckfen geschieht. In der Brunstzeit fressen sie sehr wenig, und nehmen selbst mit Pilzen fürlieb.

Das Geweih wird jährlich abgeworfen, bey alten Ende Hornungs, bey den jüngern erst vom März bis May. Es sproßt anfangs als einfache Spieße hervor, die alle Jahr einige Zinken mehr bekommen. Schon nach 5 Tagen entsteht auf dem kurzen Rosenstock ein weicher, mit der Haut bedeckter Knorpel, der nach 14 Tagen schon eine harte Stange bildet 6 Zoll lang, unten mit dem ersten, wagrechten und vorwärts gerichteten Zinken, dem Augensprossen; nach einem Monat ist es einen Schuh lang, bekommt mehrere Enden und ist nach 10—14 Wochen ausgewachsen, aber noch mit der Haut bedeckt, welche sehr empfindlich ist, so daß der Hirsch immer mit hängendem Kopfe geht, um nicht an den Nesten anzustoßen. Solch ein Gehörn heißt Kolben, das Thier Kolbenhirsch. Im July oder August sind die Enden hart, die Haut stirbt ab, vertrocknet und dann segt sie der Hirsch an Gesträuch und Bäumen ab, bisweilen in einem Tag. Anfangs sind die Hörner weiß, dann gelb, nach 14 Tagen braun. Der untere, dickere Theil des Horns heißt Rose, die Knöpfe daran Perlen, der nächste Zinken Augensprossen, der folgende Eisspießel, die oberen Enden Krone. Nach dem ersten Jahr kommen bloß einfache Spieße, nach dem zweyten meist eine Gabel, nach dem dritten 6—8 Enden, nach dem vierten wieder so viel, dann 10 u.s.f. bis zum achten Jahr, wo die Zahl unbestimmt wird, und bey einem Horn bis auf 32 gehen kann. Man zählt die Enden von beiden Hörnern zusammen, und spricht daher von Zwanzig-Endern u.s.w. Das Geweih kann 2, sogar 3 Schuh hoch werden und 20—30 Pfund wägen. Wird es während des Wachstums verletzt, so bekommt es gern eine Mißgestalt; wird das Thier verschnitten, so bleibt das Geweih stehen, wie es war, oder bleibt weg, wenn keines da gewesen.

Es sind von Natur sanftmüthige und gesellige Thiere, mit scharfem Gesicht, Gehör und Geruch, und haben einen schönen Anstand und Gang; sie sind sehr neugierig, besehen den Men-

sehen  
Pfei  
Gefo  
Seit  
sie f

bey  
laufe  
Dab  
fort,  
Wun  
daß  
Küh  
dinn  
oder  
hin.

gewö  
Tage  
dritte  
die S  
Haut  
das  
männ  
Spi  
Hir  
sie a  
linge

der  
Hir  
wäge  
Wein  
Haar  
Heste  
und  
lichen



schen, wenn er keine Flinte bey sich hat, kommen auf das Pfeifen oder den Klang des Waldhorns herbey; sobald sie aber Gefahr merken, fliehen sie schnell, und in der Noth mit listigen Seitensprüngen, davon. Werden sie doch eingeholt, so wenden sie sich um und greifen mit ihrem Geweih an.

Die Brunstzeit beginnt bey den alten mit dem September, bey den jüngern im October, und dauert 6 Wochen. Die Hirsche laufen dann melancholisch umher, um die Hindinnen aufzusuchen. Dabey legen sie ihre Sanftmuth ab und treiben die jüngern fort, kämpfen auch oft wüthend mit einander, wobey es viele Wunden gibt. Sie schreyen dann Morgens und Abends so laut, daß man es eine Stunde weit hört, ähnlich dem Geplärre der Kühe; nicht selten bekommen sie davon einen Kropf. Die Hindinnen haben nur einen bellenden Laut, welchen man Schmälen oder Melden nennt. Ein Hirsch reicht oft für 20 Hindinnen hin. Dann gehen sie wieder zu ihren Rudeln. Nach 40 Wochen, gewöhnlich im May, wird ein Kalb gesetzt, welches nach einigen Tagen der Mutter folgt, und ein Jahr lang saugt. Bis zum dritten Monat ist es weiß gefleckt. Im August zeigen sich schon die Hörner, welche im September noch weich sind und mit der Haut bedeckt. Das weibliche oder Wildkalb heißt bis gegen das dritte Jahr, oder die Zeit seiner Reife, Schmalthier; das männliche oder Hirschkalb heißt, nachdem es Spieße bekommen, Spießer, im zweyten Jahr G a b l e r, im siebenten jagdbarer Hirsch; im achten Jahr ist er ausgewachsen. Ihr Alter können sie auf 40 Jahre bringen. Sie werden sehr von den Engerlingen in der Haut und der Nase geplagt.

Die Jagdzeit dauert vom May bis zur Mitte Septembers, der Schmalthiere und Kälber bis Weihnachten. Die jagdbaren Hirsche müssen wenigstens 10 Enden haben und gegen 3 Centner wägen. Das Fleisch wird bekanntlich geschächt, die Haut zu Beinkleidern, Handschuhen, Degenkoppeln u.s.w. verarbeitet, die Haare zum Ausstopfen der Sättel und Stühle, die Geweihe zu Festen von Messern und Hirschfängern, zu Gallert, Schwärze und Hirschhorngest. Die weichen Hornkolben geben einen trefflichen Salat. Der Schaden, welchen sie durch Abbeißen des



jungen Holzes den Wäldern, durch Wegfressen der Saat und des Kohls den Feldern und Gärten verursachen, ist sehr groß; daher werden sie auch in wohl eingerichteten Staaten in Thiergärten eingeschlossen. Bechstein I. S. 453. Mellin, Wildbahn 1800. Wildungens Neujahrsgeſchenk 1794.

Die russischen sind etwas größer, 7 Schuh 8 Zoll lang,  $4\frac{1}{2}$  Schuh hoch, Kopf  $1\frac{1}{2}$  lang, Ohren  $8\frac{1}{2}$  Zoll, Schwanz 4. Pallas, Zoogr. ross. I. pag. 216. In der Bibel kommt der Hirsch vor unter dem Namen Aial.

8) Der Sumpfhirsch (*C. paludosus, dichotomus*)  
gleichet ziemlich dem Edelhirsch, ist aber etwas schwächer; Färbung bräunlichroth, unten, so wie die Lippen, gelblichweiß, Mittelstrich an der Brust, Fußenden und Unterseite des Schwanzes schwärzlichbraun; Geweihe kleiner als bey dem unserigen, und mit weniger Enden, höchstens 5.

Er scheint sich im ganzen heißen America zu finden, namentlich im Innern von Brasilien, wo er Veado-galheiro heißt, und in Paraguay, wo man ihn Guazu-pucu (großer Hirsch) nennt. Er bewohnt nur die offenen, sumpfigen Gegenden und die alten Fluß- oder Meeresbetten, welche gewöhnlich überschwemmt werden, und geht daselbst nicht in die Wälder. Länge 69 Zoll, Schwanz 7, Höhe 48, Ohren 7, Geweih 22. Sie werfen in der Mitte des Octobers ein Junges, welches gleich die Farbe der Alten hat, ohne weiße Seitenflecken. Die Geweihe werden zu verschiedenen Zeiten abgeworfen. Einer hatte im October einen Kolben 4 Zoll lang; einem andern fiel das Geweih Ende July ab; ein anderer war Ende Decembers ohne Geweih; ein vierter hatte Ende Hornungs einen halb ausgewachsenen Kolben: wahrscheinlich ist daher die gewöhnliche Zeit des Abwerfens die Mitte des Augusts. Sie werfen es aber nicht alle Jahre ab; man sieht zu gleicher Zeit welche mit altem Geweih und andere mit halbgewachsenem. Ihre Brunst ist nicht so heftig wie in Europa, und das gilt von allen in America. Sie gehen alle gern an die Salzlecken. Azara I. 70.

Nach dem ersten Jahr kommt ein Spieß von 6 Zoll, nach dem zweyten eine Gabel  $9\frac{1}{2}$  Zoll, dann ein Geweih mit 3 Zin-



fen, 16 Zoll; dann eines mit 4 Zinken, 17 Zoll; endlich eines mit 5 Zinken oder 10 Enden, 22 Zoll. Die einen stoßen sie im Herbst ab, die andern im Frühling; die Böcke haben Eckzähne im Oberkiefer. Sie gehen in die Wälder nur bey Ueberschwemmungen, und folgen dem Wasser, sobald es fällt. Sie halten sich in Familien zusammen von 3—5 Stück, meist 2 Geißen bey einem Bock. Untertags liegen sie im Gras oder Schilf verborgen, Abends und Morgens fressen sie Gras und Sumpfpflanzen; bey Gefahr fliehen sie in die Sümpfe, wo sie kein Feind erreicht; sie sind vortreffliche Schwimmer. Säuglinge trifft man an bald im Frühling, bald im Herbst. Man jagt sie nur während der Ueberschwemmungszeit, indem man sie vom Wasser abschneidet, und ihnen vom Pferde Schlingen oder Kugeln zuwirft. Man darf sich aber nur mit Vorsicht nähern, weil sie sich mit dem Geweih und den Vorderfüßen herzhast vertheidigen. Das Fleisch schmeckt schlecht, und wird nur von den Indianern gegessen. Das gegerbte Fell zu Reitdecken. Jung aufgezogen werden sie sehr zahm, und folgen den Menschen wie Hunde. Rengger, Paraguay 344. Lichtenstein, Säugthiere T. 17.

In Nord-America gibt es zween Hirsche, wovon man den einen mit dem Dam-, den andern mit dem Rothhirsch vergleicht.

9) Der virginische Hirsch (*C. virginianus*, *leucurus*), der americanische Damhirsch,

ist kleiner als der unserige, röthlichfahl im Sommer, röthlichgrau und länger im Winter, Schwanz schwarz, Spitze und Kehle weiß; die Geweihe aus- und einwärts gebogen, mit 5—6 Enden nach hinten.

Sie leben sehr zahlreich in Virgnien und Louistana, erstrecken sich aber von Canada bis an den Orenoco, und sind für die Indianer von großer Wichtigkeit, indem diese das Fleisch für den Winter aufbewahren und die Felle verkaufen; sie werden häufig nach Europa gebracht.

Bey dem Uebergang des Sommerkleides in das des Winters entsteht eine bläuliche Mischung, und dann sind die Felle am werthvollsten. Bey allem Wechsel bleibt der Unterkiefer, das



Innere der Ohren, die Kehle, der Bauch und ein Flecken auf dem Gefäße weiß; die Schnauze schwarz, mit einem weißen Flecken jederseits. Die Eckzähne fehlen. Die Geweihe seggen im October, und fallen ab im Jänner. Bennett, Zool. gard. I. 1830. 205. Fig. fem. Pennant I. 110. Taf. 15. Fig. 2. Catesby S. 28. Fallow-deer. Buffon XII. 347. T. 44. Cariacou fem. Schreber L. 247. H. Say in Longs Exped. to the Rocky Mountains I. 104. Fr. Cuvier, Mammif. L. 2 & 48. Say in Longs Exped. cap. 11. *C. macrotis*. Richardson, Fauna I. n. 76. tab. 20.

10) Der canadische Hirsch (*C. canadensis, major*), Wapiti, Elk,

ist viel größer als der unserige,  $7\frac{1}{2}$  Schuh lang und ebenso gefärbt, Wurzel blaß; Geweih sehr groß und ästig, mit zurückgeschlagenen Enden, die Augensprossen abwärts gerichtet. Catesby S. 28. Stag. Perrault, Mém. ac. II. p. 65. tab. 45. Warden, Etats unis V. 537. Red Deer. V. 638. Wapiti. Lewis und Clark, Missouri. 1816. II. 167. Elk; Schreber Taf. 246 A. 247. F und G., *C. strongyloceros*; Fr. Cuvier, Mammif. livr. 20. Harlan, Fauna americ. 1825. 236. Richardson I. n. 75.

Sie sind sehr gemein in Nordamerica, vorzüglich in Canada und am Missouri, wo sie familienweise leben, nur ein Bock mit einer Geiß und den Jungen, deren gewöhnlich 2 im Juny gesetzt werden. Hat man eines geschossen, so werden die andern traurig, bleiben in der Nähe und sind leicht zu bekommen. In der Brunstzeit, im September, werden die Böcke sehr wüthend und schreyen sehr laut und lang, fast wie das Bellen der Hunde. Das Geweih wird im März abgeworfen; es ist  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang. Sie sind den Wilden von großem Nutzen, sowohl wegen des Fleisches und des Felles, als weil sie, jung aufgezogen, sehr zahm werden, und sich sogar vor den Schlitten spannen lassen.

#### II. Schaafelhirsche:

die Enden des Geweihs sind an der Wurzel in eine breite Tafel mit einander verwachsen.



o) Rinder-artige Hirsche.  
 11) Der Damhirsch (*C. dama*, *Platyeros*), Daim; Fal-  
 low-Deer,

ist kleiner als der Rothhirsch, hat aber dieselbe Gestalt und trägt Hals und Kopf hoch; Färbung im Sommer rothbraun, mit kleinen weißen Flecken, im Winter dunkelbraun, ohne Flecken; Unterleib und Würzel immer weiß, der letztere schwarz gesäumt, Schwanz oben schwarz, unten weiß; Geweih mit einer langen runden Stange, oben breit und handförmig getheilt. Gesner 335. Buffon VI. 167. Taf. 27—31. Ridinger, jagdbare Thiere Taf. 7. Schreber V. Taf. 249. A. B. Bonaparte, Fauna XV.

Dieser zierliche Hirsch lebt wild in der Barbarey, ist aber seit mehreren Jahrhunderten im ganzen gemäßigten Europa, mit Ausnahme von Schweden und Rußland, theils frey in den Wäldern, theils in Thiergärten, in kleinern Parken, wo er außerordentlich zahm und der eigentliche Hirsch der Damen ist, während mit dem Rothhirsch sich die Männer beschäftigen. In den Wäldern sind sie außerordentlich scheu und flüchtig, in kleinern Gärten aber so zutraulich, daß sie auf den Ruf kommen und das Brod aus den Händen nehmen, sich aber dessen ungeachtet nicht anfassen lassen.

Die Länge ist über 4 Schuh, die Höhe 3, das Gewicht 2 bis 2½ Centner. Die Geweihe werden, je nach dem Alter, vom April bis zum Juny abgeworfen. Das Fleisch ist zarter als bey dem Rothhirsch, und das Fell gibt feinere Handschuh, Beinkleider u. s. w. Bechstein I. 445. Mellin, Verf. Schriften II. 162; Wildbahn 151.

Er kommt schon bey Aristoteles unter dem Namen Prox vor; bey Plinius unter dem Namen *Platyeros* (XI. Cap. 35).

Der Graf v. Mellin hat in seinem Thiergarten bey Reval in Esthland die besten Beobachtungen über dieses Thier anzustellen Gelegenheit gehabt.

Die Damhirsche finden sich nur in den gemäßigten Himmelsstrichen, in Spanien, Frankreich, Italien und besonders in Eng-



Land, auch hin und wieder im südlichen Deutschland, aber meist nur in Thiergärten. In Brandenburg wurden sie erst vor 150 Jahren in die Wälder versetzt, wo sie übrigens gut gediehen; diejenigen, welche nördlicher gehalten werden, wie in Livland, müssen des Winters in einem Stall gehalten werden. Was man in America so nennt, ist der virginische Hirsch. Mit dem Rothhirsch verglichen, hat er, außer der geringeren Größe, einen kürzeren Hals, kürzere Ohren und Füße, aber einen längeren Schwanz und mehr Fleisch; es kann einer 3 Centner wägen, mithin so viel als ein fünfjähriger Rothhirsch mit 10 Enden. Ein dreijähriger, im September geschossen, also noch nicht völlig ausgewachsen, wog 150 Pfund, Länge 4 Schuh 5 Zoll, Widerrist 2 Schuh 8 Zoll, Kreuz 2 Schuh 11 Zoll, Umfang 3 Schuh 7 $\frac{1}{2}$  Zoll, Kopf 1 Schuh, Gehörn 1 Schuh 5 $\frac{1}{2}$  Zoll, Ohren 5 $\frac{1}{2}$  Zoll, Schwanz 7, mit den Haaren 10; ein altes Weibchen, im November geschossen, wog 144 Pfund, Länge 3 Schuh 10 Zoll, Widerrist 2 Schuh 5 Zoll, Kreuz 2 Schuh 8 Zoll, Umfang 2 Schuh 10 Zoll, Kopf 9 $\frac{1}{2}$ .

Nach dem ersten Jahr kommen die Spieße 4—8 Zoll lang und zusammen 6 Loth schwer; nach dem zweyten eine Gabel, beide  $\frac{1}{2}$  Pfund schwer, unten der Augensprossen, darüber der Eissprießel und am Gipfel noch 2 platte Zinken; nach dem dritten Jahr wiegt das Geweih 1 $\frac{1}{2}$  Pfund; es kommt über dem Eissprießel ein Zinken nach hinten, und die Schaufel erhält einige Ausschnitte; nach dem vierten wiegt es 2 Pfund und die Schaufel hat hinten mehr Ausschnitte; nach dem fünften ist der Hirsch in seiner vollen Kraft, das Geweih wiegt über 2 $\frac{1}{2}$  Pfund, ist 2 Schuh lang und die Schaufeln 6—7 Zoll breit, jede mit 7 kurzen Enden, außer den 3 tiefer unten an der Stange; in der Folge wird das Geweih nur dicker und 4 bis 4 $\frac{1}{2}$  Pfund schwer; im Alter wird es kleiner und zuletzt kommen wieder Spieße, was jedoch der Hirsch selten erlebt.

Die Alten werfen im May ab, die Spießer erst im Juny, doch nicht beide zu gleicher Zeit, sondern nur 2—3 Tage nach einander. Der Rosenstock ist nun mit rother Haut bedeckt, und nach 8 Tagen erheben sich wieder die Kolben, welche so empfindlich



sind, daß er sich verbirgt, zum Theil auch wegen der Fliegen. Sie wachsen in 24 Stunden  $\frac{1}{2}$  Zoll. Die Brunft fällt in die Mitte des Octobers, und dann suchen sie einander auf, während sich beide Geschlechter abgesondert gehalten haben. Am Ende dieser Zeit fangen sie an, des Nachts so laut zu rufen, daß man es eine halbe Stunde weit hört; es dauert aber nur 3 bis 6 Tage, und in der Mitte November ist alles geendet. Bisweilen kämpfen sie heftig mit einander. Man muß in einem Thiergarten nur drey- oder vierjährige Schaufler dulden, weil bey den ältern viele Schmalthiere gelte bleiben. Ein Hirsch reicht für 8 Thiere hin. Man hat indessen beobachtet, daß auch schon Spießer belegen können. Nach 8 Monaten wird im Juny 1 Kalb gesetzt, höchst selten 2. Das Kalb kann erst nach dem zweyten Tage gehen; die Mutter jagt kleinere Thiere fort, vor größeren geht sie aber langsam her, um sie abzuleiten. Nach 4 Wochen geht es mit der Mutter auf die Waide, faugt aber ein ganzes Jahr.

Sie lieben vorzüglich kleine Thäler mit abwechselnden Anhöhen, welche mit kurzem Grase dicht bewachsen sind; auf nasser Waide gedeihen sie nicht; sie zupfen auch das Laub von den jungen Bäumen, und schälen im Winter die Rinde ab. Vom August bis zur Mitte Octobers sind sie am feirsten; des Winters gibt man ihnen Heu, wilde Castanien, Eichel und Erdäpfel. Sie halten sich im Gebüsch dicht besammen, und ziehen im Schnee hinter einander her nach der Waide. Im März trennen sich die alten Schaufler vom Rudel, bleiben aber im Gebüsch und werfen ab. Die übrigen ziehen nun gern auf die Saat- und Erdäpfelfelder. Im Juny trennen sich die alten Weibchen von den jüngern, und es bleiben bloß die Schmalthiere und die neuangehenden Spießer und Gabler besammen. Im August vereinigen sich die Weibchen wieder mit denselben.

Ihr Gang hat etwas Anmuthiges; sie traben, hüpfen, galoppieren und springen über eine 6 Schuh hohe Wand, schwimmen auch gut. Sie legen sich immer auf ihre 4 Füße und nicht auf die Seite; sie knien mit dem Vorderleib, stehen zuerst mit dem hintern auf und misten dann sogleich, wie der Rothhirsch



und das Reh, in ihr Lager. Ihr Mist ist sehr gut für die Bäume und die Kohlgärten.

Wo möglich muß ein Thiergarten 50 Morgen Land betragen und mit Laubholz besetzt seyn; dann kann man 60 Stück hineinsetzen und jährlich 8 schießen. Die Spießer und Schmalsthiere haben das beste Fleisch, welches dem Rothwildpret vorgezogen wird. Sie erreichen wohl höchstens ein Alter von 20 Jahren. Berliner Schriften II. 1781. 162. T. 4—7.

12) Das Rennthier (*C. tarandus*), Rhenne, Ranglier, ist zwar so dick als unser gemeiner Hirsch, hat aber kürzere Beine, einen kürzeren Hals und trägt denselben wagrecht; Färbung braun, des Winters weiß; Geweihe bey beiden Geschlechtern, sehr dünn und vielendig, mit kleinen Schaufeln. Rüdigers wilde Thiere T. 35. Buffon XII. 79. T. 10—12. Supplém. III. tab. 18. Schreber V. Taf. 248. A—E. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 31. Bennett, Zool. Gardens I. 241. Fig. Perrault, Mém. Ac. I. 179. tab. 14.

Die Rennthiere kommen wild nur jenseits des Polarkreises vor, werden aber von den Lappländern, Grönländern und den nordischen Völkern in Rußland in großer Menge zahm gehalten, und sind ihr einziges Haushier, welches die Stelle unserer Schafe, Rinder und Pferde vertritt, indem es ihnen Kleidung, Milch und Fleisch liefert, und zugleich im Schlitten dient zum Reiten und zur Herbeyschaffung der Bedürfnisse.

Der älteste Schriftsteller, welcher ohne Zweifel vom Rennthier redet, ist Julius Cäsar. Im hercynischen Wald, sagt er, gibt es einen Ochsen von der Gestalt des Hirschens, dem mitten auf der Stirn ein viel größeres Horn steht, als bey uns bekannt sind; sein Gipfel breitet sich handsförmig in viele Zweige aus. Das Weibchen hat eben solche Hörner (*Bellum gallicum* VI.). Plinius nennt es zuerst *Tarandus*, mischt aber dessen Eigenschaften mit denen des Elennthiers zusammen, indem er sagt: der scythische *Tarandus* wechselt die Farben; Größe des Ochsen, Kopf wie beym Hirsch, aber größer, Hörner ästig, Klauen gespalten, Haar so groß wie beym Bären. Sein Rückenfell ist so hart, daß man Brustpanzer daraus macht. Es nimmt



die Farben aller Sträucher, Bäume und Blumen an, wo es sich versteckt, ist furchtsam und wird daher selten gefangen (Lib. VIII. cap. 34.). Aelian wußte schon, daß die wilden Scythen auf gezähmten Hirschen wie auf Pferden ritten. Albertus Magnus hat nicht viel mehr in Erfahrung gebracht, als die Alten.

Der erste, welcher seines Wohnorts und seines Aufenthaltes wegen genauer unterrichtet seyn konnte, war Claus Magnus, Bischof zu Upsala in Schweden. Er hat um 1530 geschrieben: In den nördlichen Theilen beider Bothnien und in Lappland gibt es ein dreyhörniges Thier aus dem Geschlechte der Hirsche, aber viel größer, stärker und schneller; es heißt Rangifer aus zwey Ursachen: einmal, weil die Hörner wie Nester einer Eiche aussehen, und dann, weil das Geschirr, welches ihm die Einwohner an die Hörner und die Brust legen zum Ziehen der Wägen, Rancho und Locha heißt. Zwey größere Hörner stehen wie beyhm Hirsch, sind aber größer und ästiger, haben manchmal 15 Nester. Ein anderes Horn steht in der Mitte des Kopfes und dient zur Vertheidigung gegen die Wölfe. [Dieses ist offenbar nichts anderes als das vorwärts gerichtete Paar Eisspießel, und ein merkwürdiges Beyspiel, wie Mißverständnisse entstehen können.]

Seine Nahrung besteht, besonders des Winters, in einem weißen Bergmoos, welches es unter dem Schnee hervor scharrt, wie das wilde Pferd; des Sommers frist es stehend und gehend Blätter und Sprossen der Bäume lieber als Gras, wegen der vorwärts gerichteten Hörner. Es hat eine Mähne auf dem Halse, gespaltene, fast runde Hufe, womit es auf dem Schnee, selbst mit einem Reiter, durch Berg und Thal läuft.

Diese Thiere sind, gezähmt, ihren Herren von größtem Nutzen durch Milch, Fell, Sehnen, Knochen, Klauen, Hörner, Haare und Fleisch. Manche besitzen deren 10, 30, 100, ja 300 und 500 Stück, welche von den Hirten auf die Waide und wieder in den Stall geführt werden, wegen der vielen Wölfe. In ferne Länder geführt, besonders übers Meer, halten sie nicht lang aus, wegen des veränderten Climas und der ungewohnten Nahrung. Es wurden einmal 6 Stück dem Herzog von Holstein



geschickt, bey dem sie aber bald starben. Auch verehrte der König von Schweden, 1533, einigen Herren aus Preußen 10 Stück; sie ließen sie frey laufen; was aber daraus geworden ist, hat man nicht erfahren.

Die wilden dienen zur Vermehrung und zur Jagd; die zahmen ziehen die schwersten Wägen mit Fellen, Tüchern und Fischen beladen, wovon die Lappländer vorzüglich leben. Sie fahren damit am häufigsten nach Norwegen, weil dort der Handel besser geht. Die Fuhrleute machen mit ihnen in ebenen Thälern, wenn es nöthig ist, jeden Tag 50,000 Schritte oder 30 gothische oder deutsche Meilen. [Wenn römische Schritt gemeint sind, so beträgt dieser Weg nur 10 deutsche Meilen, was auch hinlänglich ist.] Des Winters werden sie vor Schlitten gespannt, deren Boden mit Rennthierfellen überzogen ist, die Haare nach außen und hinten gerichtet. Damit machen sie sehr weite Reisen an verschiedene Handelsplätze, und jagen auch wilde Rennthiere, die sie mit Pfeilen erlegen.

Die Milch wird im Hause gebraucht, die Molken getrunken; das Fell zu Kleidern und Betten, Sätteln, Säcken und Blasbälgen; die Sehnen als Schnüre zur Zusammenfügung der Schiffe, weil das Eisen fehlt, und als Zwirn, da kein Lein wächst; die Knochen und Hörner zu Bogen und Pfeil, die Haare zum Ausfüllern der Sättel und zu Polstern; die Klauen gegen Krämpfe; das Fleisch ist sehr gut und gesund, hält, eingesalzen und an der Luft getrocknet, mehrere Jahre; man ist jedoch auch frisches. *De gentibus septentrionalibus. 1562. S. 133. Fig.*

Ungeachtet dieser richtigen Angaben, wußte sich doch Gesner, 1551, nicht zu helfen, und verwechselte oder vielmehr vermischte, durch die alten Schriftsteller verleitet, das Rennthier mit dem Elensthier (pag. 156 & 950. Tarandus & Rangifer. Fig.). Aldrovand dagegen unterscheidet beide sehr wohl (*Bisulca 1621. Fol. 857. 863. Rangifer*).

In dem Werk über die Jagd, von Jacques du Fouilloux, einem Edelmann im District Gastine in Poitou, welcher unter Carl IX., also zwischen 1560 und 1574, gelebt hat, wird die Jagd des Rennthiers beschrieben. Er sagt, sie stamme von



Gaston de Foix et Bearn, welchen man Roy Phoebus nannte, und sey schon frühzeitig abgedruckt worden; wann und wo, kann ich nicht finden. Dieser Gaston Phoebus aber war, nach Bayles und Morerys Dictionnaire historique, ein Prinz, welcher 1348 die Tochter Philipps III., Königs von Navarra, heirathete, und 1391 zu Orthez starb. Er hatte Anwartschaft auf das Königreich Navarra, siegte in mehreren Schlachten, hielt oft Jagden in den Pyrenäen, und schrieb selbst mehrere Werke über die Jagd, wovon der Hirsch, Damhirsch, das Reh, nebst Bären, Wölfen, Dachsen u.s.w., kurz einheimische Thiere vorkommen. Darunter aber auch das Rennthier (Ranglier), und zwar so deutlich characterisirt, daß es nicht zu verkennen ist. Selbst Buffon wurde dadurch veranlaßt zu glauben, daß das Rennthier damals noch in Frankreich gelebt habe, also noch nicht vor 500 Jahren. Abgesehen von der Unglaublichkeit der Sache an sich, wie wäre es möglich, daß dieses Thier dem viel ältern Vincenz v. Beauvais und dem Albertus Magnus, dem spätern Conrad Gesner und Belon unbekannt geblieben wäre! Keiner weiß etwas Ordentliches vom Rennthier überhaupt, noch weniger etwas von demselben in Frankreich, und Vincenz sagt ausdrücklich, der Rangifer wohne in Norwegen, habe auf dem Kopfe 3 Reihen Hörner wie Zweige, 2 große wie der Hirsch, 2 in der Mitte des Kopfes und dann noch einige kurze Zweige daneben. Speculum naturale liber XX. cap. 103. Bey dem Artikel Tarandus repetirt er den Plinius, und bey Parandrus den Solinus. Wie kann also von einem Rennthier in Frankreich die Rede seyn? Gaston de Foix hat daher wahrscheinlich seine Rennthierjagd aus nordischen Nachrichten abgeschrieben. La Vénérie de J. du Fouilloux. Rouen, 1650. 4. p. 97.

Im Jahr 1675 hat Scheffer von Straßburg ein eigenes Werk über Lappland geschrieben. Er selbst war zwar nicht im Lande, hat aber gute Mittheilungen schriftlich, besonders von Pfarrern, erhalten.

Die Lappländer halten keine Pferde, Esel, Rinder, Schafe und Ziegen, sondern nur Rennthiere, und verbessern die Zucht



dadurch, daß sie Rennthierkühe zu den wilden lassen. Die Jungen davon werden viel höher und stärker, und passen daher besser an den Schlitten, obschon sie bisweilen stöbzig werden, sich gegen den Fuhrmann kehren und mit den Füßen auf denselben los schlagen, wobey dem lehrern nichts übrig bleibt, als den Schlitten umzuwenden und sich darunter zu verstecken. Die Brunst fällt in den Herbst, um Matthäi (21. Sept.), zu welcher Zeit das Fleisch übel riecht. Nach 40 Wochen werfen sie, im May, ein Junges, wann sie sich an der Sonne und dem Grase erquicken können. Die Jungen folgen ihren Müttern, und erkennen die ihrige unter Hundert andern. Sie sind anfangs röthlich, und werden gegen Jacobi schwärzlich. Allmählich fressen sie Gras, Kräuter und Laub. Im zweyten Jahr werden diejenigen, welche entweder zum Lasttragen oder zum Schlitten bestimmt sind, verschnitten, weil sie sich dann besser behandeln lassen; man behält auf 100 weibliche kaum 20 männliche. Im vierten Jahr sind sie ausgewachsen. Sie werden des Tags nur einmal, und zwar um 3 Uhr Nachmittags, gemolken, freystehend oder an einen Pfosten gebunden. Die Milch ist dick und sehr nahrhaft. Man braucht sie zu allerley Speisen und zum Käse, welcher so groß wie ein Teller und zween Finger dick ist. Butter wird keine gemacht.

Sie verlangen viele Serge bey Tag und Nacht, und müssen, wegen der wilden Thiere, immer gehütet werden. Zum Melken werden sie in ein Gehöste getrieben, oder in ein Gehäge im Wald, oder, wo kein Holz ist, an einen Pfahl gebunden. Sie fressen kein hartes Gras, sondern nur weiche Pflanzen und Sprossen, des Winters Flechten, welche sie mit den Klauen aus dem Schnee hervorscharren, wovon sie im Herbst sehr fett werden, im Sommer aber, sowohl wegen der Hitze als wegen der vielen Engerlinge in der Haut, sehr abmagern. Bisweilen befällt sie eine Art Pest, woran sie alle wegsterben. Ein jedes hat sein besonderes Zeichen an den Ohren, damit man sie wieder erkennt, wenn sie sich unter andere Heerden verlaufen haben. Sie werden nicht über 13 Jahre alt. Im Herbst und Frühling jagen die Männer die wilden, indem sie zur Brunstzeit



ein zahmes Weibchen im Wald an einen Baum binden, und sodann die sich nähernden Hirsche mit Bogen oder Büchsen schießen; im Frühjahr gehen sie mit ihren Schneeschuhen hinaus, um dieselben zu erlegen. Man fängt sie auch mit Hunden und in Fallstricken, und endlich treibt man sie zwischen zwey langen Zäunen fort, bis sie in eine Grube fallen. Nach der Rennthierjagd ist die Bärenjagd die wichtigste, weil das Fleisch sehr hoch geschätzt wird. Lappland 1675. 4. S. 256. 363.

Nachher hat Linné eine Schilderung nach eigener Beobachtung gegeben.

Die ganze Haushaltung und Lebensart der Lappländer beruht auf den Rennthieren. Das Geweih unterscheidet sich von dem des Damhirsches dadurch, daß die Stange nicht zusammengedrückt ist, sondern nur an den Enden breit, was auch von dem über die Stirn hinliegenden Augensprossen der Fall ist. Lappland zerfällt in 2 Theile, in das Alpen- und Waldland; jenes theilt Norwegen von Schweden, und geht bis ans weiße Meer, oft in einer Breite von 12 Meilen. Der östliche waldige Theil ist von Norrland durch einen sehr steinigten, unfruchtbaren Tannenwald getrennt, dessen Erde mit weißen, die Bäume mit fadenförmigen, schwarzen Flechten bedeckt sind. Zwischen diesem Wald und den Alpen liegt Lappmark, eine 30 bis 40 Meilen breite Wüste mit sandigen Ebenen, Sümpfen, Wäldern und Bergen, der Boden mit dem weißen Rennthiermoose bedeckt, so wie die niedrigeren Alpen. Dasselbst hält sich, während des Winters, das Rennthier auf; im Sommer aber zieht es, wegen der Hitze, der Schnaken, der Bremsen und vorzüglich der Daffeln, auf die Alpen.

Das zahme Rennthier ist 2 Ellen lang und  $1\frac{1}{2}$  hoch. Die Haare sind anfangs braun, werden gegen die Hundstage grau und endlich fast weiß. Diese Farbe hat beständig das Maul, der Schwanz, der Bürzel und ein Ring über den Hufen; ein solcher um die Augen schwärzlich; unter dem Hals eine Art Mähne. Die Haare stehen so dicht, daß man die Haut nur mit Mühe zu sehen bekommt. Sie fallen auch nicht wirklich aus, sondern brechen nur an der Wurzel ab. Die Geweihe sind



1 $\frac{1}{2}$  Elle lang und zurückgebogen; der Augensprossen oft so lang als der Kopf, vorn zusammengedrückt und verzweigt. Sie stehen oben so weit aus einander, als sie lang sind. Sie brechen im Frühjahr hervor, sind weich und wachsen an der Spitze, nicht am Grunde wie die einfachen Hörner. Im Herbst, vor der Brunft, werden sie abgefegt, und nach derselben abgeworfen, am Ende des Septembers. Das Weibchen behält sie bis zum Sehen, verliert sie aber im Winter, wenn es nicht trägt; die verschnit- tenen ums Neujahr. Schwanz  $\frac{1}{4}$  Elle lang. Die wilden werden viel größer.

Der Lappländer braucht kein Heu einzuführen, weil es die Kennthiere nicht mögen; ihre Wiesen sind die mit Schnee bedeckten Wästen, wo sie, wie die Schweine, ihre Nahrung heraus wühlen; dazu ist ihre Haut an Nase und Füßen sehr hart. Beginnt aber der Winter mit Regen, daß der Boden mit einer Eistrinde überzogen wird, so entsteht für den Lappländer die größte Noth, und er ist gezwungen, die alten Tannen zu fällen, um seine Thiere mit Baumflechten kümmerlich vor Hunger zu schützen, woran indessen doch viele zu Grunde gehen.

Da das Kennthier auf diese Weise seine Nahrung selbst sucht, so muß der Eigenthümer mit der Heerde Sommers und Winters herumwandern. Indessen schützen ihn die Rindthier- pelze vor der Kälte, die hellen Nächte halten ihn munter und das Spiel der Hunde vertreibt ihm die Zeit. Des Sommers bewohnt er jedoch Häuser auf den Alpen; im December aber, Jänner und Hornung hält es selbst kein Thier aus, außer dem Schneehuhn, Lemming und weißen Fuchs. Die Waldlappen haben auch ihre Häuser, aber weit von einander und kleinere Heerden, kaum von 100 Stück, während die Alpenlappen 300, bisweilen 1000 besitzen.

Das Kennthier setzt in der Mitte May, und gibt Milch bis Ende Octobers. Die Heerde wird Morgens und Abends nach Hause getrieben und gemolken; jedes gibt etwa ein Pfund Milch, welche man durch Lab von Kälbern, oder aus den Därmen der Aesche (Fisch) zum Gerinnen bringt, um Käse zu machen; Butter wird nicht gemacht. Sie werden selten über 16 Jahre



alt, und daher schlachtet man sie früher, besonders vor der Brunstzeit, wo sie noch fett sind. Das Fleisch wird getrocknet oder geräuchert und für den Winter aufbewahrt; im Frühjahr und Sommer lebt man von Fischen, im Herbst von Schneehähnern. Aus der harten Haut an Stirn und Füßen macht man vortreffliche Schuhe, aus den Hörnern Leim, aus dem Fell alle Kleider und Mäntel, die man nach Schweden verkauft; aus den Sehnen Zwirn zum Nähen. Beym Gehen klappern die Hufe wie Rüsse. Man hat ehemals behauptet, sie könnten nicht wiederkäuen, was unrichtig ist.

Des Winters zieht das Rennthier den Schlitten an einem Seil, das zwischen den Weihen durchgeht; das Leitseil am Geweih. Es kann nur eine Person, nebst etwa 10 Pfund, ziehen, 6—7 Meilen weit. Wird es getrieben, so macht es 10 bis 12 Meilen, aber dann muß man es schlachten, weil es vor Müdigkeit sterben würde. Wegen des schwachen Rückens kann man es nicht reiten; man bindet ihm aber wohl bey den Wanderungen eine schwache Last auf.

Die wilden sind noch einmal so groß als die zahmen, aber auf den bewohnten Alpen ausgerottet; nur in den unbewohnten dalekarlischen gibt es noch Heerden von 100 Stück.

Die reichen Lappländer haben 500—1000 Rennthiere, werth so viel Gulden, und damit gewinnen sie die Hälfte. *Amoenitates academicae* IV. 1759. p. 144.

Holsten, der 20 Jahr in Lappmarken Pfarrer gewesen, sagt ausdrücklich, daß es nicht schreye wie andere Hirsche, sondern nur bisweilen grunze; es rieche das isländische Moos 2 bis 4 Schuh tief unter dem Schnee; lege im Schlitten 10 Meilen zurück in eben so viel Stunden, wenn man es nur dann und wann verschmausen und etliche maulvoll Schnee nehmen lasse; wird es müd, so sieht es sich oft um, und wirft sich endlich nieder; dann muß man es eine Stunde lang weiden lassen. Kommt man auf Eis mit Wasser oder weichem Schnee, so muß man es führen. Eine Gemeinde von 200 Haushaltungen hatte 30,000 Rennthiere, und es werden jährlich eben so viel Häute ausgeführt, welche aber meistens von den Engerlingen durch-



behert sind. Sie gewöhnen sich dermaßen an ihre Wälder, daß sie oft 15—20 Meilen zurück machen, wenn sie durch Handel oder Erbschaft an einen andern Ort gebracht worden sind. Schwed. Abh. 36. S. 129.

Südl. dem 61.° gibt es in Schweden keine Renntiere mehr. Nilsson, Skandinavisk Fauna I. 288. Brookes, Sweden. 1823.

Nach Martens finden sie sich auch auf Spitzbergen; er hat aber nur jüngere gesehen, mit wenig Enden, und nennt sie daher Rehe. Sie sind sehr scheu, werden aber doch von den Walfischfängern nicht selten geschossen. Reise 72. T. O.

Es ist merkwürdig, daß der alte Torfäus unter den grönländischen Thieren, welche er alle namentlich aufführt, das Renntier gar nicht erwähnt (*Gronlandia antiqua* 1715.). Auch Andersson schweigt darüber (Nachrichten zc. 1746.), während die andern Schriftsteller über dieses Land sie daselbst gefunden haben, jedoch bloß wild.

Die größten sind wie ein zweyjähriges Kind, von brauner oder grauer Farbe mit weißen Bänderchen; der Pelz sehr dicht und über 1 Zoll lang; das Geweih ist grau, oben eine Hand breit, und wird im Frühling abgeworfen; dann sind die Thiere mager, die Haare kurz und dünn und das Fell wenig werth; im Herbst liegt 3 Finger dicker Talg darunter, daher sie die grimmige Kälte leicht aushalten können. Des Sommers weiden sie in den Thälern das kleine Gras ab; des Winters suchen sie unter dem Schnee die weißen Flechten hervor. Ehmals gab es in gewissen Gegenden viele Renntiere; sie wurden aber durch Klopfsjagden, wobey Weiber und Kinder sie umringten, geschossen oder ins Meer getrieben und mit Harpunen erstochen, und dadurch sehr dünn gemacht. Indessen versäumen noch viele mit dieser Jagd den einträglichern Fisch- und Seehundsfang, bloß um ein Paar Felle zum Staat zu haben. Je weiter man nordwärts kommt, desto weniger findet man Renntiere; es gibt jedoch noch auf dem Disko-Eiland. Cranz, Grönland 1765. I. 95. Edwards's Vögel Taf. 51.

Auf Island gab es keine; es wurden aber vor etwa 60



Jahren 3 Stück aus Norwegen eingeführt und 1777 wieder 30. Sie haben sich seitdem in der Wildniß so vermehrt, daß man sie auf 5000 Stück anschlägt, und man nicht selten Heerden von 60—100 begegnet. Sie nähren aber den Einwohnern nichts, weil sie Kähe und Schafe genug haben, und zu arm sind, um Pulver und Bley zu kaufen. Troits Briefe über Island; Hookers Reise.

In Rußland heißen sie Olen, wodurch zum Theil die Vermengung mit dem Elenn entstanden ist, und finden sich nicht bloß in der Nähe des Eismeeers; sondern auch noch heerdenweise auf den höchsten Alpen von Sibirien, selbst im Westen des Urals, an den Quellen des Cama, ja noch an dem Ufa, unter 55 Grad, wo sie von den Baschkiren gejagt werden; auch in den ungeheuern Wäldern am nördlichen Oby, und von da bis zu den Tungusen und dem Baikalsee, endlich auf den mongolischen Alpen zwischen dem Amur und Nau.

Zahm werden sie in großen Heerden gehalten, nicht bloß von den Lappländern, sondern auch den Samojeden, Ostiaken, Tungusen, Zukagiren, Tschuktischen und besonders den Koräken. Im Frühjahr kommen große Mengen aus dem Norden übers Eis, wahrscheinlich aus Nordamerica. Niemand pflegt sie besser als die Koräken, welche 40—50,000 Stück haben und dieselben so kennen sollen, daß sie die verirrtten und die wilden, welche zur Brunstzeit sich unter die Heerde gemischt haben, erkennen. Das letztere sehen sie gern, weil sich die Zucht dadurch verbessert. Sie brunsten im September, sehen im Frühling, die ältern oft zwey, die jüngern nur eines. Nach 2 Jahren sind sie schon reif, und sehen jedes Jahr; daher ihre schnelle Vermehrung. Nur bey den Koräken und Tschuktischen fallen weiße Kälber mit kleinen schwarzen Flecken, aus deren Fellen man sehr zierliche und theure Laternen macht. Man spannt sie paarweise, mit einem Querholz unter dem Halse, an Schlitten, und dann braucht man die daran gewöhnten nur zu rufen, um sie sogleich aus der Heerde kommen zu sehen. In Rußland wird die Milch nicht gebraucht, auch selten das Fleisch, weil man wilde genug bekommen kann. Des Winters legt man die getödteten in



Gruben, um sie für das Frühjahr aufzuheben, weil sie in dieser Zeit mager sind. Um die zahmen zu schlachten, macht man einen Einschnitt in die Haut und das Zwerchfell, steckt die Hand hinein und verletzt das Herz, damit man alles Blut bekommt, welches man mit Wurzeln kocht und als Würste aufbewahrt. Auch die verdauten Speisen im Magen werden mit Löffeln gegessen; mit den geraspelten Hörnern gekocht, gibt diese Masse einen sehr guten Leim zu den Pfeilbogen und Pantoffeln. Leber, Nieren, Hirn und Mark werden roh und gefroren für Leckerbissen gehalten, und das letztere kommt bloß in den Mund der Reichen. Aus den Fellen der Säuglinge macht man Kleider, aus den ältern Fußmatten und Decken für die Hütten; die abgehaarten Felle geben Sommerkleider; die Riemen von den Füßen werden zu Winterstiefeln zusammengenäht; aus den Hörnern macht man Werkzeuge und Waffen. Diese Völkerschaften leben bloß von den Kennthieren, die Zukagiren bloß von der Jagd der wilden. Die Samojuden, Ostiaken und Koräken spannen sie an Schlitten; nur die Tungenen reiten auch darauf, legen aber den Sattel nicht auf den Rücken, sondern auf die Schulter. Des Winters haben die Hirsche keine Geweihe, die Hindinnen aber werfen sie erst 5 Tage nach dem Sehen ab; sie bleiben aber immer kleiner. Auch die verschnittenen bekommen jährlich Geweihe, welche jedoch immer mit der behaarten Haut bedeckt bleiben. So lang sie knorpelig sind, werden sie von den Nomaden geröstet und in Scheiben gegessen.

Sie fressen nur des Winters Flechten von verschiedner Art, im Sommer Sprossen von Bäumen und Sträuchern, auch Pilze, selbst den Fliegenpilz, wovon sie aber eine Zeit lang betrunken werden. Des Winters fressen sie Schnee, statt des Getränks. Dem Salz und dem Harn gehen sie gierig nach. Sie werden von Engerlingen in der Haut und im Gaumen geplagt; hören sie die Fliege summen, so fliehen und schütteln sie den Leib wie toll.

Sie laufen nicht springend, wie die Hirsche und wie man sie abbildet, sondern trabend mit großen und geschwinden Schrit-



ten; werden jedoch bald müd, und daher muß man bey Reisen immer welche leer mitlaufen lassen.

Die wilden gehen immer in großen, sehr langen Heerden dicht beysammen, daß man von ferne glaubt, einen beweglichen Wald vor sich zu haben. Sie wandern des Sommers aus den offenen Gegenden auf die waldigen Berge, um den Dasselfliegen zu entgehen; des Winters kehren sie zu den nordischen Ebenen zurück, wo es viele Flechten gibt, und schwimmen jährlich an derselben Stelle über die Flüsse Anadyr, Lena, Jenisey und Oby, so daß am Ufer Pfade, wie Gräben, entstehen; dabey werden viele von den Jägern in den Schiffen mit Spießen erlegt. Zuerst kommen die Kühe mit den Jungen, dann die Männchen. Auch fängt man sie mit Netzen und Schlingen. Ihre Hauptfeinde sind Wölfe, Vielfraße und Bären. *Pallas, stralsundisches Magazin I. 1769. 394. Fig. Zoographia I. 206.*

Außer ihrem Vaterlande gehen die Rennthiere gewöhnlich zu Grunde, und vertragen selbst nicht das Clima von Stockholm und Petersburg. Indessen hat doch einmal der Markgraf von Schwedt mehrere aus dem russischen Lappland nach Stettin bekommen, wo sie in einem Park mehrere Jahre lebten. Ein dreijähriges Männchen war Ende Septembers, nachdem es gefegt hatte, 6 Schuh lang und 3 hoch. Im Anfang des Janners warf es das Gehörn ab, und bekam bald wieder Kolben, welche im Anfang des Augusts die Haut oder den Bast verloren. Die Stange der Geweihe ist sehr lang, ohne Perlen und Furchen; die Augensprossen kurz, die Gisprießel dagegen sehr lang, aufwärts gekrümmt, am Ende breit und verzweigt. Das Rennthier braucht also, ohne Zweifel wegen der schlechten Nahrung im Sommer und wegen der Engerlinge in seiner Haut, 8 Monat zu Vollendung seines Geweihs, während der Rothhirsch im März abwirft und im July segt, also binnen 4 Monaten. Nachdem es gefegt hatte, bekam es ein schönes, sehr dichtes und kurzes Haar, dunkel schiefergrau, auch am Bauch, heller an den Keulen, an Kinn und Nase aber weiß; dann setzte es Feist an und trat Ende Septembers in die Brunst; unten am Hals hatte es eine handbreite Mähne, Hufe so breit wie beym Ochsen.



Des Sommers wurde es nur des Morgens herausgelassen und an heißen Tagen mit Wasser begossen. Es bekam täglich eine Meße Gerste, etwas Heu und waidete überdieß Klee, nahm auch von den Vorbeygehenden Brod, Zwetschen und Aepfel an; Haber fraß es nicht. Isländisches Moos, das man bisweilen sammelte, fraß es mit großer Begierde.

Das lappländische ist kleiner als das russische, und sie verhalten sich zu einander fast wie der Damhirsch zum Rothhirsch; jenes nur 4 Schuh 8 Zoll lang, 2 Schuh 11 Zoll hoch; dieses 5 Schuh 8 Zoll lang, 3 $\frac{1}{2}$  Schuh hoch. Auch die Geweihe sind bey jenem kleiner. Sie werfen es am Ende ihres Winters, also Ende May, ab; es wächst aber schon wieder nach 8 Tagen hervor, und setzt in der Mitte des Octobers. Es hat Augensprossen und Eisprickel, womit es sich, so wie mit dem ganzen Gehörn und den Vorderhufen, kräftig vertheidigt. Der Hirsch wirft im Jänner ab, die Geiß aber erst kurz vor der Schzeit. Das Junge ist nicht gefleckt, sondern ganz braun, unten heller. Es bekommt schon nach 8 Tagen Kolben, welche nach 6 Wochen  $\frac{1}{2}$  Schuh, im October 1 Schuh lang sind und eine Gabel haben, also lange bevor es reif ist. Im Winter darauf wird es weiß und sehr feist. Die Milch ist sehr fett und gibt viel Butter. Die Brunst fällt in die Mitte des Octobers und währt bis Ende Novembers, und sie benehmen sich dabey ziemlich wie die Rothhirsche.

Bey jedem Tritt hört man ein lautes Knacken, welches durch das Zusammenschlagen der Hufe entsteht. Mellin, Berliner Schriften I. 1780. IV. 1783. S. 128. Taf. 5—8, Junge und Alte.

In America gehen sie viel weiter südlich, fast bis Quebeck; am häufigsten aber sind sie zwischen 63 und 66 Grad.

Es gibt eine kleinere und größere Abart, wovon jene 1 Centner wiegt, diese mehr als 2. Es ist merkwürdig, daß die größeren im höchsten Norden leben. Der Pelz ist so dick, daß man kaum die Haut zu sehen bekommt, wenn man ihn aus einander macht; selbst die Nase ist behaart. Wer solch ein doppeltes Kleid anhat, kann sicher auf dem Schnee während des



Winters schlafen. Es heißt daselbst Caribou, wird nicht gezähmt, sondern nur als Gegenstand der Jagd betrachtet. Richardson, Fauna boreali-americana I. n. 73. (Ziss 1832. 162.) Denys, Amér. I. 202. Charlevoix n. France III. 129. Dobbs, Hudsonsbay 20. Hearne, Reise 1797. 181. Rothwild. Franklins Reise 240.

12) Das Elch, Elenn oder Elenthier (*C. alces*), Animal magnum, Machlis; Elan; Elk.

ist größer als ein Pferd, und hat besonders hohe Beine, trägt aber den Hals wagrecht; Pelz lang, rauh und dunkelgrau; das Geweih, fast ohne Stange, bildet eine große, dreyeckige Schaufel, mit sehr vielen Enden. Perrault, Mém. acad. I. 179. tab. 25. Buffon X. 179. Taf. 7. Suppl. VII. Taf. 80. Schreber I. 246. A—D. Brandt und Rabeburg, med. Zool. I. 5. Fr. Cuvier, Mammif. I. 34. 39.

Dieses ist der größte von allen Hirschen, und findet sich im Norden beider Welten, südlicher als das Rennthier, aber bey weitem nicht so zahlreich. Es gibt Thiere, welche 12 Centner wägen, ein einziges Horn  $\frac{1}{2}$  Centner, bey einer Länge von  $2\frac{1}{2}$  und einer Breite von 1 Schuh. Es ist kein Zweifel, daß dieses Thier ehemals in Deutschland gelebt hat; denn Julius Cäsar spricht zu deutlich davon: es gibt im hercynischen Wald Alces, den Ziegen in Gestalt und Verschiedenheit der Färbung ähnlich, aber größer und ohne Hörner; die Füße ohne Gelenke. Sie legen sich auch nicht, um zu ruhen, und können nicht aufstehen, wenn sie gefallen sind. Um zu schlafen, lehnen sie sich an Bäume; daher graben sie die Jäger so aus oder hauen sie so ab, daß sie leicht umfallen sammt dem Thier, wenn es sich daran lehnt. Bellum gallicum, Lib. VI. cap. 26. Plinius wiederholt ziemlich dasselbe, setzt aber hinzu, daß es eine große Oberlippe habe und daher rückwärts weiden müsse. Lib. VIII. cap. 15. Pausanias setzt hinzu, daß die männlichen Elenne, im Lande der Celten, Hörner hätten, die weiblichen keine. Aristoteles hat es noch nicht gekannt. Unter Gordian wurden 10 Stück nach Rom gebracht. Im Mittelalter kommen hin und wieder noch Spuren von seiner Anwesenheit in Deutschland vor.



In einer Urkunde des Kaisers Otto des Großen, vom Jahr 943, steht: Es darf niemand, ohne Erlaubniß des Bischoffs Balderich, in den Forsten der Landschaft Drenthe (am Niederrhein, jetzt in Holland) Hirsche, Bären, Rehe, Eber und diejenigen Bestien jagen, welche in der deutschen Sprache Elo (Elg) oder Schelo (Schelg) heißen. Heda de episcopis ultraject. 1643. p. 83.

Dasselbe steht in einer Urkunde Heinrich II., vom Jahr 1006, für einen Bischoff von Utrecht, und in einer dritten Conrads II., vom Jahr 1025, für einen andern. Ebd. S. 101. 114. Das Wort Schelch kommt bekanntlich auch in dem Nibelungen-Liede vor. Schlözers Briefwechsel I. Hft. 2. 1776. S. 79.

Albertus Magnus vermengt es mit dem Renuthier. (Hist. anim. XXII.)

Der erste, welcher etwas mehr davon wußte, ist ebenfalls Olaus Magnus, der Bischoff von Upsala. Sie schwärmen, wie die Hirsche, hzerdenweise in den großen Wildnissen umher, und werden häufig von den Jägern in ausgespannten Netzen oder in Klüften gefangen, worein sie durch große Hunde getrieben und mit Spießen und Pfeilen erlegt werden; ja das Hermelin springt ihnen manchmal, wenn sie auf dem Boden ruhen oder auch aufrecht stehen, an die Kehle, und beißt sie dermaßen, daß sie verbluten. Man bindet dieses blutdürstige Thierchen oft an eine Schnur, und läßt es die jungen Vögel aus den Nestern der Schwalben, Tauben und Hühner holen. Die Stenuthiere kämpfen mit den Wölfen, und schlagen sie oft mit den Hufen todt, besonders auf dem Eise, wo sie vester stehen, als die Wölfe. Er nennt es auch wilden Esel (Onager), und damit hängt wohl die Sage zusammen, daß es Esel gebe mit gespalteneu Hufen. De gentibus sept. 1562. p. 135.

Gesner hat zwar eine Abbildung davon gegeben, aber seine Naturgeschichte nicht erweitert. Quadrupeda 1551. p. 1.

Dasselbe ist der Fall bey Aldrovand, der überdieß vieles vom Renuthier einmengt. (Bisulca. 1621. p. 866. Fig.)

Gegenwärtig findet es sich nur noch in den niedrigen und sumpfigen Wäldern von Ostpreußen, Litthauen, Polen, Livland,



Finnland und in ganz Rußland, vom weißen Meer bis zum Caucasus, in Sibirien bis zum Lena, am Altai und Baikalsee; in Schweden erstreckt es sich südlich bis Südermannland, ist häufiger in Herjedalen und Dalarne; in Norwegen in Osterdalen und Hedemarken; es gibt nur wenige im südlichen Lappland, und sie hören ziemlich da auf, wo das Rennthier anfängt.

In Rußland und Polen heißt es Loß, bey mehreren sibirischen Völkerschaften das große Thier. Es findet sich nur in Waldgegenden, und fehlt daher in Kamtschatka und bey den Tschuktschen, so daß man nicht begreift, wie sie über die Beringstraße nach America gekommen sind. Des Sommers halten sie sich gern an den Flüssen auf, in denen sie oft bis an die Nase stecken, um sich vor den Dasseln und Bremsen zu schützen und das Schwingelgras (*Festuca fluitans*) zu fressen; des Winters lieben sie die Sprossen und Rinden der Aspe und der Vogelbeeren. Zur Brunstzeit, im September und October, kämpfen sie heftig mit einander, und sind dann dem Jäger, wenn er sie bloß verwundet, sehr gefährlich. Die Thiere sind reif nach 3 Jahren, und werfen 1 oder 2 Kälber ungefähr nach 9 Monaten. Die Hirsche werfen die Hörner im December ab, und das erste Mal im dritten Jahr; im Frühjahr kommen die neuen. Man kann das Alter nicht darnach schätzen. Das Fleisch der jüngern ist besser als Hirschfleisch, und wird auch, schwarz geräuchert, roh gegessen, besonders die Zunge. Die Felle sind dicker, und werden besonders zum Reiten untergelegt; die Völkerschaften Sibiriens müssen daher dergleichen als Steuer liefern, die übrigen werden gekauft.

Am meisten fängt man in Wolfsgruben, zu welchen man, durch Fällung der Bäume, Gassen macht. Ende Winters, wo der Schnee eine Eiscruste hat, in welche das Thier einfällt, braucht man sie kaum eine Meile weit mit Schneeschuhen und Hunden zu verfolgen, um sie ganz ermattet zu erreichen und zu erstechen. Im Sommer schießt man sie im Wasser. Häufig werden sie von Rudeln Wölfen, auch von Bären und dem Vielfraß, der von einem Baum auf sie springt, getödtet. Man sagt auch, das Hermelin kriecht ihnen, während des Schlafes, in die Ohren,



und beiße sie so, daß sie in der Wuth sich irgendwo den Kopf einstossen oder über einen Abgrund stürzen. In Livland hat sie 1752 die Rindvieh-Seuche auch befallen und viele getödtet.

Ein jüngeres Männchen aus dem Altai ist größer als ein Pferd, hat einen langen Kopf mit zusammengedrückter Schnauze, einer knorpeligen, ganz behaarten Nase und einer überhängenden, dicken Oberlippe, keine Eckzähne; Augen klein, mit einem sehr kleinen Thränenbalg; unter der Kehle ein schwarzer Bart und auf dem Halse ein Kamm; die Ohren kleiner als beym Hirsch. Im August hat die Schaufel 3 Enden mit dem Fell bedeckt, welches überhaupt rauh und graulich ist, dunkler am Bart und auf dem Nacken; fast ganz schwarz an Brust, Seiten und auswendig an den Schenkeln; schmutzig weiß am Bauch und innwendig an den Füßen. Schwanz nur 2 Zoll lang mit schwarzer Spitze; Kopf ebenfalls grau, Unterlippe und Naslöcher schwarz. Länge 8 Schuh 10 Zoll, Schwanz  $2\frac{1}{4}$  Zoll, Widerrist 5 Schuh  $6\frac{1}{2}$  Zoll, Lenden 5 Schuh 8 Zoll, Kopf 2 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll, Ohren  $10\frac{1}{2}$  Zoll, Stange der Geweihe 6 Zoll, Schaufel  $1\frac{1}{2}$  Schuh. Am Euter 4 Striche. Pallas, Zoogr. I. 201. tab. 14.

Ueber das preussische Elenthier hat zuerst J. Hagen in Königsberg die genaueren Nachrichten mitgetheilt. Sie hielten sich vor ungefähr 50 Jahren noch ganz in der Nähe dieser Stadt auf, in der kapornischen Haide, nur 2 Meilen entfernt; ferner am frischen Haff, auf den Haiden und Brüchern bey Kutten und Ogonken unweit Angerburg, auf der großen Haide bey Johannisburg, Ortesburg und Soldau. Es ist vollkommen so groß als ein Pferd, und fast wie ein Maulesel gestaltet und gefärbt, besonders hinsichtlich des Kopfes; und daher kommt auch wohl die alte Benennung: wilder Esel (Onager). Es kostet zu Königsberg im Jägerhose 10—12 Thaler; die Schaufeln, welche man in den Wäldern abgeworfen findet, kaufen die Adeltigen, um dieselben auf ihren Höfen in den Vorsälen aufzuhängen und sie als Leuchter zu benutzen. Die Naslöcher sind so weit, daß man eine Faust hineinstecken kann; die Brust ist auffallend breit; die eselsgrauen Haare sind fast einen Finger lang, und so dick wie Schweinsborsten.



Diese Thiere sind sehr dumm und einfältig; ein Kalb stellte sich einmal vor das Ofenloch, bis ihm das Fell verbrannte, woran es starb; es ist auch sehr schüchtern, pflegt nur hin und wieder zu blöken, und fängt nie von selbst Streit an. Die Kälber folgen der Mutter 2—3 Jahre; jung aufgezogen werden sie sehr zahm, und gehen mit dem andern Vieh auf die Waide. Ungeachtet seiner großen überhängenden Oberlippe waidet es doch nicht rückwärts, wie man vorgegeben hat. Es liebt, als ein melancholisches Thier, bloß die Emden, und geht immer in Gesellschaft von 2 und 3 auf die Waide, welche aus Sumpfkrautern besteht und aus Baumrinden, vorzüglich der Aspe und Aesche. Wegen ihrer hohen Beine laufen sie so schnell, daß ihnen weder Jäger, noch Hunde oder Wölfe nachkommen können, selbst durch Moräste, und schwimmen über die größten Flüsse und Seen. Sie schlafen nicht stehend, sondern liegend, wie andere Thiere, und von seiner fallenden Sucht weiß niemand etwas. Die Jagd geschieht entweder mit der Flinte oder mit Netzen und bedeckten Gruben. Gewöhnlich fällt es nicht gleich, und ehe es stirbt, schlägt es gewaltig mit den Vorderfüßen um sich, daher sich der Jäger nur von hinten nähern darf; man hat auch schon Beispiele, daß es sich gegen denselben gewendet, und ihn mit den Vorderfüßen eine Strecke fortgeschleppt hat. Obschon man sie in den Wäldern leicht auffinden kann, so ist doch die Jagd sehr beschwerlich, weil sie durch Brüche und Sümpfe geht. Das Fleisch wird auf dem Lande sehr häufig statt des Rindfleisches gegessen. Die Klauen wurden ehemals gegen die fallende Sucht und den Schlagfluß gebraucht; man sieht jezt noch Fingerlinge daraus, welche mit Gold umgeben sind, auch Becher; aus der dicken Haut machten die alten Preußen Brustharnische; die Haare zu Polstern. Daß man sie zum Pflügen, Tragen und Reiten gewöhnen könne, ist eine Fabel. Berliner Mannigfaltigkeiten II. 79. 80. Es ist noch daselbst. *Bujack, Naturg.* 1837. 82.

Die genauesten Beobachtungen über die Lebensart dieses Thiers hat der Herr v. Wangenheim zu machen Gelegenheit gehabt, weil er 8 Jahr lang Oberforstmeister in Preussisch-



Lithauen gewesen und diese Thiere zum Gegenstand seiner besondern Forschungen gemacht hat, was ihm um so leichter geworden, da 27 Forstbediente unter ihm standen, wovon manche ihre ganze Lebenszeit in den Elchwäldern zugebracht haben.

So sehr sich der Edelhirsch durch ein schönes Verhältniß seines Körperbaus und dessen Leichtigkeit auszeichnet, eben so sehr sticht das Elch durch seine plumpe Gestalt dagegen ab; sie verhalten sich zusammen wie Pferd und Esel. Der Edelhirsch liebt Gebirge und trockene Waldungen, Gras, junges Laub, grüne und reife Saat, hält sich daher zu dieser Zeit gern in den Borhölzern auf, fürchtet die Nachbarschaft der Menschen nicht, und bleibt in den bewohntesten Gegenden. Das Elch dagegen sucht einsame, niedrige und nasse Wälder mit Sümpfen, wo Schilf, Berstweiden (*Salix incubacea*), Birken, Erlen, Aspen, Aeschen und andere Laubholzarten wachsen. Sobald diese wilden Gegenden bewohnt und die Brücher ausgetrocknet werden, zieht es sich zurück. Das ist auch in Nord-america der Fall, wo sie noch vor 50 Jahren unter dem 40.° in Neu-York und Neu-England vorkamen. In Lithauen stehen sie gegenwärtig in den Forsten von Schorell, Ikenhorst, Tzulkin und Skalis. Der Stand ist indessen nach den Jahreszeiten verschieden. Während des Sommers bleiben sie in den Brüchern; vom September, nach der Brunft, bis zum April, kurz vor der Sehzeit, ziehen sie sich in höhere Gegenden, wo Laubwälder sind, in denen man sie, bey unfreundlicher Bitterung, in den Dickichten, bey schöner dagegen und scharfem Froste auf lichten Plätzen antrifft. Ihre Nahrung besteht in den Sprossen und Blättern der weichern Holzarten, auch des Nadelholzes, in der Rinde derselben, welche sie mit den Zähnen von unten nach oben abschälen, in Haidekraut, Porst (*Ledum palustre*), Gras und Schilf. Vom Getraide fressen sie nur die junge Saat, welche sie sehr verwüsten, auch die Leinsaat; sobald aber der Halm hart wird, rühren sie es nicht mehr an. Es ist unrichtig, daß sie mit dem Maule den Boden nicht erreichen könnten; sie ziehen die Vorderläufe zurück und biegen den Körper vor; auch legen sie sich, und stehen eben so leicht auf, wie der Rothhirsch. Sie sind übrigens wahre



Waldverwüster, theils durch das Abbeißen der Sprossen, theils durch das Abschälen der Rinden junger Bäume im Frühjahr. Die hohen Stangen drücken sie mit dem Kopfe nieder und brechen die Krone ab. Die Sträucher sehen dann aus, als wenn sie unter der Scheere gehalten würden. An ruhigen Orten gehen sie bey Tag und Nacht auf die Aesung; wo aber Viehheerden sind oder Menschen Geschäfte treiben, nur während der Nacht; sie gehen nicht gern weit auf die Waide.

Eine Familie besteht, nach der Sehzzeit, aus einem alten Thiere, zwey ausgewachsenen, die im Herbst brunftig werden, zwey Schmalthieren und zwey Kälbern.

Gegen die Brunftzeit ziehen sich mehrere Familien zusammen, die aber selten mehr als 15—20 Stück betragen. Die Kälber und Schmalthiere, welche brunften, verlassen dann die Mutter, kommen aber nachher wieder zurück. Ebenso die Spießer im dritten Jahr, gegen die Sehzzeit, so wie die starken Hirsche bis zur Brunftzeit; nach derselben vereinigen sich aber wieder alle in ein Rudel. Die Brunft geht Ende Augusts an, und dauert einige Wochen; die Sehzzeit von Mitte May bis Mitte Juny. Die Tragzeit ist daher gegen 9 Monat. Gegen Ende August treibt der Hirsch mehrere Thiere zusammen, wobey es nicht selten solche Kämpfe gibt, daß Geweihe abgebrochen werden. Er schreyt bisweilen kurz, wie der Damhirsch, aber nicht so viel und stark, wie der Rothhirsch. Zu dieser Zeit werden sie sehr mager, und bedürfen des Wassers zur Abkühlung.

Zur Sehzzeit zieht sich das Thier in dunkle, einsame und bruchige Gegenden zurück, und wirft das erstemal ein, dann immer zwey Kälber, welche erst nach 3 oder 4 Tagen der Mutter folgen können. Sie sind nicht gefleckt, wie bey dem Hirsch und Reh, sondern was bey der Mutter schwarzbraun ist, ist bey ihnen röthlichbraun. Sie saugen, bis keine Milch mehr vorhanden ist, also bis tief in den Winter. Da sie schnell wachsen, so legen sie sich, bey zunehmender Größe, auf die Knie, und später selbst auf den Rücken. Sie werden von der Mutter sehr beschützt. Wurde eines in der Mitte May gesetzt, so brunftet es erst in der Mitte Septembers des dritten Jahrs, d. h. nach



2 Jahr 4 Monat, und sezt also am Ende des dritten Jahrs. Bey reichlicher Nahrung schon nach 2 Jahren, aber dann bleiben sie schwach, so wie ihre Kälber. Es gibt auch gelte Thiere durch verschiedene Zufälle, und diese werden sodann sehr fett.

Bey einem männlichen Kalb zeigt sich bald nach der Geburt der Rosenstock, welcher bis Ende Septembers einen Zoll hoch ist; im zweyten Jahr kommt der Spieß, bey guter Nahrung einen Schuh lang; im dritten Jahr meist eine Gabel; im vierten 6 Enden und schon etwas breit; im fünften, wo es ausgewachsen ist, kleine Schaufeln, die von Jahr zu Jahr breiter werden, aber nicht über 28 Enden bekommen. Gut genährte Hirsche werfen im December und Jänner ab, schlechte im Hornung und März; die Spießer im April und May. Der erste hat schon Ende Juny gesegt, die andern im July und August. Während sie Kolben haben, bleiben sie im hohen Gras oder in Weidenbüschen; sie fressen den Bast oder die abgeriebene Haut nicht, wie der Rothhirsch. Das stärkste Geweih wiegt 36 Pfund. Die Hirsche sind am feirsten von der Mitte Augusts bis zur Brunst; die Thiere im October. Sie bekommen jedoch nie so viel Fett wie der Rothhirsch, und geben selten 20—25 Pfund Talg. Das Alter bringen sie nicht über 18 Jahre; dann verlieren sie die Schneidzähne und verkümmern. Man kann daher in einem Stand von 100 Stück jährlich nicht mehr als 10 oder 12 schießen.

Ungeachtet der weiten Naslöcher haben sie doch eine schlechte Bitterung; dagegen ein besseres Gesicht und Gehör. Sie fahren bey dem geringsten Geräusch in die Höhe, sehen sich aber um, und traben erst fort, wenn sich jemand nähert; werden auch nicht flüchtiger durch den Knall einer fehlenden Flinte, so daß man noch einmal laden kann, wenn man wie Bauersleute, zu Wagen oder Pferd, langsam nachgeht. Daher werden sie leicht von Wilddieben erlegt. Die Wölfe suchen sie gewöhnlich auf das Eis zu treiben, wo sie stürzen und überwältigt werden, weil sie nicht mehr aufstehen können, obschon sie heftig um sich schlagen, und besonders mit den Hinterfüßen vorwärts greifen; daher die



Sage, daß sie die fallende Sucht bekämen und sich hinter den Ohren kratzen, um sich davon zu befreyen.

Ein Hirsch von 16 Enden ist lang 6 Schuh, Hals 1 Schuh  $11\frac{1}{4}$  Zoll, Widerrist 6 Schuh 2 Zoll, Kreuz 6 Schuh, Umfang 5 Schuh 10 Zoll, Kopf  $2\frac{1}{2}$  Schuh, Ohren 1, Vorderfüße 3, Hinterfüße 4, Hufe  $4\frac{1}{2}$  Zoll, Schwanz  $3\frac{1}{2}$ , mit den Haaren  $6\frac{1}{4}$ , Haare des Leibes 2 Zoll 9 Linien, der Mähne  $7\frac{1}{2}$  Zoll, der Beutel an der Kehle 7, mit den Haaren 13.

Das Thier hat mithin eine auffallende Gestalt, indem es höher ist als lang, und vorn höher als hinten; Brust breit, der Hals kurz, der Kopf sehr lang und unförmlich, besonders durch die 4 Zoll langen Naslöcher und die 3 Zoll überhängende Oberlippe.

Den häutigen Beutel an der Kehle hat bloß das Männchen, und er fängt erst nach dem dritten Jahr an zu wachsen; die Mähne steht nur hinten auf dem Halse. Berl. neue Schrift. I. 1795. S. 1. T. 1, ill.

In Nordamerica heißt es bey den Franzosen Original, bey den Engländern Moose Deer.

Es findet sich vom atlantischen Meer bis ans Rockygebirg, und von da bis zum 69. Grad Nordbreite, an der Mündung des Mackenzie; östlicher nur bis zum 65. Grad, gegen den Copperminefluß, wegen Mangel der Aspen und Weiden. Ehemals gieng es südlich bis an den Ohio, und war häufig auf der Insel von Cap Breton; gegenwärtig findet es sich nicht mehr in dem Staate Maine, aber in Menge an der Fundybay; westlich dem Rockygebirg hat man nur selten einige gesehen. In Canada bilden sie kleine Heerden, nördlicher aber leben sie einsam. Sie sind schener als irgend ein anderer Hirsch, und ihre Jagd gehört daher zu der größten Geschicklichkeit der Indianer, besonders im Winter; im Sommer dagegen werden sie so von den Moskiten geplagt, daß sie die Annäherung des Jägers kaum bemerken. Zur Brunstzeit legen sie ihre Schüchternheit ab, und greifen Thiere, selbst Menschen an. Sie werden dann durch Pfeifen und Krahen auf einem Elenthier-Schulterblatt gelockt, indem sie auf ihren vermeynten Nebenbuhler blind-



lings losstürzen. Ihr Fleisch ist sehr beliebt, besonders die Schnauze und die Zunge. Die Männchen werden oft 11 bis 12 Centner schwer, das Geweih 60 Pfund; das Leder wird zu Winterkleidern und Halbstiefeln verarbeitet. Beym Laufen hält es die Nase in die Höhe, daß das Geweih wagrecht auf den Rücken kommt; daher steht es nicht recht auf den Boden, und stürzt nicht selten, woher der Glaube entstand, daß es die fallende Sucht habe. Richardson, Fauna boreali-americana I. 1829. 4. Nro. 73.

Der Baron von La Honton brachte den ganzen Winter von 1686, mit einem Trupp Wilden und Negern, auf der Jagd dieser Thiere in Canada zu. Statt Schneeschuhen hat man daselbst Schneeraketen. Sie reisten aus der Gegend von Montreal, unter 46°, 40 Stunden, vom Lorenzflusse nach Norden, an einen kleinen See, wo sie den Schnee wegscharrten und sich Hütten von Baumrinden bauten. Unterwegs schoßen sie Hasen und Birkhühner, um davon zu leben. Dann gingen die Wilden ringsum, 2—3 Stunden weit, um die Spur der Orignale aufzusuchen. Hatten sie dieselbe entdeckt, so kam einer zurück, um es der Jagdparthie anzuzeigen. Sie gehen ihrer 5, 10—20 zusammen, und fliehen, sobald sie jemanden bemerken, werden aber bald von den Hunden eingeholt und aufgehalten, so daß man bey gefrorenem Schnee nach einer Viertelstunde schiessen kann. Können sie nicht mehr entkommen, so kehren sie nicht selten um, und schlagen mit den Vorderfüßen den Jäger todt, wenn er sich nicht hinter einen Baum verstecken kann. Hat man hinlänglich getödtet, so baut man sich auf derselben Stelle neue Hütten, macht Feuer an, zieht die Thiere ab, trocknet die Häute, läßt sich das Fleisch schmecken, und bleibt so lang, als man zu essen hat. Dann zieht man weiter und weiter, bis der Schnee schmilzt; worauf man wieder von Hasen und Rebhühnern lebt. Indessen näht man die Häute der Orignale zusammen, verschmiert die Nähte mit Letten und macht daraus kleine Boote, in denen man auf den Flüssen nach 3 Monaten zurückkehrt. Sie hatten 70 Stück geschossen, und hätten 2—3mal so viel bekommen können, wenn es nicht bloß eine Lustparthie gewesen



wäre. Des Sommers werden sie beschlichen, und auch in Schlingen gefangen. Sie sind so groß wie ein Maulthier, das Haar lang und braun; sie schreiten nicht, sondern traben, fast wie der gemeine Hirsch, und können dieses, nach Aussage der Wilden, 3 Tage und Nächte fortsetzen; nach denselben soll es Geweihe geben, welche 3—4 Centner wägen. Voyages I. 1705. pag. 83.

Die ältern Schriftsteller darüber sind: De Mont, nouv. France 1604. Sagard, Canada 1636. Charlevoix, nouv. France 1744. Umfreville, Hudsonsbay 1790.

#### 4. G. Die Giraffe (*Camelopardalis*)

hat zween gerade Hornzapfen, mit Haut und Haar bedeckt, welche lebenslänglich bleiben.

Der Character liegt in den Ohren.

##### 1) Die gemeine (*C. giraffa*)

ist das höchste Landthier, wenn man vom Kopfe herunter mißt; der Hals ungewöhnlich lang, der Widerrist viel höher als das Kreuz; die Färbung grau, voll eckiger, gelblichrother Flecken; auf dem Halse ein kurzer Kamm.

Dieses ist eines der sonderbarsten, schönsten und zugleich seltensten Thiere, welches gegenwärtig nur im heißen Africa vorkommt, von Aethiopien an bis an die Cap-Colonie, etwa bis zum 28°. Wenn es aufrecht steht, so ist die Höhe vom Kopf bis auf den Boden 17 Schuh, der Hals 6 Schuh 4 Zoll, der Kopf 1 Schuh 8 Zoll, der Rumpf 7 Schuh, der Widerrist 10, das Kreuz 8½, woraus man die sonderbaren Größenverhältnisse ermessen kann. Die Hörner sind 1 Schuh lang, und dazwischen steht noch auf einem Zwickelbein eine Erhöhung von etwa 3 Zoll.

Die Uebersetzer der heiligen Schrift haben das Wort Zemer (*Deuteronom. XIV. 5.*), welches mit Hirschen, Büffeln und Steinböcken unter den erlaubten Speisen aufgeführt wird, mit Giraffe oder *Camelopardalis* gegeben. Bochart vermuthet aber mit Recht, daß es eine Ziegenart sey, weil Moses nicht nöthig hatte, ein Thier zu erlauben, das mehrere Hundert Stunden von Aegypten und Arabien entfernt lebte; und weil selbst Alexan-



der und Aristoteles, 1200 Jahre nach Moses, noch keine Kenntniß davon hatten. Man findet übrigens die Giraffe unter den Abbildungen der ägyptischen Tempel. Lambert et Jomard, Description de l'Egypte. Sculptures cap. 8. Planches d'antiquités 95. Vol. 1.

Der erste, welcher davon spricht, war Agatharchides unter Ptolemäus Philometor, dem 6ten griechischen Könige von Aegypten, 180 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Nach demselben wird es wieder von Artemidorus, unter Ptolemäus VIII., 117 vor unserer Zeitrechnung, erwähnt bey Strabo. Er nennt es sehr geschwind, dem aber Strabo widerspricht und es ziemlich gut beschreibt: es lebt mit Elephanten und Nashörnern in Aethiopien, hat keineswegs Aehnlichkeit mit dem Panther, sondern die Haut ist geschäckt, wie die eines Hirschkalbes; das Kreuz niedriger als der Widerrist, und jenes so hoch als ein Rind; Hals gerad und aufrecht, so daß der Scheitel höher ist als bey dem Cameel. Wegen dieses Mißverhältnisses der Theile kann es unmöglich sehr geschwind seyn. Geogr. ed. Casaub. 1707. Fol. II. l. 16. p. 775.

Horaz, welcher ohne Zweifel die Giraffe gesehen, die Julius Cäsar 708 (45 Jahr vor unserer Zeitrechnung) zum ersten Mal in Rom hat auftreten lassen, sagt von ihr, sie sey ein Gemisch von Panther und Cameel (*Diversum confusa genus Panthera Camelo*. Epist. II. 1. vers 194). Diodorus Siculus spricht auch von derselben (II. S. 163).

Plinius Secundus war aber der erste, welcher etwas mehr darüber sagt: Mit dem Cameel hat einige Aehnlichkeit der Strauß und das Thier, welches die Aethiopier Nabu nennen; im Hals ähnlich dem Pferd, in den Schenkeln und Füßen dem Rind, im Kopfe dem Cameel, ausgezeichnet durch weiße Flecken auf dem röthlichen Felle, daher man es Cameelparder (*Camelopardalis*) nannte. Es wurde zuerst in den circensischen Spielen des Julius Cäsars zu Rom gesehen. Seitdem sah man es noch einigemal; es zeichnet sich mehr durch seine Gestalt als seine Wildheit aus, und hat daher



auch den Namen wildes Schaf erhalten (Lib. VIII. cap. 18. 27. Ed. Harduin).

Oppian, im zweyten Jahrhundert, unter Caracalla, hat zuerst die Hörner erwähnt. Das Thier hat ein schönes geflecktes Fell, wie der Panther, und einen langen Hals, wie die Cameele, kurze Ohren, Vorderfüße länger als die hintern. Auf dem Kopfe entspringen 2 Hörner, aber kein ächtes Horn, sondern nur kleine Spitzen auf den Schläfen, mitten auf dem Kopfe; es hat ein weiches weites Maul, wie der Hirsch, und weiße Zähne, feurige Augen und einen kurzen Schwanz, wie die Rehe, am Ende mit schwarzen Haaren (De Venatione III. 461. Ed. Schneider).

Aelian erwähnt es nicht in seiner Thiergeschichte.

Philipp I. brachte im Jahr 248 zehn Giraffen in die Spiele zu Rom; ebenso Domitius Aurelianus, 274, bey dem Triumphzuge mit der unglücklichen Zenobia (Hieronymus in Chronico Eusebii). Hesiodorus im vierten Jahrhundert, unter Theodosius, erzählt, daß die Abyssinier einem König von Aethiopien eine Giraffe geschenkt hätten, und bemerkt schon, daß sie einen Paßgang habe, nehmlich beide Füße einer Seite zugleich vorsehe; sie sey auch so gutmüthig, daß man sie mit einer Schnur am Kopfe führen könne. (Aethiopica V. 1611. cap. 10. pag. 509.)

Cosmas, der Indiensfahrer, sah um 535 an einem königlichen Hofe Junge Milch und Wasser saufen; sie konnten, wegen der Höhe ihrer Schultern, nur auf den Boden reichen, wenn sie die Vorderfüße aus einander spreizten. Man findet sie nur in Aethiopien. (Monfaucon Antiquités II. Lib. 11. p. 335.)

Unter den Arabern nennt Alcamus das Thier Zurapha; es habe Aehnlichkeit mit dem Cameel, dem Rind und dem Panther; nach Alcazuin hat es einen Kopf wie das Cameel, Hörner, Füße und Klauen wie der Ochs, ein Fell wie der Panther, Hals sehr lang, so die Vorderfüße, die hintern kurz.

Nach Albert dem Großen, im 13ten Jahrhundert, schickte ein Sultan aus Aegypten dem Kaiser Friedrich II., nach 1212, eine Seraphe, welcher er auch den Namen Orasius gibt. (De Animalibus 578.)

Pachymerus sagt ausdrücklich von einer Giraffe, welche



Michael Paläologus, nach 1260, der Kaiser von Constantinopel, hatte, daß sie keine Hörner gehabt hätte, woraus man schließen wollte, daß sie ihr abfielen, wie dem Hirsch. (Mich. Palaeolog. III. cap. 4.)

Mareo Polo sagt, vor 1300, daß die Einwohner auf der Insel Zenzibar (an der Küste von Zanguebar, nördlich der Casferey) Giraffen haben, ein Thier schön anzusehen, mit einem ziemlich regelmäßigen Leibe, die Vorderfüße hoch, die hintern nieder, Hals sehr lang, Kopf klein, Färbung ganz weiß, mit runden rothen Flecken; es ist ein sehr ruhiges Thier. Ramusio II. S. 58.

Im Jahr 1486 hatte Lorenz von Medicis eine Giraffe zu Fano, im Herzogthum Urbino, welche Anonius Constantius beschrieben hat; sie sey schneller als ein Pferd gelaufen, und zwar, indem sie beide Füße einer Seite zugleich vorsezte; auch hat er die Hörner bemerkt. (Epigrammata 1502.)

Diese historischen Nachweisungen finden sich bey Gesner 1551. 160. Fig., bey Bochart I. 1663. 904, und Mongez, Ann. Sc. nat. XI. 225.

Belon hat eines um 1515 zu Cairo gesehen, und unter dem Namen Zurnapa beschrieben (Obs. 118.); Prosper Alpinus, 1581, ein anderes zu Alexandrien. (Aegyptus 236. tab. 14. fig. 4.) — In dem Namen Zur-napa, steckt offenbar das Nabu des Plinius.

Seit dieser Zeit kommt nichts mehr über dieses Thier vor, bis auf Hasselquist, welcher aber nur ein Fell im Orient gesehen und beschrieben hat. Er bemerkt jedoch ausdrücklich, daß die Hörner einfach, kurz, rund und mit Haaren bedeckt seyen, und daß dazwischen noch eine Erhöhung stehe. Das Fell war 24 Spannen lang; der Kopf 4, der Hals 10, die Hörner kaum eine, die Haare 3 Zoll; es lebe in den Laubwäldern von Sennaar und Aethiopien. Reise 282.

Man hat es erst durch die Reisen ans Vorgebirg de guten Hoffnung besser kennen lernen.

Es ist merkwürdig, daß Kolbe in seiner Beschreibung des



Cap's nichts von diesem Thiere gesagt hat; auch Sparrmann hat es nicht angetroffen.

Der erste, welcher es genauer beschrieben hat, ist der Major Gordon, Commandant vom Cap. Er schoß eines in dem Districte Anamaca, welches vom Scheitel bis zur Erde 15 Schuh 2 Zoll hoch war, Widerrist 10 Schuh, Kreuz 8 Schuh 2 Zoll, von der Brust bis auf den Boden  $5\frac{1}{2}$  Schuh, Kopf 2, Hals 6, Rumpf 5 Schuh 7 Zoll, Hörner 7 Zoll, etwas kürzer als die Ohren, schwach nach hinten geneigt, mit einer Haarquaste. Die Oberlippe ist größer und dicker, als die untere, und beide behaart, die Augen groß und schön. Die Grundfarbe weiß, mit großen, dicht beysammen stehenden, röthlichen Flecken, welche im Alter dunkler werden; der Schwanz dünn, ziemlich kurz mit einem Zopf von schwarzen Haaren, wie Rosshaar; die Afterhufe fehlen, so wie die Thränenbälge.

Es geht im Schritt und im Galopp, und neigt dann bey jedem Schritt den Hals nach hinten; dennoch ist es so hurtig, daß es kaum von einem Pferd eingeholt wird. Es zupft gewöhnlich das Laub von den Bäumen, kann aber auch grasen, und biegt dann ein Knie, wie die Pferde. Es ist sehr gutmüthig, und selbst bey Verwundungen zeigt es weder Wuth noch Rache, obschon es stark strampelt. Die Hottentotten tödten es mit vergifteten Pfeilen; sie essen das Fleisch, obschon es nicht besonders schmeckt, und machen Schläuche aus der Haut zur Aufbewahrung des Wassers. Buffon, Supplément III. p. 320. tab. 44. 45.

Patterson traf sie 1778 an im Lande der Namaken, am Löwenflusse. Ein geschossenes Männchen war hoch vom Huf bis zur Spitze der Hörner 14 Schuh 9 Zoll, Widerrist 9 Schuh  $7\frac{1}{2}$  Zoll, Kreuz 8 Schuh  $7\frac{1}{2}$  Zoll, Vorderfüße 5 Schuh 7 Zoll, hintere 5 Schuh  $6\frac{1}{2}$  Zoll, Hals 5 Schuh 3 Zoll, Mähne eben so lang, Rumpf 5 Schuh 9 Zoll, Hörner 1 Schuh, Schwanz 2 Schuh  $9\frac{1}{2}$  Zoll, mit den Haaren 4 Schuh  $10\frac{1}{2}$  Zoll. Die Färbung ist röthlich oder dunkelbraun und weiß; doch gibt es schwarze und weiße; der Schwanz gleicht dem eines Ochsen, aber die Haare sind stärker und gewöhnlich schwarz, die an der Mähne



3—4 Zoll lang und röthlich; 4 Striche am Euter, keine Afterklauen. Sie laufen zwar nicht schnell, aber sehr anhaltend, und sind daher schwer einzuholen, besonders da der Boden so uneben ist und daher die Pferde bald ermüden. Es gibt in derselben Gegend viele Zebra, Nashörner, Kudu, Hyänen und Klippendachse, Löwen, Elephanten und Flusspferde. Reisen 1790. 128.

Le Baillant sah in den achtziger Jahren, in der Nähe des Löwenflusses, im Lande der Namaken, im nordwestlichen Theile der Cap-Colonie, eine Hütte ganz mit einer Giraffenhaut bedeckt, und bekam nun Hoffnung, das Thier selbst zu Gesicht zu bekommen. Endlich bemerkte man wirklich eine in einem Mimosen-Wald. Sie trieben sie ins Freye, mußten ihr aber 3 Stunden im Galopp vergebens nachreiten, obschon sie nur in einem mäßigen Trab floh. Am folgenden Morgen trafen sie wieder 5 Stück an, welche sie den ganzen Tag verfolgten, ohne eines zu bekommen. Den andern Tag aber, am 10. November, stießen sie wieder auf 7 Stück, wovon eines durch die Hunde von den andern getrennt und weit verfolgt wurde. Endlich blieb es stehen, schlug hinten aus und wurde von ihm geschossen, worüber er eine gränzenlose Freude hatte. Das Fell nahm er mit nach Europa, das Fleisch wurde gegessen und sehr schmackhaft gefunden.

Ihre gewöhnlichste Nahrung ist das Laub von einer Mimose, welche die Colonisten Cameeldorn (*Acacia giraffae*) nennen; Gras fressen sie selten. Der schönste Theil ist der Kopf, das Maul klein, die Augen groß und lebhaft, die Zunge rauh wie eine Raspel, die Füße fein und die Knie von Haaren entblößt, weil das Thier zu knieen pflegt, wann es sich legt; an der Brust eine Schwiele; die Hörner waren nur so groß wie ein Hühnerer, und dazwischen stand noch ein Knollen. Auf dem Hals steht eine Mähne, wie ein Kamm. Die Vorderfüße sind nicht viel höher als die hintern, und die größere Höhe des Vordertheils kommt bloß vom Widerrist her, der 11—12 Zoll höher ist, als das Kreuz. Sieht man das Thier von vorn, so erscheint es wie ein abgestorbener Baumstamm, weil man den Hinterleib nicht bemerkt. Der Gang ist nicht ungeschickt; das Traben aber



sieht lächerlich aus, weil das Thier den langen Hals beständig von vorn nach hinten bewegt, wie in einem Scharnier. Er ist um 4 Zoll länger als die Beine, und der Kopf kann daher sehr wohl den Boden erreichen, um zu grasen, ohne daß es nöthig hätte, die Beine auszuspreizen oder zu knieen. Ihre Vertheidigung besteht bloß im Ausschlagen mit den Hinterbeinen; sie wehren sich nie mit den Hörnern, selbst nicht gegen die Hunde. Beide Geschlechter sehen sich gleich, und beide haben Hörner mit einer Quaste. Das Fell ist in der Jugend fuchsroth, wird aber im Alter bey den Weibchen fahlbraun, bey den Männchen schwarzbraun; die Flecken sind sehr verschieden, sowohl in Gestalt als Vertheilung. Sie haben am Euter 4 Striche, und sollen nach 12 Monaten ein Junges werfen. Reise 1797. II. 33. T. 5. 6. IV. 114. T. 7, Kopf.

Lichtenstein stieß zuerst auf Giraffen im Lande der Beetjuanen, in der Nähe des Draniensflusses an der Cafferey, ungefähr unter 29° Südbreite. Eine Mutter waitete mit ihrem erwachsenen Jungen ruhig, und zwar ganz in der Stellung anderer Thiere, keineswegs knieend, wie man behauptet hat. Man verfolgte sie zu Pferde und schoss das Junge. Die Flucht sah sehr lächerlich aus; es war kein Trab, sondern ein schwerfälliger, lahmer und plumper Galopp, wobey sie, um das Gleichgewicht zu erhalten, den langen Hals immer vor- und rückwärts bewegte, dabey aber doch schnell fortkam, weil jeder Sprung um 12 bis 16 Schuh förderte; indessen kann man sie mit einem guten Jagdpferd einholen, besonders wenn es eine Anhöhe hinauf geht. Das Fleisch wurde gegessen und sehr schmackhaft gefunden. Die Höhe von der Spitze der Hörner bis auf den Boden 13 Schuh 4 Zoll, wovon der Hals 5 Schuh, der Widerrist 8, das Kreuz  $6\frac{1}{2}$ , die Länge des Rumpfes 7. Ein ausgewachsenes Männchen wiegt 10 Centner. In derselben Gegend gibt es große Heerden von Quagga, Hirschgemsen, Bastardelenne, Büffel, Löwen, Strauße, Perlhühner und Repphühner. Reise II. 451.

Der Reisende Denham hat sie auch am See Chad mitten in Africa angetroffen, ziemlich zahlreich, in Rudeln von 2 bis 6 Stück. Travels 1826. 4. App. n. 6. (Ziss 1829. 1263.)



Das Stück, welches Rüppell nach Frankfurt geschickt hat, war von der Sohle bis zur Spitze der Hörner  $15\frac{1}{2}$  Schuh hoch, Widerrist 9, Kreuz 7 Schuh 9 Zoll, Vorderfüße  $6\frac{1}{2}$  Schuh, hintere 6, Kopf 2 Schuh  $3\frac{1}{2}$  Zoll, Hörner 7 Zoll, der Knollen in der Mitte  $3\frac{1}{2}$ , ruht auf einem Zwickelbein, Ohren 7, Hals 6 Schuh, Rumpf 5 Schuh 3 Zoll.

Die Grundfarbe ist fahl, mit braunen Flecken bedeckt von verschiedener Gestalt, und etwas dunkler in der Mitte, besonders an Hals und Rumpf; kleiner und rund, wie Dupsen, am Hinterhaupt, auf Backen und Unterkiefer; Scheitel und Hörner hellbraun, am Ende mit einer schwarzen Quaste; die vorderen und hinteren Knöchel oder sogenannten Knie fast haarlos, Schwanz dünn, endigt in eine Quaste von langen, dicken und schwarzen Haaren. Dem Weibchen fehlt der Knollen oder das mittlere Horn; es hat 4 Warzen am Euter. Rüppell hat in Nubien und Kordofan 2 Männchen und 3 Weibchen erhalten. Es lebt in allen Wüsten, südlich von Simrie, in kleinen Gesellschaften, auch östlich vom Bassar-Usrak (weißer Nil), und häufig in den Wüsten von Darfur; es heißt daselbst Seraka. Die Hornzapfen sind vom Stirnbein durch eine Naht getrennt, unten hohl, oben zellig, und ihre Höhle steht mit der des Stirnbeins in Verbindung. Gressschmar in Rüppells Atlas III. 1827. 23. T. S. 9.

Vor wenigen Jahren kamen mehrere lebendige Exemplare nach Paris, London und Wien, wo sie aber nicht lang lebten, sondern bald, meistens an Knochenkrankheit, starben. Sie wurden von armen Leuten, zwischen Sennaar und Darfur, mit Camelmilch ernährt, vom gegenwärtigen Vice-König Mehemed Ali gekauft und nach Europa als Geschenke geschickt. Sie machten die Reise zu Fuß bis nach Sivout, dann auf dem Nil nach Alerandrien, und das nach Paris bestimmte kam am 4. November 1826 in Marseille an, 22 Monat alt, wo es, wegen des Winters, bis zum 20. May 1827 blieb, und dann von Geoffroy St. Hilaire abgeholt wurde. Man machte damit sehr kleine Reisen, und kam erst am 5. Juny zu Lyon an. Es war



ein Weibchen, und das erste, welches man lebendig in Frankreich gesehen.

Man konnte ihm, natürlicher Weise, auf dem Schiffe kein Zweige geben, und daher gewöhnte man es an gequetschtes Welschkorn, Gerste, Saubohnen und Milch, wobey man auch blieb; es wurde sehr zahm und behielt seine Stärke und Gesundheit. Warf man ihm jedoch Acacienzweige auf den Boden, so spreizte es die Vorderbeine aus einander, bog das Knie, umfaßte sie mit seiner langen, schmalen, schwarzen Zunge und fraß sie auf. Geoffroy hat an einem jungen Schädel vom Cap ebenfalls gesehen, daß die Hörner abgesonderte Knochen sind. Ann. sc. nat. 1827. 210. tab. 22, das Thier und der Schädel. Isid. Geoffroy, Dict. classique.

Das nach Wien gekommene Exemplar starb 1829 an der Knochenkrankheit. L. Fitzinger, Isis 1830. S. 368.

b. Hörner hohl.

##### 5. G. Das Hornvieh (Pocus)

hat Stirnzapsen von einer vertrockneten, hornartigen und haarlosen Haut bedeckt; die Asterklauen meistens verkümmert, oben keine Eckzähne.

Sein Character liegt in den Augen.

Die Hörner bestehen aus 2 Theilen, dem sogenannten Zapsen und dem eigentlichen Horn, welches wie ein Futteral darüber gezogen ist. Die Hornzapsen sind Auswüchse der Stirnbeine welche die Haut ebenso mitnehmen, wie bey dem Hirsch. Diese verliert aber sogleich bey der Entstehung die Haare und vertrocknet. Das hohle Horn wächst daher immer nur an der Stelle, wo es an die Haut stößt, ganz so wie ein Fingernagel. Bey den Hirschen sondert sich nicht bloß eine absterbende Haut ab, wie hier, sondern auch eine absterbende Knochenmasse, welche abfällt. Bey ihnen sind auch die Asterklauen so stark entwickelt, daß sie fast auf den Boden reichen und klappern, indem sie an die ächten Klauen schlagen; bey dem Hornvieh dagegen sind sie meistens zu bloßen Warzen verkümmert.

Die Hörner sind immer einfach, aber von mannfaltiger Größe und Gestalt, bald kürzer, bald länger als der Kopf, bald



vor-, bald rückwärts gebogen, bald aus- und bald einwärts, bald beides zugleich, und auch wohl noch vor- oder rückwärts; endlich sind die meisten rund, manche jedoch auch zusammengedrückt mit einem Grath oder mit Kanten; manche auch gedreht und gewunden; endlich gibt es glatte und mit Ringen oder Wülsten umgeben.

Die einen haben eine dicke Schnauze oder Muffel, vorn nackt und feucht und von den Naslöchern durchbohrt, wie bey den Rindern; bey andern ist sie dünn und behaart, und die Naslöcher öffnen sich hinter der Lippe, wie bey den Schafen. Die einen haben einen kurzen Schwanz oder Deckel, wie die Hirsche, die andern einen langen mit vielen Haaren; die einen endlich haben einen dicken, plumpen Leib, mit einem kurzen wagrechteten Hals, während die andern schlank sind und den langen Hals hoch tragen. Mehrere haben am Hals eine Wanne oder ein Haarbüschel, und bisweilen eine Mähne oder einen Bart.

Die Zahl der Striche am Euter ist bald 2, bald 4. Viele haben Thränenbälge unter dem innern Augenwinkel, wie die Hirsche; viele ähnliche Bälge zwischen den Beinen; manche endlich auch in den Weichen.

Die Thiere dieses Geschlechts sind die allernützlichsten für den Menschen, viel nützlicher und nothwendiger als das Pferd, theils weil sie in allen Climaten aushalten, und mithin ein Eigenthum fast des ganzen menschlichen Geschlechtes geworden sind; theils aber, weil sie uns nicht bloß ihre Kräfte leihen zum Tragen, Pflügen und Fahren, sondern auch Leder liefern, Kleider, Polster, Milch, Butter, Käse und Fleisch, und zwar im eigentlichen Sinn für das ganze menschliche Geschlecht; denn die Pferde, Cameele, Lamen und Rennthiere dienen doch nur einem kleinen Theile der Menschen. Man erweist diesen sonst so verächtlich und undankbar behandelten Thieren nicht zu viel Ehre, wenn man anerkennt, daß die ganze Haus- und Feldwirthschaft auf ihnen beruht, mithin die Nahrung und Erhaltung der Familien, die Möglichkeit und der Bestand der meisten und größten Völker seit dem Anfang der Geschichte. Kaum gibt es ein Haus, worinn nicht Wohnungen für das Hornvieh eingerichtet



wären, gewöhnlich größer und zahlreicher als für die Herrschaft; kaum ein Dorf, worinn nicht Heerden von Kühen, Schafen oder Ziegen täglich von eigenen Hirten auf die Waide geführt würden, von welcher sie Abends den Gewinn veredelt und dem Menschen genießbar nach Hause tragen. Sie verwandeln für uns das Gras, das Laub und die saftigen Wurzeln in thierische Nahrung, und sind auf diese Art die Vermittler zwischen Pflanzenreich und Mensch.

So weit die Geschichte reicht, sind diese Geschöpfe Hausthiere. Schon die Bibel erklärt sie für den Reichthum der ersten Menschen, und ihr Besitzthum wird nach den Heerden geschätzt. Es gab damals, so zu sagen, nichts als Menschen und Heerden, welche letztere fast alle Beschäftigung der erstern in Anspruch nahmen, so daß wenig Zeit zum Studium für Ackerbau, Häuserbau und noch weniger für Künste und Wissenschaften übrig blieb. Diese Thiere begleiten die Cultur des Menschen, oder tragen sie vielmehr. Ohne sie wäre er in dem Zustand der Wildheit geblieben, oder der Slave der Erde, die er mit seinen Händen hätte umgraben müssen, also mit allen Vieren auf dem Boden gehen, wie die Thiere. Durch ihre Hilfe hat er die Hände und die Augen frey bekommen zu Arbeiten der geistigen Cultur, der Künste und der Wissenschaften.

Man hat diese Thiere theils nach der Gestalt des Leibes, theils nach der der Hörner, in 4 Abtheilungen gebracht:

Die Schafe haben eckige Hörner, schneckenförmig gedreht, und keinen Bart;

bey den Ziegen sind sie auch eckig, aber einfach nach hinten gebogen, und der Bock hat einen Bart;

bey den schlanken Antilopen oder Gemsen sind sie gewöhnlich rund, geringelt und manchfaltig gebogen; sie haben keinen Bart, aber meist Thränenbälge, wie die Hirsche;

bey den plumpen Rindern sind sie rund, glatt, aus- und vorwärts gebogen; sie haben eine Wamme unten am Hals; der Schwanz ist lang und stark behaart, während er bey den drey vorigen größtentheils kurz ist und mit kurzen Haaren bedeckt, wie bey den Hirschen. Noch hat man gefunden, daß bey den



meisten Antilopen die Hornzapfen dicht sind, bey den andern dagegen voll Zellen, wie die Stirnbeine.

Indessen gehen diese Thiere so in einander über, daß es oft schwer wird, zu entscheiden, in welche Abtheilung sie gehören, und man daher wieder angefangen hat, die Schafe und Ziegen zu vereinigen; anderseits sind die Antilopen so ungemein zahlreich und so sehr von einander verschieden, daß man sie in mehrere Geschlechter getrennt hat. Lichtenstein hat sie in langschwänzige getheilt, mit Mähne oder Wamm, und in kurzschwänzige; diese wieder in solche, wo beide Geschlechter Hörner haben, oder nur die Böcke. Diese Abtheilungen scheinen uns der Berücksichtigung am meisten werth zu seyn. Wenn es auch gleich gewagt seyn mag, sie, unsern Grundsätzen gemäß, nach den 5 Geschlechtern ihrer Zunft zu ordnen; so wollen wir doch den Versuch, um der Einfachheit und der Geschmäßigkeit willen, damit machen.

a. Es gibt demnach Cameel- oder Lama-artige; nemlich die oft langhaarigen Schafe und Ziegen, deren Hörner zusammengedrückt sind, oder einen und den andern Grath haben.

b. Es gibt Bisamthier-artige; die kleinen niedlichen Gemsen, mit einem kurzen Schwanz und geraden oder einfach gebogenen, runden Hörnern, meist kürzer als der Kopf, und in der Regel bloß bey den Böcken. — Gemsen.

c. Es gibt Hirsch-artige; die mäßigen Antilopen, mit Thränenbälgen, aufrechtem Hals, einem kurzen Schwanz und leyer- oder schraubenförmig gebogenen Hörnern bey beiden Geschlechtern, gewöhnlich länger als der Kopf. — Gazellen.

d. Es gibt Giraffen-artige; große Antilopen, mit runden, geraden oder krummen Hörnern, meist bey beiden Geschlechtern, einem langbehaarten Schwanz, einer Mähne oder Wamme, aber ohne, oder nur mit einer Spur von Thränenbälgen. — Riesengemsen.

e. Endlich gibt es eigentliches Hornvieh; plumpe Thiere, mit geradem Hals, glatten, auswärtsgebogenen Hörnern bey beiden Geschlechtern, einem langen behaarten Schwanz, einer Wamme, aber ohne Thränenbälge. — Die Rinder.



A. Das Cameel- oder Lama-artige Hornvieh — Geißen.  
Hörner zusammengedrückt mit einem Grath, meist gedreht.

1. Die Geißen (Capra)

haben zusammengedrückte Hörner, mit einem oder mehreren Grathen, oder schneckenförmig gewunden, und meist einen kurzen Schwanz.

Man kann sie theilen in Lama-artige oder Schafe, in Vicunen-artige oder Ziegen, und in Cameel-artige oder Gemsen mit gedrehten Hörnern.

a. Die Schafe (Ovis)

haben sehr zusammengedrückte und schraubenförmig gewundene Hörner, keinen Bart und keine Thränenbälge, Drüsenlöcher zwischen den Klauen und meistens einen gewölbten Nasenrücken oder eine Ramsnase.

In der Regel haben nur die Widder Hörner; sie fehlen den weiblichen Schafen, oder sind wenigstens sehr klein.

1) Das gemeine Schaf (Capra ovis)

theilt sich in das wilde und das zahme.

Das wilde hat man wieder unterschieden in das europäische, asiatische und americanische, und jedem einen besondern Namen gegeben.

Sie zeichnen sich aus durch Hirschhaare, worunter aber eine kurze, krause Wolle verborgen liegt; durch schlanken Leib, lange Füße, schnellen Lauf, ungestümmen Sprung und eine Art von stolzer Wildheit, woraus man, bey Betrachtung des Hauschafes, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schließen darf, daß es seit Jahrtausenden der Zähmung unterworfen worden und wohl das erste ist, welches der Mensch in seine Gesellschaft aufgenommen, und zu seinem Nutzen verwendet hat. Kein Thier läßt sich so leicht behandeln, wie das Schaf, und von keinem kann man Heerden bilden, die in viele Tausende gehen und sich leicht zusammenhalten lassen. Es war daher den ersten mittel- und kunstlosen Menschen leichter, dieses schwache, wehrlose Thier zu bändigen, als irgend ein anderes.

a) Das europäische oder sardinische (Ovis musmon),  
Mullione; Moulou,



hat die Größe und fast die Gestalt eines Rhehs, mit dreyeckigen, quergestreiften Hörnern, welche dem Weibchen fehlen oder sehr klein sind; eine Spur von Thränenbälgen. Buffon XI. 352. L. 29. Schreber L. 286. Fr. Cuvier, Mammif. Fig. Barro III. Cap. 12. Dypian II. 326. Plinius VIII. Cap. 49. Gesner 934.

Dieses Thier findet sich im wärmern Europa, vorzüglich auf den felsigen Gebirgen von Sardinien, Corsica, der europäischen Türkei, Creta (Bélon, Obs. 54. Fig.), Cypern (Dampier, griechische Inseln 50. Brandt und Raheburg, med. Zool. S. 54. L. 9.), und im Königreich Murcia in Spanien (Vory, Iber. Halbinsel 1827. 60.). Sie sammeln sich bisweilen in Heerden von Hundert und mehr, denen ein alter und muthiger Widder voraus geht, zur Laufzeit trennen sie sich in kleine Rudel aus mehreren Schafen und einem Widder, wobey es nicht selten Kämpfe gibt, wenn sich zwey Rudel begegnen. Nach 5 Monaten, gegen den April, werfen sie 1 oder 2 behaarte Lämmer mit offenen Augen, welche sogleich blöken und springen können. Sie werden von der Mutter geführt und vertheidigt, und sind nach 3 Jahren ausgewachsen. Jung gefangen werden sie zahm, doch bekommen die älter gewordenen Widder manchmal eine üble Laune, und greifen selbst Menschen an, besonders im Herbst, zur Laufzeit. Plinius nennt die auf Sardinien Ophion, die in Corsica und Spanien Musmon, die Jungen mit dem zahmen Schaf Umbri. In Sardinien heißen sie Mulkione, in Corsica Muffolo.

Es sind furchtsame und schüchterne Thiere, welche sehr gut hören und riechen, bey der geringsten Gefahr fliehen und sich von den Felsenspitzen auf die Hörner herunter stürzen, wie man sagt. Sie sind ein Gegenstand der hohen Jagd, und werden von dem Jäger durch Blöken herbey gelockt. Das Fleisch wird dem der Hirsche vorgezogen. Cetti, Sardinien I. 142. L. 3. 4.

Die Länge beträgt  $3\frac{1}{2}$  Schuh, die Höhe  $2\frac{1}{8}$ , Kopf 10 Zoll, Ohren 4, Horn 1 Schuh 9 Zoll, Schwanz 5 Zoll, Vorderfüße 19 Zoll, hintere 24.



Färbung fuchsroth ins Grauliche, Kopf aschgrau, Schnauze, Augenbrauen, Bürzel, Rand des Schwanzes, Fußenden und Unterseite weiß, Rückgrath meistens dunkelbraun. Die Haare 1 Zoll lang, ziemlich straff, fuchsroth, andere schwarz; die Unterwolle aschgrau; das Winterkleid dunkler, ins Castanienbraune, Rückgrath schwärzlich, der Kopf länglich; die Schnauze zusammengedrückt, Stirn gewölbt, Ohren mäßig, aufrecht und spitzig; Hörner groß, lang, dreyeckig, bilden etwas mehr als einen und einen halben Kreis, anfangs nach oben, dann nach hinten, unten, wieder nach oben und nach innen; unten sehr dick; die hintere Seite am breitesten; sie haben etwa 40 Ringe; im Schwanz nur 12 Wirbel, bey dem Hausschaf 19—20, die Ackerklauen klein. In der Regel fehlen die Hörner den Weibchen, oder sind nur 2 bis 3 Zoll lang, wie eine schiefe Pyramide. Bonaparte, Fauna italica Fol. 45. Fig.

Nach dem jüngern Gmelin und Pallas findet sich dasselbe Thier auch in Persien, in den Felsengebirgen östlich vom caspischen Meer, im Lande der Turcomanen, häufiger auf den ceraunischen oder Donnerbergen Persiens, und wahrscheinlich noch südlicher. Die Hörner haben 3 schärfere Grathe, als bey dem Argali, und stehen mit der Spitze nicht auswärts; der Schwanz länger. Gmelins Reise III. 1774. 486. Taf. 56. Pallas, Zoogr. I. 230. tab. 19.

b) Das asiatische oder sibirische (O. ammon), Argali.

ist größer und hat ähnliche Hörner, welche aber auch bey den Weibchen ziemlich groß, doch mehr zusammengedrückt sind; auf dem Bürzel ein heller Flecken; die Spitze der Hörner nach außen. Schreber L. 288.

Dieses Thier, welches zuerst durch des ältern Gmelins Reise (I. 368. Novi Commentarii petropol. IV. 388) bekannt geworden ist, findet sich in den unbewohntesten Gegenden auf dem waldlosen Alpenzuge, mitten durch das gemäßigste Asien bis an das östliche Meer, von der großen Tatarey bis nach Indien und China, auch in dem ziemlich kalten östlichen Sibirien; ehemals war es auch um die Quellen des Irtsichs, Jeniseys, in Dawu-



rien und jenseits des Baikalsees, hin und wieder zwischen dem Onon und Argun, wo es dem Pallas geglückt ist, ein Paar Alte und ein Junges zu bekommen. Häufig sind noch in den Gebirgen der Mongoley, Songarey, in den Wästen der Tatarcy, östlich dem Lena bis zum 60.°, und von da bis Kamtschatka, wo auch der Steinbock vorkommt; sie sollen sich auch auf den Curilen finden und den Aleuten.

Sie gehen in Rudeln, und werfen im März ein oder zwey Lämmer, hären sich im May. Die Jungen sind grau und kraus, bekommen nach 2 Monaten schwarze Hörner, wie Dolche, welche endlich einzeln über 15 Pfund schwer werden, und womit sie heftig gegen einander kämpfen und sich in Abgründe stürzen. Bey den Weibchen werden sie nicht so als bey den Jungen, und sehen nur aus wie eine Sichel. Die Widder werden bisweilen 3 Centner schwer, die Schafe kaum 2.

Des Sommers fressen sie in den Thälern Alpenkräuter und Sträucher, werden im Herbst fett; des Winters steigen sie aber auf die Felsenspitzen, welche durch den Wind vom Schnee gereinigt werden, und begnügen sich daselbst mit vertrocknetem Gras, Moos und Flechten, so daß sie im Frühjahr ganz mager sind. Sie purgieren sich mit Küchenschellen und andern scharfen Anemonen, wie die zahmen Schafe; auch suchen sie gern Salzlecken auf. Die Jagd am Irtsich ist sehr gefährlich, weil sie sich auf die höchsten Gipfel zurückziehen; man fängt sie indessen auch in Gruben. Die Mongolen und Tungusen in Dawurien umkreisen sie mit Pferden und Hunden, welchen sie aber dennoch oft entgehen, theils, indem sie auf Felsen zu gelangen suchen, theils, weil sie den ganzen Tag laufen können und Widergänge machen. Die Mütter treiben die Jungen voraus. Nach Steleber schickt der Jäger in Kamtschatka den Hund hinter das Thier, weil es sich gegen denselben stellt, und der Schütze Zeit hat, heranzukommen. Auch stecken sie ihre Kleider auf eine Stange, welche das Thier beständig ansieht, ohne den herrutschenden Jäger zu bemerken; endlich stellt man ihnen gespannte Bogen auf ihre Pfade, wodurch sie sich selbst erschießen. Oft springen sie über fürchterliche Abgründe, und fallen auf die Beine. Es gehen



dabey jährlich viele Jäger zu Grunde. Das Fleisch ist sehr gut, ebenso der Talg; das Fell gibt warme Winterkleider und Decken, die Hörner Löffel, Becher u.s.w. Jung gefangen werden sie sehr zahm.

Es hat die Größe einer kleinen Hirschkuh; die Hörner zusammengedrückt und dreyeckig, sehr runzelig, machen höchstens  $1\frac{1}{2}$  Bindung. Das Haar gleicht dem der Hirsche und ist graulichbraun, um den Schwanz gelblich; der Kopf graulich, Unterseite weißlich. Im Winter rötlichgrau, Keulen weißlich, so wie der Schwanz, die Schnauze weiß. Gewicht eines Widlers 310 Medicinal-Pfund. Länge 5 Schuh 10 Zoll, Hörner 3 Schuh 11 Zoll, Umfang am Grunde 1 Schuh 3 Zoll, Breite  $5\frac{1}{2}$  Zoll. Das Gewicht des Weibchens 210 Pfund. Länge 5 Schuh 3 Zoll, Widerrist 3 Schuh 4 Zoll, Kreuz 3 Schuh  $5\frac{1}{2}$  Zoll, Kopf 1 Schuh, Ohren  $4\frac{3}{4}$  Zoll, Hörner 1 Schuh 4 Zoll, Umfang an der Wurzel  $6\frac{3}{4}$  Zoll. Rippen 13 Paar, Schwanzwirbel 7. Pallas, Spicilegia. Fasc. XI. 1776. p. 3. tab. 1. 2. Zoogr. rossica I. 231. tab. 20. 21.

c) Das americanische (*O. montana*)

steht aus wie der Argali, nur sind die dicken Hörner fast ganz kreisförmig gebogen. Geoffroy, Ann. Mus. II. p. 360. tab. 60. Schreber T. 234. D.

Dieses Thier findet sich in Nordamerica, und ist vielleicht nur eine Ausartung des eingewanderten sibirischen Argalis. Schon Hernandez spricht von diesem Thiere in Mexico. Die Missionäre Piccolo und Salvatierra fanden es 1697 in Californien (Phil. Trans. Nro. 318. p. 232); Lewis und Clark fanden es am Rockygebirg, und nannten es Dickhorn (Big-horn), die canadischen Reisenden Cul blanc et Grosse Corne.

Richardson hat es am Makenziefluß beobachtet. Es bewohnt die höchsten Bergspitzen von  $68-40^{\circ}$  Nordbreite, in Rudeln von 3-30 Stück, ist sehr wild und warnt durch einen Pfiff, paart sich im December und setzt im Juny oder July. Es ist größer als ein Hauschaf; die Hörner sehr groß, krümmen sich nach hinten, unten, vorn und oben in einen vollkommenen Kreis, unten dreyeckig und die obere Seite quer gefurcht; die



des Weibchens viel kleiner und fast aufrecht. Das Haar, wie bey dem Rennthier, holzbraun, Kopf und Kreuz weiß, die Widder im Frühjahr fast ganz weiß. Länge 6 Schuh, Widerrist 3 Schuh 5 Zoll, Horn 2 Schuh 10 Zoll. Fauna boreali-americana I. 1829. 4. Nro. 80. (Ziss 1832. 168.)

Aus dem Mufflon und Argali sind ohne Zweifel unsere zahmen Schafe entstanden, und zwar, meynt man, aus dem europäischen die mit längerem Schwanz und hornlosen Weibchen, aus dem asiatischen die mit kürzerem Schwanz und Hörner tragenden Weibchen.

d) Das Hausschaf (*C. aries*), Brebis; Pecora; Sheep, ist kleiner als die wilden, 2 Schuh hoch, über 3 lang, meistens mit Wolle bedeckt, die Füße ausgenommen; der Widder hat große, zusammengedrückte, mondformige Hörner, welche den Schafen meistens fehlen. Widder (*Aries*, Belier); Hammel oder Schöpfs (*Mouton*); Schaf (*Brebis*); Lamm (*Agneau*). Buffon V. 1. T. 1. 2. Mayers Thiere I. T. 51.

Das zahme Schaf ist gegenwärtig, wie der Hund, über die ganze Erde verbreitet, und gedeiht in den heißesten und kältesten Gegenden, selbst noch auf Island. Es hat auch eben so große Veränderungen erlitten, sowohl in der Gestalt als in der Farbe, Länge und Feinheit der Haare, und selbst in der Zahl der Hörner, welche bald fehlen, bald auf 4 und 6 sich vermehren. Schon in der Bibel kommen große Heerden davon vor; der Widder Ajil, das Lamm Immar und Chehes. Die griechischen und römischen Schriftsteller reden viel von ihnen, und handeln ihre Zucht umständlich ab.

Ihr mildes und folgemes Naturell, ihre Schwäche, Dummheit, Furcht und Unbehilflichkeit sind hinlänglich bekannt; ihr ganzes Leben besteht in Gleichgültigkeit, und nur als Lämmer haben sie Lust, Possen zu machen. Die ganze Heerde folgt dem Leithammel, sammelt sich auf einen Pfiff oder auf das Mahnen des Hundes. Untertags treibt man sie bekanntlich auf die Waide, wo sie mit dem schlechtesten Futter fürlieb nehmen, nur darf es nicht naß seyn, oder in Sümpfen wachsen; des Nachts schließt man sie auf dem Felde in Hürden oder Pferche ein, des Win-

ters  
hin  
des

Wid  
länge  
cheu.  
gleich  
Sie  
befor  
befor  
steh  
Laus

zäh  
den  
fallen  
im  
äuße  
das  
mei

14  
vorz  
scheu  
Man  
Sch

sehr  
hau  
sind  
befo  
die  
und  
ger  
Pfer



ters in den Stall, und füttert sie mit Heu, Stroh und Klee, hin und wieder mit Kohl, Rüben und Getraide. Sie müssen des Tages 2—3mal Wasser bekommen und manchmal Salz.

Zur Fortpflanzung müssen sie 3 Jahr alt seyn, und ein Widder reicht für 30 Schafe hin; sie dauern aber nicht viel länger, als bis ins achte oder neunte Jahr. Sie tragen 21 Wochen, und werfen anfangs März 1, bisweilen 2 Lämmer, welche gleich laufen können; im zweyten Jahr macht man Hammel. Sie sind vielen Krankheiten unterworfen und Eingeweidwürmern, besonders in der Leber und im Hirn, wovon sie die Drehsucht bekommen, in der Luftröhre, wodurch Kröpfe und Husten entstehen, auch werden sie von den Engerlingen in der Nase, von Lausfliegen und Zecken geplagt.

Die Lämmer bekommen noch im ersten Jahr die 8 Vorderzähne, welche aber spizig sind, Hundszähne heißen, und erst später den breitem oder Schaufeln Platz machen. Im zweyten Jahr fallen die zween mittleren aus, im dritten die zween anstoßenden, im vierten die zween folgenden und im fünften endlich die äußersten, welche den Eckzähnen entsprechen. Man kann mithin das Alter bis ins sechste Jahr bestimmen. Im achten fallen meistens die gelben Vorderzähne aus. Sie leben selten über 14 Jahre, und liefern nur 7 Jahr lang Nutzen.

Der Nutzen dieser Thiere ist hinlänglich bekannt; er besteht vorzüglich in der Wolle, in welche sich die Mehrzahl der Menschen kleidet. Man scheert sie im Juny, bisweilen zweymal, im May und September. Ein Hammel gibt 6—7 Pfund, ein Schaf 4—5.

Das Hammelfleisch ist eine allgemeine Speise; die Milch ist sehr nahrhaft, wird aber in der Regel nicht benutzt, weil es hauptsächlich auf die Zucht der Lämmer ankommt; die Schafkläse sind übrigens berühmt; die Lämmerfelle geben geschätzte Pelze, besonders die aus Rußland kommenden sogenannten Baranjen; die Haut gibt weiches Leder und Pergament, der Talg Lichter und Seife, die Därme Saiten; der Mist ist ein sehr guter Dünger, und daher hat man es sehr gern, wenn die Schäfer ihre Pferde auf einem Acker aufschlagen.



Die Schafe zerfallen in Woll- und Haarschafe, welche letztere in heißen Ländern vorkommen.

\* Die Wollschafe theilen sich wieder in gewöhnliche und ungewöhnliche; die erstern in grobe und feine.

Zu den Schafen mit grober Wolle gehören:

Die Landschafe oder Bauernschafe (*Ovis rustica*, *brachyura*, Pallas, *Spicilegia* XI. p. 61. Schreber *L.* 290. A. B. *O. leptura*), fast in ganz Europa; und darunter gibt es noch eine kümmerliche Art auf den Haiden, die sogenannten Haidschnucken in der Lüneburger Haide.

Die Schafe mit feiner Wolle sind auf den spanischen Gebirgen entstanden, und heißen daselbst Merino (*Ovis hispanica*).

Man hat sie nun auch ins übrige Europa verpflanzt und gefunden, daß sie fast überall gedeihen, besonders in Sachsen, wo die Electoralwolle berühmt ist. Man sucht sie vorzüglich zu erhalten und zu verbessern durch Widder, welche man aus Spanien kommen läßt, weil von ihnen hauptsächlich die Feinheit der Wolle abhängt. In Südamerica sind sie ganz verkümmert und haben grobe Wolle bekommen.

Ueber die Schafzucht sind zu vergleichen:

Germerhausen, das Ganze der Schafzucht. (1789.) 1818.

Fasteyrie, Geschichte der Einführung feinvolliger Schafe.

1804.

Tessier, über die Schafzucht. 1811.

Petri, das Ganze der Schafzucht. 1815. *L.* 2—8.

Waltner, in den Wetterauer Annalen II.

Elzner, veredelte Schafzucht. 1828.

Schmalz, Thierveredelungskunde. 1832. *S.* 221. *L.* 8—13.

Zu den ungewöhnlichen Schafen gehören:

Das vielhörnige Schaf (*Ovis polycerata*) mit grober Wolle und 3—5 kurzen Hörnern, auf Island und Gothland. Aldrovand 397. Fig. Buffon XI. 354. 387. Taf. 31. 32. Pallas, *Spicilegia* XI. 71. tab. 4. fig. 2. tab. 5. fig. 5., aus der kirgisischen Steppe. Schreber *S.* 289.



Das Zackelschaf (*O. strepsiceros*)

mit aufrecht schraubenförmig gewundenen Hörnern; auf Creta, in Griechenland, der Wallachey und Ungarn. *Bélon*, Observations 21. Fig. *Aries cretensis*. *Buffon* III. T. 7. 8. *Schreber* T. 291. A. B.

Das langschwänzige (*O. dolichura*)

mit einem mageren Schwanz bis fast auf den Boden. In Circassien am Caucasus, in Kleinrußland und Syrien. *Pallas*, Spicil. XI. 60.

Das breitschwänzige (*O. laticauda, platyura*),

mit einem langen, an der Wurzel sehr fetten Schwanz.

Sie finden sich an sehr verschiedenen Orten, in der Bucharey, Krimm, woher die schönen, bläulichgrauen und krausen Lämmerfelle kommen, im Caucasus, in Persien, jenseits des Oryx, in Syrien, Palästina, auch in Abyssinien und Mauritanien. Der Schwanz ist oft über 1 Schuh lang und 20—30 Pfund schwer, so daß ihn das Schaf kaum schleppen kann, und man ihm daher ein Brett auf Rädern unterbindet. *Pallas*, Spicilegia XI. 78. Zoogr. I. 234. *Russel*, Aleppo II. 8. *Buffon* XI. 355. Taf. 33. *Mouton de Barbarie*. *Schreber* Taf. 293. *Ovis macrocerca*.

Auf Madagascar gibt es ähnliche, welche aber statt der Wolle nur Haare haben. Der Schwanz wird als ein Leckerbissen betrachtet. *Flaccourt* S. 3 und 151.

Das fettschwänzige (*O. steatopyga*)

ist sehr groß, 5 Schuh lang, und gegen 200 Medicinal-Pfund schwer; der Schwanz ist kurz, hat nur 3 Wirbel, aber statt derselben liegen 2 Fettklumpen auf dem Hintern, welche etliche 30 Pfund schwer sind. Beide Geschlechter haben Hörner, und die Widder manchmal 3—5, bisweilen 6—8. Die Nomaden in den Wüsten des mittleren Asiens haben eine große Menge, besonders die Kalmücken, Kirgisen und Mongolen, wo sie so groß wie ein Esel werden. Sie haben Fleischrotteln am Halse, wie die Geißeln. Sie kommen auch in Persien und China vor, und selbst am Vorgebirg der guten Hoffnung, aber eingeführt. *Pallas*, Spicilegia XI. 63. 80. tab. 4. Zoogr. I. pag. 234.



Schreber Taf. 292. Olearius, Reise 568. Osbeck's Reise 245. Kolbe 480. Pennant I. 39. T. 4.

Die Haarschafe (*O. guineensis*)

haben Hörner, hängende Ohren, lange Beine und Schwanz, Trotteln und eine Mähne unter dem Halse, und finden sich in Guinea, Angola, am Senegal und in Indien. Buffon XI. Belier des Indes. 359. Taf. 34—36. Suppl. III. tab. 10. Morvan. Schreber Taf. 294. A—C. Fr. Cuvier, Mammif. Mouton à longues jambes. Leo Africanus II. 752. Admain. Margrave Bras. 234. Fig.

b. Die Ziegen (*Capra*)

haben eine gewölbte Nase, zusammengedrückte, sehr nahe stehende, nach hinten gebogene, runzelige Hörner, meist straffe Haare, an der Kehle 2 Fleischtrotteln und das Männchen mit einem Bart.

Diese Thiere lieben die gemäßigteren Gegenden und die höchsten Gebirge, nähren sich vorzüglich von Laub und Knospen, während die Schafe das Gras vorziehen, sind muthiger, lustiger, hüpfen und klettern gern, kämpfen auch mit einander und wehren sich gegen Angriffe. Das Männchen heißt Bock (*Boue*), das Weibchen Geiß und Hattel (*Chèvre*), das Junge Zicke und Rihlein (*Chevreau*).

Sie theilen sich in die Steinböcke und die eigentlichen Ziegen; die Hörner der ersten, gerad nach hinten gebogen, mit stumpfen Kanten und starken Wülsten; bey diesen meist etwas geschweift, mit scharfem Grath und schwachen Wülsten.

Von jenen unterscheidet man den europäischen, caucasischen, barbarischen und americanischen.

1) Die Steinböcke (*Ibex*)

haben sehr große, knotige, auf den Rücken gebogene Hörner mit 3 stumpfen Kanten.

a) Der europäische St. (*Capra ibex*), Boucestain, Bouquetin,

ist der größte von allen,  $4\frac{1}{2}$  Schuh lang,  $2\frac{1}{2}$  hoch, und hat  $2\frac{1}{2}$  Schuh lange, vorn fast viereckige und sehr knotige Hörner. Färbung hell, erst grau, nach den Seiten braun, Bauch



weiß; der Bart sehr klein und kurz. Gessner 331. 1099.  
 Buffon XII. 136. T. 13. 14. Knorr, Deliciae II. tab. K. 5.  
 fig. 2. Römer und Schinz, Säugthiere der Schweiz. 1809.  
 S. 343.

Lebte ehemals auf dem ganzen Alpenzug durch Deutschland,  
 jetzt nur noch in Savoyen, ist jedoch sehr selten geworden, ferner  
 in Sibirien, und bisher glaubte man, auch auf den Pyrenäen.

In Salzburg und Tyrol wurden sie schon vor mehr  
 als 100 Jahren ausgerottet. Sie fanden sich zuletzt auf den  
 Bergen des Zillertales, wo sich noch gegenwärtig viele Gemsen  
 finden. Sie hießen daselbst Fahlwild. In der ersten Hälfte des  
 16. Jahrhunderts gehörte die Jagd der Steinböcke den Herren  
 v. Reuttschbach; sie wurde aber, da damals jedes Stückchen von  
 einem Steinbock ein theures Heilmittel war, von einer Menge  
 Wilddieben verdorben, so daß 1561 sich ein Reuttschbach an seinen  
 Fürsten, den Erzbischof von Salzburg, wendete, welcher endlich  
 1584 die Jagdgerechtigkeit selbst bekam. Die Erzbischöfe thaten  
 nun alles mögliche, um ihre Ausrottung zu verhindern; sie ver-  
 vierfachten die Zahl der Jäger, setzten Wildhüter in kleine Hüt-  
 ten auf die höchsten Gebirge, ließen Junge fangen, um dieselben  
 in die Gegend von Radstett zu versehen, und 1615 in den Thier-  
 garten von Hellbrunn bey Salzburg. Achtzig bis neunzig der  
 geschicktesten und muthigsten Jäger waren vom April bis zum  
 Juny beschäftigt, um dieselben, wann sie beym Schneeschmelzen  
 herunter in die Nähe der Sennhütten kamen, mit Garnen zu  
 fangen; dennoch bekam man in 3 Sommern nicht mehr als  
 2 Böcke, 4 Geißen und 3 Kiken. So gieng es das ganze  
 Jahrhundert fort, weil die Erzbischöfe diese Thiere zu Geschenken  
 an auswärtige Höfe benutzten. Man zahlte damals für jeden  
 Hirschknochen der Steinböcke einen Ducaten, für ein gefundenes  
 Horn 2 Reichsthaler, für eine Gemskugel 2 fl. Deshalb waren  
 1666 im Zillertal nur noch 60 Gemsen übrig. Von nun an  
 durfte niemand mehr einen Steinbock schießen, ohne einen vom  
 Bischof eigenhändig unterschriebenen Befehl, und man gab den  
 Alpenbesitzern jährlich 100 Thaler, damit sie kein Vieh mehr auf  
 die obersten Waiden führten, wo sich die Steinböcke aufhielten.



Bis 1694 hatten sie sich wieder auf 72 Böcke, 83 Geißen und 24 Junge vermehrt, die Gemsen auf 375. Als aber die Wilddiebereyen wieder zunahmen, so ließ man wieder einfangen, um sie zu versehen oder zu verschenken. Im Jahr 1706 wurden noch 5 Böcke und 7 Geißen gefangen, und seitdem sah man keine mehr. Im Jahr 1784 hatte man zwar wieder 15 Stück Steinwild zu Hellbrunn, aber sie stammten aus Piemont. Schrank in seinen und Moll's naturhistorischen Briefen II. 1785. S. 55.

Die Steinböcke in Wallis und Savoyen waiden des Nachts in den höchsten Wäldern, doch nie weiter als eine Viertelstunde von der Spitze des Bergs. Bey Sonnenaufgang steigen sie waidend höher, und lagern sich endlich an den wärmsten und höchsten Plätzen nach Osten oder Süden; Nachmittags steigen sie wieder waidend herunter in die Wälder, um daselbst die Nacht zuzubringen. Hier ist auch ihr Aufenthalt wann es schneyt und während des Winters. Gegenwärtig sind nur wenige beysammen, ehemals aber in kleinen Heerden von 10—15 Stück. Alle Widder, welche über 6 Jahr alt sind, nehmen höhere Plätze ein, sondern sich immer mehr ab, und werden auch gegen die strengste Kälte unempfindlich; sie stellen sich oft ganz oben gegen den Sturm gewendet, wie Bildsäulen, wobey nicht selten die Spitzen der Ohren erfrieren. Ihre Laufzeit fällt in den Jänner, wobey es oft Kämpfe gibt; sie werfen nach 5 Monaten, Ende Juny, 1 Junges, welches gleich mit der Mutter davon läuft. Oft waiden Steinböcke, Gemsen, Ziegen und Schafe nahe beysammen; aber nie hat man gehört, daß sie sich mit einander paarten.

Die beste Jagd ist am Ende des Sommers und im Herbst, weil sie dann am fettesten sind; sie ist aber eine der gefährlichsten, und fordert einen kühnen, geschickten und starken Mann, der Beschwerden, Gefahren, Hunger und Kälte ertragen kann. Die entschlossensten Steinbockjäger findet man im untern Wallis, besonders im Dorfe Servan, wo fast jeder Bauer dieses Gewerbe treibt; sie gehen selbst über die Berge ins Thal von Aosta, gewöhnlich 2—3 mit einander, mit Büchsen von 2 Schloßfern hinter einander und einem kleinen Sack mit Lebensmitteln.



Gezungen auf Felsen in beträchtlicher Höhe zuzubringen, machen sie sich einen Schlupfwinkel von Steinen oder Basen, indem sie ohne Decke und Feuer schlafen; überfällt sie während der Verfolgung eines Steinbocks die Nacht, so kann es geschehen, daß sie nicht mehr aus den Felsen kommen, und stehend, einander um den Leib haltend, die Nacht zubringen müssen.

Da diese Thiere mit dem frühesten Morgen waidend in höhere Gegenden steigen, so muß man vor ihnen dort seyn: dann kommen sie manchmal dem Jäger auf 30—40 Schritt nah, ohne ihn zu wittern, obschon sie einen feinen Geruch haben, wahrscheinlich weil dann die Luft wegen der Erwärmung immer aufwärts zieht. Sind sie vor dem Jäger oben, so spüren sie ihn, fliehen, und stehen erst in großer Entfernung still; und alles Nacheilen wäre vergebens. Sonderbar ist es, daß das Thier sich nur dann flüchtet, wenn es den Jäger riecht, nicht aber, wenn es ihn sieht; dann steht es auf, thut einen Pfiff und schaut ihn an. Die Mutter verläßt nur in der höchsten Noth ihr Junges, und verbirgt sich dann in Felsensöchern, kommt aber nach der Gefahr zurück, ruft und sucht es auf. Bleibt sie zu lang aus, so geht es aus seiner Höhle, ruft die Mutter, läuft ängstlich herum und verbirgt sich anderswo. Findet es sie verwundet, so flieht es, so bald es ihr Blut riecht, kommt aber und flieht wieder. Dasselbe thun auch die Alten, wenn einer ihrer Kameraden verwundet ist. Wölfe und Lämmergeyer verfolgen die Jungen.

Daß der Steinbock und die Gemse, vom Jäger in die Enge getrieben, auf denselben losrennen, um ihn in den Abgrund zu stürzen, ist irrig und geschieht nur durch Zufall, wenn das Thier keinen andern Ausweg hat. Auch ist es ein Irrthum, daß er sich auf seine Hörner stürze; er springt, wie andere Thiere, auf seine Beine; da er fast 2 Centner schwer ist, so würde ihm der Fall auf die erste Art sehr schlecht bekommen. Die Weibchen wägen 70—90 Pfund. Das Fleisch schmeckt wie das der Schafe, ist aber saftiger; das Fell wird von den Weißgerbern verarbeitet. Aus den Hörnern macht man Becher und Tassen. Jetzt kann einer 4 Carolin kosten.

Ihre Nahrung sind gewürzreiche Pflanzen, im Winter Stein-



flechten und Sprossen, besonders von Weiden und Alpenrosen; lecken auch sehr gern Satz. Gegenwärtig gibt es nur auf den Savoyer und Walliser Bergen, und auch hier nur sehr sparsam; nur im Thal von Cormayeur, im Süden des Montblances, zwischen diesem Berge und den Walliser Gränzen, im Savaranche-Thal, aber am häufigsten auf den Bergen des Cogne-Thals, in der Nähe von Aosta, immer nur auf dem mittäglichen Abhang; in Wallis selbst soll er sich noch zwischen dem Seria- und Biescher-Thal finden; vor 40 Jahren waren noch in Faucigny; es ist daher jezt nirgends mehr ein Gewinn von der Jagd zu erwarten, und nur alte Gewohnheit oder Uebermuth treibt manchen noch dazu, obschon sehr viele verunglücken und ihre Familien in Ar- muth stürzen.

Jung eingefangen werden sie zahm, und kommen herbey, um sich kränken zu lassen; wollen sie stoßen, so erheben sie sich auf die Hinterbeine und stoßen von der Seite. Sie leben mit den Ziegen, von deren Milch man sie in der Jugend ernährt hat, sehr gesellig, springen lustig auf Mauern und Dächern herum, und können sich sogar auf Thürflügeln erhalten; ohne Anlauf springen sie ganz sicher auf ihr Ziel; um auf einen 15 Schuh hohen, senkrechten Felsen zu kommen, machen sie 3 Sätze, indem sie die Wand des Felsens zweymal berühren, so daß man kaum begreift, wie sie einen Wiederhalt haben finden können. Ein dreijähriger war lang  $3\frac{1}{2}$  Schuh, Widerrist 2 Schuh 8 Zoll, Kreuz 2 Schuh 11 Zoll, Hörner 1 Schuh 4 Zoll, Umfang unten 9 Zoll, der Bart  $1\frac{1}{2}$ . Die größten Hörner haben 20—30 Knorren. Das Alter schätzt man auf 30 Jahre. Von wilden Ziegen weiß man nichts in den Alpen. Berthoud von Berghem in Høyp- ners Magazin IV. 1789. 334. T. 1.

Gegenwärtig findet sich dieses Thier nur noch in Savoyen und auf den Gebirgen zwischen Wallis und Piemont, meistens auf dem höchsten Grath. Der Grund ihrer Verminderung liegt theils in der Verfolgung durch die Jäger, theils in dem Schnee, welcher seit 50—60 Jahren auch da liegen bleibt, wo sonst Waiden gewesen sind. Sie ruhen untertags an der Sonnen- seite unter Felswänden, und steigen des Abends herab auf die



Waiden, wo sie die ganze Nacht zubringen. Die Männchen von 7—8 Jahren halten sich gefellig zu den Weibchen und den Jungen; die alten Böcke aber leben abgesondert, und kommen nicht so tief herunter; sie fressen vorzüglich Bermutharten, Mutttern (*Phellandrium mutollina*) und Niedgräser, des Winters Moose und Flechten an Tannen. Nie kommen sie in die bewohnten Thäler herunter, wie bisweilen die Gemsen, mit denen sie nicht gern etwas zu thun haben.

Die Laufzeit fällt in den Jänner, und die Sehzzeit nach 5 Monaten in den Juny; das Junge läuft gleich mit der Mutter, und wird von ihr gegen die Adler vertheidigt. Sie gesellen sich gern zu den Hausziegen, wodurch Bastarde entstehen. (Es ist zu bedauern, daß keine Beyspiele aufgeführt werden.)

Die Jagd ist ungemein beschwerlich und gefährlich, und wird daher jetzt fast gar nicht mehr unternommen. Sie ist am günstigsten im September, und dennoch muß der Jäger sich auf 8—14 Tage gefaßt machen, Tag und Nacht, fern von allen menschlichen Wohnungen, in sehr kalten Gegenden unter dem freyen Himmel zu bleiben. Es gehen gewöhnlich 2—3 mit einander, welche, um sich nicht zu beschweren, kaum so viel Lebensmittel tragen können, daß sie vor dem Verhungern geschützt sind. Nur um an den Ort zu kommen, müssen sie 8—10 Stunden klettern und dann unter einem Felsen übernachten, wobey sie aber nicht selten, um sich bey dem heftigen Winde zu erwärmen, aufstehen, herumlaufen und Steine hin und her tragen müssen. Kommt Nebel, so dürfen sie sich nicht von der Stelle entfernen, um sich nicht zu verirren oder in einen Abgrund zu stürzen. Endlich müssen sie mehrere Tage über die Felsen und Gletscher gehen, auf und ab klettern, ehe sie die Spur von einem Thier entdecken. Sie können es aber nur schießen, wenn es mit Tagesanbruch wieder von der Waide in die Höhe steigt. Sind sie auch so glücklich eines zu treffen und wirklich zu bekommen; so müssen sie es auswaiden, und, da sie in demselben Tage nicht mehr ins Thal herunter kommen können, noch eine Nacht warten, und dann erst die schwere Last über die gefährlichsten Felsen herunter



tragen. Da sie meistens in einem fremden Revier jagen, so müssen sie überdieß jeder bewohnten Gegend ausweichen, um nicht Händel zu bekommen, oder gar die Beute zu verlieren. Es ist ein wahres Wunder, wenn sie nach so vielen Gefahren und Mühseligkeiten wieder glücklich, und ohne Arm und Füße zu brechen, nach Hause kommen. Ein ausgewaideter Steinbock faun noch 2 Centner wägen. Meisner, Museum V. 1811. Nr. 5. Fig.

Im September wurden 2 Junge geschossen im Thal von Aosta und in der Nachbarschaft des Bergs Genis, nachdem sie 6 Tage lang verfolgt worden waren. Das Männchen war, nach dem Gebiß, erst ein Jahr alt, aber  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang, 2 hoch, die Hörner 8 Zoll, mit einem einzigen Knoten, Färbung röthlichgrau. Das Weibchen ungefähr 3 Jahr alt, 3 Schuh lang, 2 Schuh  $1\frac{1}{2}$  Zoll hoch, Hörner 7 Zoll. In der Gefangenschaft wurden sie bald zahm und zutraulich, und zeigten überhaupt viele Gutmüthigkeit.

Im vierten Jahr sind sie ausgewachsen, und sollen 30 Jahr alt werden; sie bekommen endlich gegen 20 Knoten an den Hörnern. Ebendasselbst 1807. Nr. 1. Fig.

Auch in Sibirien sind sie selten geworden, und nicht mehr im Ural zu finden, wohl aber auf den rauhesten Gebirgen, welche sich vom Taurus, zwischen der Tatarey und Sibirien, nach Osten erstrecken, jenseits des Lena und in Kamtschatka, aber nirgends häufig. Pallas, Spicil. XI. pag. 31. tab. 3. tab. 5. fig. 4. Zoogr. I. 224. tab. 15. fig. 1. 2. Schreber T. 281.

Er ist übrigens etwas vom savoyischen verschieden, wie ein Exemplar in der Züricher Sammlung zeigt. Der Leib, und besonders die Hörner, schlanker. Schinz, wilde Ziegen. Neuenburg. 1837. 4. T. 1. Capra pallasii.

Der Steinbock der Pyrenäen ist von dem der Alpen ganz verschieden; sieht zwar demselben gleich in Gestalt und Färbung, hat aber ganz andere, schwach gerunzelte, viel kürzere Hörner, nicht gerad nach hinten gebogen, sondern hin und her geschwungen, am Ende platt und mit einem scharfen Grath am innern Rand, also wie bey den Ziegen. Es ist kürzlich einer in die



Sammlung der Universität Zürich gekommen. Schinz, wilde Ziegen. Taf. 1—3. *Capra pyrenaica*. Nach Ramond findet er sich noch an der Nordseite des Pyrenäen-Grathes, zwischen den Thälern Baresges, Cauteres und Ossau, in der Nähe von Pragneres. Mont Perdu. 1801. 212.

b) Der caucasische (*C. caucasica*) unterscheidet sich durch mehr dreieckige Hörner. Guldens t ä d t, Acta petrop. 1779. II. tab. 16. 17. Schreber T. 281. B.

c) Der barbarische (*Ovis tragelaphus, ornata*) weicht am meisten ab, ist rötlich, und hat unter dem Halse lange Haare, wie eine Mähne, auch an den Knöcheln. Er findet sich auf den Gebirgen der Barbarey und Aegyptens. Pennant I. S. 49. T. 5. Geoffroy, Egypte 23. 201. tab. 7. fig. 2. Mouflon à Manchettes. Schreber T. 288.

d) Der americanische (*Capra lanigera, americana*) ist größer als ein Schaf, mit ganz weißen, langen Haaren bedeckt und einem langen Bart; Hörner 5 Zoll lang, schwach nach hinten gebogen, unten mit 3 Ringeln.

Er findet sich in Nordamerica, vom Obernsee bis zu der Hudsonsbay und dem stillen Meer. H. Smith, Linn. Trans. XIII. 1821. p. 38. tab. 4.

Lewis und Clark haben ihn auf den höchsten Spitzen des Rockygebirgs angetroffen, und er findet sich vom 40.—80.° Nordbreite. Sein Betragen ist ganz wie das der gemeinen Ziege; die Wolle  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang und sehr fein, aber mit harschen Haaren untermischt, das Fleisch hart und trocken, aus den Fellen machen die Indianer Sättel und Kappen. Richardson, Fauna I. n. 79. Fig. (Jfss 1832. 165.) Schreber T. 287. D. Blainville, Bulletin phil. 1816. p. 80. *Rupicapra americana*; Ord. Journ. philad. I. 1817. *Ovis montana*.

2) Die eigentlichen Ziegen (*Capra*) haben viel kürzere, meist geschwungene und zusammengebrückte Hörner mit einem scharfen Grath. Sie theilen sich in wilde und zahme.



a) Die wilde (*C. aegagrus*, *bezoartica*) zeichnet sich durch große Hörner aus, vorn mit einer Schneide.

S. Gmelin hat sie im Caucasus entdeckt, und davon eine leidliche Abbildung gegeben. Reise durch Rußland. 1774. III. 493.

Pallas hat zuerst gezeigt, daß unsere zahme Ziege von diesem Thiere abstamme, und daß es einerley ist mit der indischen Bezoarziege, welche in Persien Paseng heißt. Indessen läßt er auch zu, daß manche Hausziegen Bastarde seyn können von der wilden Ziege und dem europäischen und auch dem caucasischen Steinbock, woraus sich vielleicht die großen Abweichungen unter den Ziegen erklären lassen.

Die wilde Ziege lebt truppweise auf den höchsten Alpen, welche vom Caucasus zum caspischen Meer, und von da südlich nach Indien ziehen, auf dem Caucasus selbst und auf dem taurischen Gebirg. Sie ist etwas kleiner als der Steinbock und der Argali, aber viel größer als der zahme Bock; Färbung graulich-roth, mit schwarzem Rückgrath und Schwanz; der Kopf röthlich-braun, vorn schwarz, der Bart groß und braun. Die Hörner sind bräunlichgrau, gleichförmig nach hinten gebogen, sehr zusammengedrückt, vorn mit einem scharfen Grath und ungefähr 4 entfernten Knoten, innwendig flach, auswendig gewölbt und voll Runzeln, 2 Schuh 3 Zoll lang, und dennoch beide nur 3 Pfund 7 Loth schwer, unten dicht beysammen und 3 Zoll breit. Spicilegia 1776. XI. p. 43. tab. 5. fig. 2. 3. Zoogr. I. 226. tab. 16. fig. 3—5. Rüdigers jagdbare Thiere V. Nr. 71. Steinbock. Schreber T. 282.

Zween Böcke, eine Ziege und ein Junges kamen nach Paris unter dem Namen Steinbock. Die Verkäufer sagten, sie wären am großen St. Bernhard in Savoyen gefangen worden. Cuvier hat sie unter dem Namen der wilden Ziegen beschrieben.

Sie hatten die Größe, Gestalt und Farbe des Steinbocks, aber andere Hörner, nemlich sehr zusammengedrückt, vorn mit einem einzigen Grath, wie beym zahmen Bock und der wilden Ziege in Persien, während die des Steinbocks fast viereckig sind,



vorn mit einer Fläche zwischen 2 Grathen. Die Bastarde vom Steinbock und der Ziege haben die Farbe des erstern, aber die Hörner der letztern. Dergleichen gibt es viele auf Candia; ob aber auch in wildem Zustand, ist nicht wahrscheinlich, besonders da die wilden Ziegen in Asien in Menge vorkommen. Ob die verkauften wirklich wilde sind oder Bastarde, ließ sich nicht ausmachen. Die Männchen waren stärker als der Bock mit glattem Haar und einem Bart, das eine grau, das andere fahl. Länge 5 Schuh, Widerrist 2 Schuh 6 Zoll.

Das graue ist etwas größer, unten, so wie die Füße und der Bart, schwärzlichbraun und eben so ein Band von der Nase bis zum Schwanz, eines quer auf den Schultern und eines vorn am Schenkel; Gefäß weiß, Schwanz schwarz.

Das fahle Stück hat dieselben braunen Bänder, aber schmaler, Hörner nach der Krümmung  $2\frac{1}{2}$  Schuh, ohne Wülste; bey dem grauen aber 8 Zoll. Sie lebten alle friedlich mit einander, und brachten ein Junges hervor.

Der sibirische Steinbock ist etwas über 4 Schuh lang,  $2\frac{1}{2}$  hoch, Schwanz kurz; Färbung schmutzig grau, unten weiß, Bart, Schwanz am dritten Streifen schwarz. Der schweizer Steinbock ist fahlgrau, im Winter röthlichgrau, Bart schwarz, Schwanz braun, unten wie das Gefäß weiß, Länge nur  $3\frac{1}{2}$  Schuh, Höhe 2 Schuh 8 Zoll. Der Steinbock des Caucasus hat dreyeckige Hörner, ist hirschfahl, unten weißlich, Kopf grau, Schnauze, Füße und Brust schwarz, Rückenstreifen braun. Keiner hat also das schwarze Kreuz der wilden Ziege, und diese ist unten nicht weiß. Vielleicht ist sie der ächte Bezoarbock aus Asien oder Paseng, welchen Namen Buffon später einer africanischen Antilope gegeben hat. Cuvier, Ménag. 1803. Fig. — Römer und Schinz halten diese Thiere für verwilderte Ziegen. Säugethiere der Schweiz 377.

Man hält jetzt allgemein dafür, daß das Bezoarthier (Animal bezoarticum)

in Persien und Indien, welches man sonst zu den Gemsen stellte (A. bezoartica), nichts anderes sey als die wilde Ziege.



Die Nachrichten darüber sind aber so ungenau, daß man nicht weiß, woran man ist.

Nach Garcias ab Horto findet sich der Bezoarstein in dem Magen eines Widders in Persien, von mäßiger Größe und braunrother Farbe, mit Namen Pazan. Er kommt aber auch in Malacca vor und auf der Kuhinsel, wo er jedoch nicht so gut ist. Dazu hat Clusius ein Horn, das er aus London bekommen, abgebildet, welches rund, etwas nach hinten gebogen, unten viel dicker und von Höckern umgeben ist. Es gleicht offenbar mehr dem Horn einer Ziege als einer Gemse. Clusius, *Exotica*. 1605. 215. Fig.

Der portugiesische Missionär P. Teixeira erzählt, daß man um des Bezoars willen auf der Kuhinsel, zwischen Ceylon und Coromandel, viele Ziegen ernähre. Als sie 1585 überschwemmt wurde, habe man die Ziegen anderswohin gebracht, und dann hätten sie aufgehört, Bezoare zu erzeugen, weil daselbst andere Kräuter wuchsen; daher habe man sie nach einigen Jahren wieder auf die Insel geschafft.

Bontius setzt hinzu, die den Bezoaren zugeschriebenen Kräfte, um deren willen man alle den Königen von Persien abliefern müsse, seyen von keinem großen Werth. Diese Ziegen seyen den europäischen sehr ähnlich, hätten aber aufrechte und längere Hörner, und das Fell sey bey einigen schön tigerartig geschäckt, wie er es an 2 Ziegen sehe, welche er täglich in Batavia vor Augen habe. Uebrigens gibt es auch Bezoare im Magen der Affen. *Hist. nat. in Pisonis India*. 1658. p. 47. Aus diesen Stellen geht hinlänglich hervor, daß es Ziegen und keine Gemsen seyn müssen, weil man sie sonst nicht von einer Insel hin und her schaffen könnte.

Rumpf sagt, die Indier lachen, wenn die Europäer sagen, daß die Bezoarsteine im Magen der wilden Ziegen entstünden, und behaupten, sie fänden sich bey den Affen. Gewiß ist es, daß solche Steine von Borneo kommen, wo es bekanntlich viele Affen gibt (*Amboin. Rarit.* p. 301.). In ihrer Mitte findet man immer einen Kern von Pflanzentheilen oder Haaren, um welchen sich dann Blätter legen von einer kleberigen Materie;



bisweilen enthalten sie auch Dattelsteine und Kürbisenkerne.  
 Seba II. 130.

Kämpfer war der erste, welcher das Thier, in dessen Magen man die ehemals so berühmten Bezoarkugeln findet, genauer beschrieb, und zwar unter dem Namen Ziegenhirsch (*Capricerva*).

Daß die Bezoarziege wirklich zu den Ziegen gehört, und nicht zu den Gemsen, ergibt sich unwidersprechlich aus der Beschreibung und Abbildung Kämpfers, wie aus ihrem Aufenthalte auf den höchsten Felsspitzen. Sie scheint aber eher ein Steinbock, und zwar der sibirische zu seyn, als die wilde Ziege. Kämpfer fand sie auf dem Berge Benna, in der persischen Provinz Laar, unweit des persischen Meerbusens, welchen er einen Eisberg nennt, und im Juny 1686 bestieg, aber erst nach 6 Stunden auf die Höhe kam. Er schildert den Weg schlimmer als auf dem Caucasus. Das ist mithin eine Höhe, auf welcher man noch nie Antilopen angetroffen hat, mit Ausnahme der Alpengemse. Er sah daselbst eine große Menge dieser Ziegen, welche die Jäger Pafen nennen und hinter Felsen auf sie lauern. Sie sind außerordentlich scheu und furchtsam, und fliehen beym ersten Schuß so weit als möglich. Am ersten Tag bekamen sie nichts, und mußten in einer Felsenhöhle übernachten. Am zweyten Tag wurde ein Bock geschossen, der einen Bezoar enthielt, walzig, 1 Zoll lang und schwarz. Sie blieben noch 3 Nächte, und bekamen noch 2 kleine Bezoare aus einem Magen.

Das Thier hat die Größe der Hausziege, kurze, graulich-rotthe Haare und einen Bart; die Geiß keine oder sehr kurze Hörner, der Bock dagegen um so viel längere, mit großen Ringeln, 11—12, was aber schon selten ist. Die Gestalt des Körpers, die Farbe und Hartigkeit ist übrigens wie beym Hirsch. Sie kommen höchst selten in die Felder herunter. Es gibt zwar auch noch in andern Gegenden von Persien, welche aber keine Bezoare liefern, außer die in Corassan, wahrscheinlich wegen der verschiedenen Nahrung. Bey den Böcken findet man mehr und größere als bey den Geißen, und zwar bey den magern, welche der Heerde vorausgehen. *Amoenit. exot. 1712. 4. fasc. II. 381.*



fig. 2. Nach dieser Abbildung hat die Geiß keine Hörner, aber einen Bart, wie der Widder, und dieser sieht vollkommen aus wie ein Steinbock, mit rundlichen, starkgebogenen Hörnern, die bis auf das Kreuz reichen, auf der vordern Fläche voll starker Querrüßte, ohne einen scharfen Grath, wie bey den ächten Ziegen.

Es gibt übrigens noch andere Thiere, worinn man Bezoare findet, namentlich in der gleichfalls perssichen Ziege *Ahu* (welches wahrscheinlich *A. subgutturosa* ist). Sie hat viel Aehnlichkeit mit dem Hirsch, mit Ausnahme des Barts und der einfachen Hörner, wodurch sie sich den Ziegen beygefellt. Die letztern sind schwarz, mit runden Ringeln bis über die Hälfte umgeben, und glatt, wie gedrechselt, bey dem Weibchen klein, bey dem Männchen 1 Schuh lang, aufrecht, in der Mitte schwach nach außen gebogen, an der Spitze gerad, jedoch etwas gegen einander geneigt. (Nach der Abbildung leyerförmig.) *Ibid* p. 403. fig. 1.

Auch in Indien gibt es Ziegen, welche Bezoare liefern, so diejenige, welche *Bontius* im Schloß von Batavia gesehen hat. Ich habe eine ähnliche ebendasselbst gesehen, welche aber vom *Ahu* gar nicht verschieden war, außer daß ihr ganzer Leib mit weißen Flecken bedeckt war, wie bey 2 Rehen [ohne Zweifel *Axis*] und zwey Damhirschen, die in demselben Hofe waren. Aehnliche Bezoarziegen findet man in den Gebirgen von Malabar und am Vorgebirg Comorin.

Endlich gibt es zahme Ziegen auf der batavischen Ruhinsel (*Isla de Vacas*) bey Ceylon, wie *Garcias* bezeugt. Aehnliche Steine, mit Namen *Pedra bugia*, finden sich auch in Affen in Indien, in Stachelschweinen auf Ceylon (*Pedra do Porco*). *Ibid* p. 395.

b) Die zahme Ziege (*C. hircus*)

ist kleiner, und hat kürzere Hörner mit einem weniger scharfen Grath.

Sie findet sich auf der ganzen Erde verbreitet, fast in eben so vielen Abarten als das Schaf, mit kurzen und langen Haaren, die so fein sind wie Wolle.

halte  
2 ho  
Sie  
grath  
schäc  
aus  
Kamm  
Kopf  
bedec  
den C

halb  
Berg  
Heer  
als  
den  
jung  
Stein  
halte  
bring  
sie m

welch  
einen  
ist.  
feine  
beson  
Fleis

und  
ten  
bey  
Der



## Zu den Kurzhärigen

gehört die gemeine Ziege, welche überast in Europa gehalten wird. Sie sieht mager aus, ist 4 Schuh lang und 2 hoch, und hat gewöhnlich 2 Fleischtrotteln an der Kehle. Sie ist meistens weiß oder braun, mit einem schwarzen Rückgrath; es gibt aber auch ganz schwarze, graue und geschäkte. Der Pelz besteht aus kurzer, weißer Unterwolle und aus 4—5 Zoll langen Haaren, welche auf dem Rücken einen Kamm bilden, und an den Hinterschenkeln am längsten sind; Kopf, Hals, Füße und Schwanz sind mit kurzen, steifen Haaren bedeckt. Die Hörner der Böcke sind bisweilen 2 Schuh lang, bey den Geißen viel kürzer und fehlen auch wohl.

Es sind muthwillige und launige Thiere, bald freundlich, bald tückig und stößig, springen und hüpfen gern, klettern auf Berge und mäckern unaufhörlich. Man kann daher keine großen Heerden zusammen halten, wie bey den Schafen, selten mehr als 40 oder 50, weil sie über Gräben und Zäune springen und den Bäumen sehr schaden. Am liebsten zupfen sie Knospen und junges Laub, fressen jedoch auch trockene Kräuter, Moos und Steinflechten. Hitze, Regen und Thau können sie wohl aushalten, aber nicht Kälte und sumpfigen Boden. Des Winters bringt man sie in den Stall, meist zu anderem Vieh, und füttert sie mit Heu, Kohl, Rüben u. dergl.

Bey uns hält man sie vorzüglich um der Milch willen, welche besonders schwächlichen Kranken sehr gut bekommt, aber einen eigenthümlichen Geruch hat, der vielen Menschen zuwider ist. Die Käse sind sehr beliebt. Aus den Fellen macht man feineres Leder, Corduan, Saffian, Justen, Pergament u. dergl., besonders im Orient, auch Schläuche für Wasser und Wein; das Fleisch der Zicklein wird geschätzt.

Sie sind reif nach dem zweyten Jahr, bocken im Herbst und werfen nach 21 Wochen 1—3 Zicken, welche schon im zweyten Monat Hörner bekommen. Das Zahnen verhält sich wie bey den Schafen, und man kann darnach das Alter bestimmen. Der Bock ist 5 Jahre, die Geiß 7 gut; ihr Alter erstreckt sich



nicht über 12 Jahre. Bechstein I. 408. Gessner 270. Fig. Buffon V. S. 59. Schreber T. 283.

In Spanien gibt es hornlose (*C. h. eornis*), mit ziemlich langen Haaren. Schreber T. 287. B.

In Africa, in dem Reiche Whidaw, gibt es mit umgekehrten Hörnern (*C. h. reversus*), nemlich mit der Spitze nach vorn gebogen. Buffon XII. 154. T. 20. 21. Suppl. III. t. 13. Bouc de luida. Schreber T. 286. A. B.

In der Levante, namentlich in Sirien, findet sich die sogenannte Mambrienziege (*C. h. mambrius*), mit kleinen zurückgelegten Hörnern und sehr langen hängenden Ohren. Buffon XII. 152. Taf. 10. Schreber Taf. 285. Prosper Alpin, Aeg. I. 229. Russell, Aleppo II. S. 12.

In Africa findet sich die Zwergziege (*C. h. depressus*) mit kurzen, dicht hinter den Kopf gelegten Hörnern. Buffon XII. 154. T. 18. 19. Schreber T. 287.

Zu den woll- oder seidentragenden Ziegen gehört:  
Die angorische (*C. h. angorensis*).

Die Hörner sind lang, schneckenförmig gewunden und stehen wagrecht nach den Seiten heraus; die Ohren lang und hängend; das Haar 8 Zoll lang, wie seidenartige Locken, in der Regel glänzend weiß.

Sie wird um Angora, in Kleinasien, in großen Heerden gehalten, und macht den Reichthum der Einwohner aus. Aus dem Haar macht man das Cameelgarn, das türkische Garn zu Camelot. Von Smyrna sollen jährlich über 3000 Ballen von diesen Haaren nach Europa gehen. Man hat nun diese Thiere in verschiedenen Ländern, auch in Deutschland, einzuführen gesucht; es scheint aber nicht viel daraus geworden zu seyn. Tournefort, Voy. II. 185. Fig. Buffon V. 71. T. 10. 11. Schreber T. 284. 287. A. Plinius VIII. Cap. 76. Aelianus XVI. Cap. 30. Fr. Cuvier, Mamm.

Die Kaschemirziege (*C. h. laniger*)

hat gerade, schneckenförmige Hörner, hängende Ohren, gerade, sehr feine, graue Haare. Fréder. Cuvier, Mamm. livr. VI.

wozu

den C  
Fran  
HaarHörn  
Cuvlang,  
ebenf  
dieseAntil  
gedreaber  
stalt  
der  
eckig  
wom  
fellig  
auch  
nur  
weiß2 1/2  
die S  
feineBore  
Näh  
den



Aus den Haaren macht man die theuern Kaschemir-Shawls, wozu aber auch Cameelhaare kommen sollen.

Im Jahr 1819 hat A. Faubert eine ganze Heerde in den Steppen des Urals, unter 52°, gekauft, und 400 davon nach Frankreich gebracht, wo sie zu gedeihen scheinen, und aus deren Haaren man bereits Zeug macht.

Die thibetanische Ziege (*C. h. thibetanus*)

ist wenig verschieden, hat ähnliche Seidenhaare, aber größere Hörner und längere hängende Ohren, Färbung braun. Fröder. Cuvier, Mamm.

Die Haare dieses Thiers sind noch länger, oft 1—1½ Schuh lang, und hängen in Locken vom Rücken herunter. Sie werden ebenfalls zu feinen Zeugen verarbeitet, und deßhalb hat man diese Ziegen auch nach England und Frankreich verpflanzt.

c) Man kann vielleicht auch hieher stellen die Gemsen oder Antilopen, deren Hörner einen oder mehrere Grathe haben und gedreht sind; — die Weibchen hornlos.

Die Antilopen haben viel Aehnlichkeit mit den Ziegen, sind aber schlanker und ihr Haar ist kürzer; sie gleichen in der Gestalt dem Hirsch, und haben auch oft Thränenbälge unterhalb der Augen; die Hörner rund und meistens glatt, die der Ziegen eckig mit dicken Querstreifen; der Hornzapfen meist ohne die Zellen, womit er bey den andern angefüllt ist. Sie leben meistens gesellig, oft in großen Heerden in den Wüsten von Africa, mehrere auch in den Gebirgen von Asien, besonders Indien; in Europa nur die gemeine Gemse und die Saiga; in America sehr abweichende, in Australien gar keine.

1) Der Buschbock (*Antilope sylvatica*)

ist kleiner als der Riebock, über 3½ Schuh lang und 2½ hoch, dunkelbraun, unten weiß, auf den Lenden weiße Flecken, die Hörner 10 Zoll lang, ziemlich gerad, dreyeckig und gedreht; keine Thränenbälge.

Lebt paarweise in Wäldern an der Süd- und Ostküste des Vorgebirgs der guten Hoffnung und in der Cafferey. In der Nähe des Großvaterwaldes klagt man sehr über den Schaden, den er des Nachts den Kohlgärten und Reben zufügt. Er ist



ziemlich schwerfällig, und läßt sich daher bisweilen mit Hunden fangen, wehrt sich jedoch heftig, fällt auf die Knie und verwundet die Hunde mit den Hörnern. Sparrmanns Reise 249. 517. T. 6. Buffon, Suppl. V. p. 37. VI. 192. tab. 25. Schreber I. 257. B.

2) In den buschigen Bergthälern von Abyssinien, am Dembea-See, lebt eine ähnliche (*A. decula*)

ebenfalls paarweise, ist aber  $4\frac{1}{2}$  Schuh lang,  $2\frac{1}{4}$  hoch; die Hörner  $8\frac{1}{2}$  Zoll, ziemlich ebenso gestaltet, die Färbung rothbraun, auf dem Rücken 2 weiße Längsbänder durch 3 Querbänder verbunden, wie ein Rost, auf den Lenden eine Reihe weißer Dupfen; keine Thränenbälge und Kniequasten, aber 2 Weichenbälge und 4 Striche am Euter. Sie fressen Blätter und die Früchte der wilden Sycomore-Feigen; paaren sich im May und werfen im October ein Junges. R ü p p e l, Wirbelthiere S. 11. T. 4.

3) Der bunte Bock (*A. scripta*)

ist größer als der Buschbock,  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang, rothbraun mit einem doppelten weißen Rost auf dem Rücken, nehmlich jederseits 2 Längsstreifen mit 5—6 Querstreifen und Flecken auf den Lenden; die Hörner gerade, 9 Zoll lang mit gedrehten Kiefern.

Nach Kolbe sind sie etwas größer als der Blaubock, und haben ihren Namen von den roth, weiß und braun vermischten Flecken. Er hat im Jahr 1708 schon bey dem warmen Bad am Vorgebirg der guten Hoffnung eine unglaubliche Menge, mehr als 1000 auf der Waide angetroffen. Bey seiner Annäherung that ihre Schildwacht einen Schrey, auf welchen alle zusammen liefen, sich ordentlich in Reih und Glied stellten, nur 2 als Officiere voraus. Er ritt mit mehreren andern dicht an ihnen hin, und erst als sie vorbeey waren und einen Schrey thaten, liefen sie zerstreut ins nächste Thal davon. Die Hörner sind gegen 1 Schuh lang und etwas nach hinten gebogen, der Bart sehr groß und dunkelroth; das Fleisch schmeckt gut. Die Jungen werden leicht zahm, verlieren aber den Wildpretgeschmack. Beschreibung des Vorgebirgs 1719. Fol. 142. 281. 390.



Man begegnet ihnen zuerst in der Nähe des warmen Bads, östlich vom Cap, und trifft sie an bis Zwelkendam. Man hat sie auch am Senegal und bey Tombuktu angetroffen. Die Weibchen sind hornlos. Sparrmann 125.

In der Capcolonie sind sie jetzt selten, und nur noch in den walddreichen Gegenden der Südküste. Lichtenstein, Berliner Magaz. VI. 170. Buffon XII. 305. Taf. 40. 41. Guib. Schreber L. 258.

4) Die gestreifte Gemse oder das Kudu (A. strepsiceros)

ist ziemlich von der Größe eines Hirsches,  $4\frac{1}{2}$  Schuh lang, 3 hoch, rötlichgrau; ein weißer Streifen auf dem Rückgrath, von dem jederseits 4 Querstreifen abgehen; 2 ähnliche Streifen am Kopfe, wie ein Halfter; die Hörner 3—4 Schuh lang, sehr zusammengedrückt, aufrecht und drey mal schneckenförmig gewunden. Keine Thränenbälge.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung, am Sonntagsfluß und bey Hinterbruyntjes-Höhe ebenfalls paarweise und selten, jetzt nur noch außerhalb der Gränzen der Colonie, zwischen den Garrebergen und an dem Draniensfluß. Das Weibchen ist viel kleiner und hat keine Hörner. Das Fleisch ist schwachhafter als das vom Hirsch. Ungeachtet der hohen und dünnen Beine ermüden sie doch bald, und werden von den Hunden eingeholt, gegen die sie sich jedoch tapfer wehren. Kolbe (142, Vock ohne Namen T. 2. F. 2) sagt ausdrücklich, daß der Vock einen ziemlich langen Bart habe, und bildet ihn auch ab; Sparrmann aber hat keinen gesehen. Reise 511. Houttuyn, Syst. Linn. III. tab. 26. Buffon XII. 101. Taf. 39. Condoma. Suppl. XV. p. 192. Pallas, Spicil. XII. p. 67. Schreber 267. Pennant I. S. 82. Taf. 10. Lichtenstein in Berl. Mag. VI. 1814. 172.

C. Die Bisamthier-artigen oder Zwerg-Gemsen

sind gewöhnlich nicht größer als ein Hirschkalb, meist braun, haben ziemlich kurze und runde Hörner, gerad oder nur schwach gebogen, einen sehr kurzen Schwanz, oft Thränenbälge und Knie-



quasten, aber weder Mähne, noch Bart, noch Wamme. Die Weibchen sind meistens hornlos.

Hierher gehören die kleinsten gazellenartigen Thiere, oft nicht viel größer als ein Hase, welche fast alle nur Bewohner des südlichen Africas sind.

a. Africanische Zwerggemsen,  
mit ganz geraden, kaum geringelten Hörnern. Diese Thierchen sind sich so ähnlich, daß man sie fast für bloße Arten einer Gattung ansehen möchte.

1) Die Zwerggemse oder das Buschböcklein (*Antilope pygmaea*)

ist die kleinste von allen, kaum größer als ein Hase, 2 Schuh lang, 1 Schuh hoch, röthlichbraun, mit 2—3 Zoll langen, schwarzen, unten geringelten Hörnchen, auch bey den Weibchen, die einzige Ausnahme; keine Kniequasten.

Findet sich in Guinea, wo sie Guovei heißt, und in den walbreichern Gegenden, an der Südküste der Capcolonie, wo sie den Namen Urebi hat, am häufigsten in der Cafferey. Sie soll im Stande seyn, über eine 12 Schuh hohe Mauer zu springen; wird sehr zahm, ist aber wegen ihrer Zärtlichkeit noch nicht nach Europa gebracht worden.

Sparmann sah sie nur einmal flüchtig in einem Walde von Sizikamma, wo sie von den Colonisten Ervetje und Gnometje genannt wird. (S. 256.)

Nach Le Baillant gehören sie zu den wenigen, welche sich am liebsten in dickem Gebüsch aufhalten; sie sind 12—15 Zoll hoch mit handhohen Hörnern, machen außerordentliche Sprünge, und ducken sich, wenn man ihnen zu nahe kommt. Ihr Geschrey gleicht dem Lärm von Röllschellen, und das Fleisch wird für das schwachste aller Antilopen gehalten. Er traf sie in der Cafferey und im Lande der Hutniken; die Hottentotten nennen sie Numotjes. Reise I. 340. Bosmanns Reise 236. Adansons Reise 135. Seba I. T. 43. F. 3. Buffon XII. 315. T. 43. F. 2. Chevrotain de Guinée. Schreber Taf. 260. B. Lichtensteins Säugthiere T. 16.



2) Die grimmische (*A. grimmia*)

ist nicht größer als ein halbjähriges Damfals, 2 Schuh 7 Zoll lang, 1 $\frac{1}{2}$  hoch, von sehr zierlicher Gestalt, Färbung grau, hinten ins Braune, unten weiß, Schwanz 3 Zoll lang, weiß, mit einem schwarzen Strich. Die Hörner des Bocks kaum 3 Zoll lang, schwarz, gerad, gefurcht, unten mit 4 Ringen.

Von diesem niedlichen Thier aus Guinea hat Seba die Hörner abgebildet (Thesaurus I. tab. 43. fig. C. D.), Buffon den Kopf (XII. 307. Taf. 41. Fig. 2. 3.), und es für das von Grimm beschriebene Thierchen gehalten, welches er schon vor anderthalb Hundert Jahren beschrieben hat (Ephem. nat. cur. Decuria II. ann. IV. 1686. Obs. 57.); später zeigte es sich aber, daß es nur das Junge vom Ducker (*A. mergens*) gewesen.

Pallas hat von dem gegenwärtigen zween Böcke im Haag gesehen. Sie sind sehr furchtsam und hurtig, gehen sehr zierlich und hüpfen wie Rehe, horchen mit einem aufgehobenen Fuße und sehen umher, kratzen sich mit den Hinterfüßen und lassen sich gern um die Hörner kratzen, fürchten sich sehr vor dem Donner, und lassen kaum einen Laut hören. Man gab ihnen Brod, Möhren und Erdäpfel, welche letztere sie am liebsten fraßen. Um das Brod zu erreichen, stellten sie sich auf die Hinterbeine. Die Thränenbälge sind sehr groß, und haben eine tiefe, kahle Furche, woraus viel Del schwitzt, welches fast wie Bisam riecht, und später erhärtet und schwarz wird. Die Nase ist nackt und feucht; an den Knöcheln keine Quaste. Pallas, Spicilegia I. p. 38. tab. 3. (Merkwürdige Thiere. 1778. I. 47.) Fr. Cuvier, Mammif. fig. mas. 1821.

In Abyssinien gibt es 2 ähnliche, welche Madoqua heißen.

3) Die größere (*A. saltiana*)

ist 2 Schuh 8 Zoll lang, 2 Schuh hoch, Schwanz 4 $\frac{1}{2}$  Zoll, röthlichgrau, Kopf braunroth, keine Thränenbälge, Nase nackt, Fußenden schwarz, Hörner 3 Zoll, so wie die Ohren.

Findet sich in Abyssinien, und wurde schon von Ludolph vor 150 Jahren erwähnt (Hist. aeth. I. cap. 10. 73), auch von



Bruce (Travels Ed. 3. VII. 360. tab. 36), aber erst von Rüppell genauer beobachtet. Sie lebt in buschreichen Berggegenden 5—8000 Schuh hoch, paarweise und sehr flüchtig; Thränenbälge groß; ist vielleicht einerley mit der sogenannten grimmisschen Antilope (*A. grimmia*, Pallas, Spicil. I. p. 38. tab. 3. Vosmaer, Juffer-Bokje 1766. Schreber Taf. 260. Fr. Cuvier, Mamm.) am Senegal und in Guinea. Diejenige, welche Grimm vor 160 Jahren (Ephem. nat. cur. Dec. II. ann. 4. n. 57.) vom Cap beschrieben hat, ist nur ein junger Ducker (*A. mergens*). Rüppell, Wirbelthiere VII. 1836. 22. T. 7. F. 2.

4) Die kleinere (*A. hemprichiana*) ist fein, weiß und braunroth melirt, hat eine behaarte Nase, große Thränenbälge und etwas vorgebogene Hörner.

Ziemlich häufig in den Wäldern des Gebirges Gedam, bey Arkifo, aber paarweise, sehr neugierig und hurtig, frisst Gras, wirft im May, und das Fleisch schmeckt gut. Ehrenberg, Symbolae I. Fol. aa. tab. 7. Crehschmar in Rüppells Atlas Taf. 21. *A. saltiana*. Lichtensteins Säugethiere Taf. 16.

5) Die kurzschwänzige (*A. montana, brevicaudata*) von den Hochebenen Sennaars, ist hellbraun, fast ganz schwanzlos, und hat in der Jugend oben einen Eckzahn, den man noch bey keiner andern Gattung bemerkt hat. Rüppells Atlas T. 3. Wirbelthiere S. 25.

Am Vorgebirg der guten Hoffnung gibt es noch über ein halbes Duzend dergleichen kleine Gemsen.

6) Das Steinböcklein (*A. tragulus, rupestris*) ist über 3 Schuh lang, Hörner 4 Zoll, Ohren länger; Färbung dunkel braunroth, an den Seiten silbergrau überflogen, ein schwarzer Streif auf der Nase, keine Kniequaste. Lebt paarweise auf trockenem Boden im Gebüsch, das Fleisch schmackhaft. Lichtensteins Säugethiere T. 14.

7) Der Bleichbock (*A. scoparia*) unterscheidet sich durch große Kniebüschel, einen schwarzen



Schwanz und einige weiße Flecken im Gesicht. Lichtensteins Säugethiere T. 13. Schreber T. 261.

8) Der Greisbock (*A. melanotis*)

von derselben Größe, braunroth mit untermischten weißen Haaren, Kopf und Hörner auffallend kurz, Ohren sehr lang und schwarz, keine Kniequasten, aber Thränenbälge.

Ist wegen seines zarten Fleisches in den westlichen und mittleren Gegenden der Capcolonie sehr geschätzt. Lichtensteins Säugethiere T. 12.

9) Der Klippspringer (*A. orotragus*),

von derselben Größe, Haare grob, dunkel gelbbraun, Hörner nur halb so lang als der Kopf, aufrecht und geringelt, keine Kniequasten.

Sieht ziemlich aus wie eine Ziege oder Gemse, ist jedoch viel kleiner, nur  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang und 1 Schuh 9 Zoll hoch; lebt auch nur auf den unzugänglichsten Klippen, über die er mit unglaublicher Geschwindigkeit springt. Die Hufe sind sehr hoch und das Haar sehr dick, elastisch und struppig, daß das Thier bey einem Fall von einem Felsen dadurch vor bedeutendem Schaden bewahrt wird; das Fleisch ist schmachhaft; das Haar braucht man zu Polstern. Lichtenstein im Berl. Magaz. VI. 1814. 175. Säugethiere T. 15. Buffon, Suppl. VI. tab. 22. Schreber Taf. 259. Forster in Le Baillants Reise II. 264. Taf. 4.

10) Der Ducker (*A. mergens*)

ist so groß wie ein Reh, aber schwächtiger,  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang, fast 2 hoch, Hörner  $3\frac{1}{4}$  Zoll, Färbung dunkel gelblichbraun, Kopf schmal, an beiden Seiten ein nackter Streifen, Nasenrücken und Füße schwarz, keine Kniequasten.

Auf den Vorhügeln der Gebirge, im westlichen Theil der Capcolonie, wo er sich am liebsten zwischen mannhohem Gebüsch aufhält, bey der Verfolgung darüber setzt, und sich dann plöblich hinter einem Busch niederduckt, um den Augen des Jägers zu entgehen. Das von Grimm vor mehr als 100 Jahren vom Cap gebrachte und beschriebene Thier (Ephem. nat. eur. Decuria II. Ann. IV. 131. fig. 13.), welches Pallas die grim-



mische Antilope genannt hat, ist nur das Junge oder das Weibchen vom Ducker. Die von Pallas genannte grimmische Gattung stammt aus Guinea, und ist verschieden. Lichtensteins Säugthiere T. 11. Barrows Reise T. 36. Blainville, Bull. philom. 1816.

11) Der Riedbock (*A. eleotragus, arundinaceus, isabellina*)

gleichet in Größe und Gestalt dem Damhirsch, gegen 5 Schuh lang,  $2\frac{1}{2}$  hoch, Hörner 8 Zoll, etwas nach vorn gekrümmt und unten geringelt, Färbung graulichroth, Schwanzspitze weiß, Nase nackt, keine Kniequasten.

Sie leben gern in der Nähe des Wassers von Sumpfpflanzen, paarweise, in der Capcolonie, im Namakenland, am häufigsten aber in der Cafferey. Lichtensteins Säugthiere Taf. 9. 10. Buffon, Suppl. V. tab. 13. 14.

12) Die Rehgemse (*A. capreolus*)

ist fast so groß wie der Riedbock, aber sehr schlank und hager, rothgrau, Schwanzspitze weiß, Nase nackt, Hörner so lang als der Kopf, gerad und dünn, Thränenbälge, keine Kniebüschel.

In den unbewohnten Gegenden der ganzen Capcolonie in Rudeln von 4—6 Stück mit einem einzigen Bock, am liebsten auf den sumpfigen Abhängen der Gebirge. Die Haare sind sehr fein, stehen aber dünn, und daher werden die Felle wenig gebraucht; auch das Fleisch schmeckt fad. Lichtenstein, Berl. Magaz. VI. 174. Säugthiere T. 8. Kolbe 162. T. 5. F. 4. Le Baillants Reisen von Forster I. 71.

b. Asiatische Zwerggemsen.

13) Die himalayische (*A. goral*)

ist eine kleine, niedliche Gemse, 3 Schuh lang, 2 hoch, mausgrau, unten blasser, Kehle weißlich; Thränenbälge; Hörner nur  $4\frac{1}{2}$  Zoll lang, glatt, unten mit 6 schwachen Ringeln, oben etwas nach hinten gebogen; Weibchen ohne Hörner.

Sie lebt im Himalaya und auf den Bergen an der Gränze von Nepal in zahlreichen Heerden, welche sich bey der Flucht zerstreuen und auf Felsen flüchten, wo kein Hund hinkommen



kann. Sie sind außerordentlich furchtsam und schnell, und springen fast über 9 Schuh hohe Bäume. Hardwicke, Linn. Trans. XIV. 518. tab. 14.

14) Die vierhörnige (*A. chickara*)

ist etwas kleiner als der bunte Boek, 2 Schuh 9 Zoll lang, Schwanz  $5\frac{1}{2}$  Zoll, Widerrist  $2\frac{1}{2}$ , hellbraun, unten weißlich, Nase nackt, unterscheidet sich von allen andern durch 4 Hörner, wovon die 2 hintern glatt, aufrecht, sehr schwach nach vorn gerichtet und 3 Zoll lang sind; die vordern zwischen den Augen nur  $\frac{3}{4}$  Zoll; das Weibchen hat keine.

Dieses artige und sonderbare Thierchen lebt in den Hügelmäldern im westlichen Bengalen, Behar und Driffa, nicht in Nepal, ist sehr hurtig und wild, besonders zur Laufzeit, wo es auf Hirsche, Ziegen und selbst den Menschen rennt; ein aufgezogenes Paar brachte Junge hervor, und zwar 2 auf einmal. Th. Hardwicke in Linn. Trans. XIV. 3. 1825. pag. 520  
Fr. Cuvier, Mammif. livr. 44. 1824.

b. Gazellen-artige: Hörner seyerförmig.

° Weibchen hornlos.

15) Die scythische (*A. scythica, saiga*)

hat die Größe des Damhirsches, 4 Schuh lang, Hörner 11 Zoll, ziemlich gerad und geringelt, die Schnauze sehr dick und die Naslöcher vorn; die Sommerhaare kurz, oben gelblich-grau, unten weiß, auf dem Kreuz ein brauner Flecken; die Winterhaare rauch, blaßgrau.

Das Thier hat Thränen- und Weichenbälge, und Quasten an den vordern Knöcheln; das Weibchen keine Hörner.

Es lebt im südlichen Rußland, zwischen Polen und dem Altai; und zwischen den Carpathen; dem Caucasus; dem caspischen und Aral-See und dem 55.° Nordbreite in den ebenen Steppen, wo fast nichts als Salzpflanzen wachsen und Bermuth, welchen sie besonders lieben; sie lecken sehr gern Salz und werden im Sommer sehr fett. Ihre Laufzeit fällt in den Herbst; dann sammeln sie sich in großen Heerden, und ziehen südlich gegen das caspische Meer.

Im Frühjahr kommen sie in einzelnen Truppen zurück an



die Wolga, den Jais, Irtsch, und sind in der tatarischen Steppe so häufig, daß man ihnen täglich begegnet, besonders in der Nähe der Flüsse, wo viele Waide ist. Bey den gezähmten bemerkt man, daß nicht alle zur gleichen Zeit schlafen, sondern immer einige herumgehen, als wenn sie Wache hielten. Legen sie sich, so steht ein anderes auf. Dasselbe geschieht auch im Freyen, und ist ihnen wegen der Wölfe und des kurzen Gesichtes sehr nöthig. Manchmal kommen sie bis an den Wagen der Reisenden, und selbst auf der Flucht sehen sie sich bald um, und legen sich wieder träg nieder, wenn ihnen niemand folgt. Indessen holt sie kaum ein Pferd oder ein Hund ein, wenn der Weg nicht weit ist; sie werden bald müd und kommen außer Athem. An Wunden sterben sie leicht, selbst von dem schwachen Biß eines Hundes. Viele werden von den Wölfen zerrissen; dann sammeln die Cossaken die Hörner und verkaufen sie wohlfeil nach China. Die Kirgisen machen Pfade in das Schilf und schneiden die Halme kniehoch ab, dann treiben sie zu Pferd ganze Heerden von Saigen dahin, wo sie sich selbst so verwunden, daß sie sterben. Gewöhnlich werden sie jedoch geschossen, und auch mit abgerichteten Adlern (*Falco fulvus*) gefangen, welcher überhaupt, nächst den Wölfen, ihr größter Feind ist.

Ihr Geruch ist sehr gut, und sie wittern schon den Feind auf eine halbe Stunde. Dann laufen sie zusammen, sehen sich zitternd um und fliehen dann in einer langen Reihe. Man hört keinen Laut; auch pfeifen sie nicht bey Gefahr, wie man es von den Gemsen der Alpen erzählt. Die Heerden haben aber auch keinen Anführer; gewöhnlich geht ein Bock mit mehreren Geißen. Die Jungen zu Hause blöcken wie Schafe. Zur Laufzeit, im November und December, kämpfen die Böcke mit einander. Sie werfen im May ein einziges Zicklein, welches nicht gleich der Mutter folgen kann, und daher oft von den Nomaden weggenommen wird. Die Hörner der Böcke treiben schon im ersten Monat, und haben im vierten schon die halbe Größe.

Jung aufgezogen werden sie sehr zahm, und folgen wie



Hunde, selbst schwimmend durch Flüsse. Sie fliehen vor den wilden, und kehren des Abends von selbst in den Stall zurück. Heu, Gras und Sprossen mögen sie nicht. Sie sitzen ganz voll von Dassel (Oestrus), so daß sie bisweilen zu Grunde gehen, indem die ganze Haut brandig wird. Das Fleisch ist schlecht und riecht übel. Man trifft bisweilen an mit 3 Hörnern und auch nur mit einem. Beym Saufen ziehen sie das Wasser nicht bloß durch das Maul, sondern auch durch die Nase ein, was schon Strabo gewußt hat.

Dieser nennt das Thier Colus, und setzt es nach Scythien (II. S. 312). Gessner bildet es zuerst ab (Quadrupedes 361.) nach einer Zeichnung, die er von Herberstein bekommen hat. — Gmelin hat es zuerst in seinem Vaterlande beobachtet, aber schlecht beschrieben (Novi Comm. petrop. V. 1760. 345. XIV. 512). Pallas, Spicilegia XII. 1777. p. 1. tab. 1. 3. Buffon XII. 1764. S. 198. T. 22. F. 2.

16) Die Kropfgemse (*A. gutturosa*)

hat die Größe und Gestalt der indischen Gazelle (*A. cervicapra*), graulich rothfarben, unten weißlich, Gesäß und Schwanz weiß, die Spitze braun; Hörner ziemlich aufrecht, etwas nach hinten gebogen, gelblich mit 20 Ringeln, Spitze glatt; Thränenbälge sehr klein; Kehle kropffartig verdickt; keine Quasten an den Knöcheln. Das Weibchen ohne Hörner, viel kleiner.

Die Länge beträgt 4 Schuh 4 Zoll, die Höhe 2 Schuh 7 Zoll, Hörner  $9\frac{1}{2}$  Zoll, Schwanz 5; das Gewicht 90 Pfund.

Dieses Thier lebt von Europa so entfernt, daß man nur von den ältern Missionären in China, welche den Jagden in der mongolischen Wüste beywohnten, einige Nachrichten unter dem Namen der gelben Ziege erhalten hat. Sie heißen daselbst Dseren. Sie finden sich aber nicht bloß in der Mongoley, sondern auch in allen Wüsten zwischen Thibet und China, von dem Altai bis zu dem Amur und dem östlichen Meer, sehr häufig in der Wüste Gobi und in Dawurien, um den Onon und Argun, aber nicht am Baikal. Sie lieben die freyen, trockenen und steinigten Wäiden, und steigen auch auf die Berge, wenn sie nicht mit Wäldern bedeckt sind; des Sommers in kleinen Trup-



pen, im Herbst in Heerden von Hunderten, und weiden bisweilen mit den Kühen, obschon sie sehr furchtsam und flüchtig sind; des Winters nähern sie sich den bewohnten Gegenden. Sie laufen viel besser als die Saigen, und springen 3—4 Klafter weit. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft. Sie paaren sich später als die Saiga und werfen erst im Juny. Die Jungen werden eben so zahm, gehen ins Freye zu den wilden, kommen aber wieder nach Hause. Sie knieen nieder, wie die Cameele, was übrigens auch andere Antilopen thun.

Eine Stimme hört man nicht von ihnen. Man hat sie wasserscheu genannt, was sie auch in hohem Grade sind. Werden sie in Dawurien im Herbst durch reitende Jäger zusammen und an einen Fluß getrieben, so bleiben sie daran stehen, und dringen eher durch den Lärm der Menschen und Hunde. Wenn jedoch das steile Ufer unter ihnen weicht, daß sie ins Wasser fallen, so schwimmen sie ohne weiteres hindurch. Eben so ungerne gehen sie in die Wälder, und treibt man sie hinein, so stoßen sie an alle Bäume und kommen so in Angst, daß sie fallen und fast mit Händen gefangen werden. Schon Ende Octobers bekommen sie das aschgraue und rauche Fell, und sehen von fern ziemlich weiß aus. Sie haben keine Dasseln in der Haut, aber im Gaumen, und die Lausfliege, wie die Schafe und das Bisamthier. Die Böcke sind im dritten Jahr ausgewachsen. Sie haben an derselben Stelle, wie das letzte Thier, eine Art Bisambeutel, der aber leer ist, oder nur etwas schmalzartige Materie enthält, ohne Geruch. Pallas, Spicilegia XII. 1777. p. 46. tab. 2. 3.

17) Die kleinfröpsige (*A. subgutturosa*),  
fast ebenso und aus denselben Gegenden, vielleicht nur eine Abart; graulich braun, unten weiß und der Seitenstreifen gelblich.

Borzüglich in Persten, zwischen dem schwarzen und caspischen Meer, ziemlich zahlreich, frist gern Bermuth und sezt im May; das Fleisch schmackhaft. Man hält sie für Kämpfers Ahu. GÜLDENSTÄEDT, Acta petrop. 1778. I. 251. tab. 9. SCHREBER T. 270, B.



18) Die thibetanische (*A. chiru, hodgsonii*)

ist fast so groß als ein Hirsch, gegen 5 Schuh lang und gegen 3 hoch, Hörner  $2\frac{1}{2}$ , leyerförmig gebogen, mit 20 Ringeln; Färbung hirschgrau; keine Thränenbälge und Knicquasten; das Weibchen ohne Hörner.

Man hält diese in der thibetanischen Ebene häufig vorkommende Gemse für diejenige, welche in Ostindien die Sage vom Einhorn veranlaßt hat. Das Fell hat zweyerley Haare, wie alle Thiere in Thibet, selbst Hunde, Pferde und Rinder, nemlich grauliche Unterwolle und Stachelhaare, wie der Hirsch. Der Hornzapfen hat Höhlungen, und weicht mithin von dem der andern Gemsen ab. Der lange Hals wird gebogen und wagrecht getragen, Schwanz 8 Zoll lang, Nase behaart, erweitert sich am äußern Rande in eine sonderbare Hautanschwellung, so groß wie ein Hühnerney. Sie leben in Heerden von 100 Stück, sind sehr wild und scheu, aber nicht furchtsam: man darf selbst den jung aufgezogenen nicht trauen. Sie lieben sehr die Salzlecken, können aber die Hitze nicht ertragen, nicht einmal die mäßige Wärme des Nepalthales. Vier Striche am Euter. Man hielt sie für den Cemas des Aelians (XIV. 14. XXVII. 26.), der aber in der Barbarey in Wäldern lebt und einen weißen Schwanz hat; daher wohl die barbarische Kuh (*A. bubalis*) ist. Zool. Proceedings I. 1830. pag. 52. (Jfs 1834. 823. 1835. 546. 1038.)

<sup>a</sup> Weibchen gehörnt.

c. Gemsen-artige.

19) Die gemeine Gazelle (*A. dorcas*)

hat die Größe und tierliche Gestalt des Rehs,  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang, 1 Schuh 10 Zoll hoch, Hörner 10 Zoll lang und geringelt, Schwanz 8, fahl, unten weiß, mit braunen Streifen an den Seiten des Leibes und des Kopfs; Thränenbälge; 2 Striche am Euter.

Diese seit den ältesten Zeiten berühmte und häufig in der Bibel, unter dem Namen Eschi, erwähnte Gemse bewohnt das ganze nördliche Africa, in Heerden zu 100 und mehr Stück, in den sandigen Flächen von Aegypten, dem steinigen Arabien, in



Rubien, Kordofan, Sennaar und längs der abysstnischen Küste bis Massaua; sie heißt bey den Arabern Gasal. Bey den arabischen Dichtern werden die schönen Augen eines Mädchens mit denen der Gazelle verglichen. Sie sind außerordentlich hurtig, und schwer mit Hunden zu erreichen; man fängt sie mit Netzen, übrigens werden sie sehr zahm. Ihr Fleisch wird gegessen. *Shaw's Reise* 152. 357. *Buffon* XII. 201. T. 23—25.

Ist eine der zierlichsten und häufigsten Gemsen im Orient, und besonders in Rubien, wo sie in großen Gesellschaften lebt. Sie wurde von den meisten alten Schriftstellern beschrieben, von *Plinius* (VIII. 58. XXVIII. cap. II.), *Melian* (X. 23. XIV. 14.); *Oppian* versteht unter diesem Namen das Reh. Bey den Aegyptiern war sie der Isis geweiht, und kommt daher häufig unter den Hieroglyphen vor, die Jungen als Opferthiere (Egypte I. tab. 59. fig. 5.). Aehnlich ist der capische, aber viel größere Springbock (*A. euchore*), und die russische kleinkröpfige Gemse (*A. subgutturosa*). *Lichtenstein*, Berl. Acad. 1824. 231. Taf. 5.

Man hat dasselbe Thier, aber etwas kleiner, auch am Senegal gefunden, wo es *Kevel* heißt. *Buffon* XII. 204. Taf. 26.

Endlich kommt eben daher sehr häufig ein noch kleineres Thier, unter dem Namen *Korin*, durch die Thierführer nach Europa, aber nur das weibliche Geschlecht, so daß man es allgemein für das Weibchen der Gazelle hält. *Buffon* XII. 205. T. 27 und 31. F. 3—5.

*Cuvier* hat eine, welche man lang in Paris lebendig hatte, genauer beobachtet.

Die *Corinne*, der *Kevel* und die *Gazelle* sind kaum von einander verschieden; jene hat dünne und fast glatte Hörner, der zweyte etwas zusammengedrückte, die *Gazelle* runde und etwas dickere.

Die Höhe der *Corinne* ist nur 20 Zoll, der Rumpf eben so lang, der Hals 8, der Kopf 7, die Hörner eben so viel. Färbung falb, an den Seiten etwas brauner, unten weiß, Schwanzspitze



schwarz, an jeder Seite des Kopfes ein weißer Längsstreifen und an den Knöcheln ein braunes Haarbüschel.

Sie wurde bey Constantine in Algier gefangen, und war 3 Jahr alt, sehr sanft und zutraulich, hüpfte und sprang nach Herzenslust, und ließ bisweilen einen Laut hören, wie ein Caninchen. Es war ein Weibchen, welches sich zweymal härte, ohne die Farbe zu ändern; es war sehr reinlich, und fraß des Tags nur 1½ Pfund Brod oder Gerste und Heu, und soff nur ein Glas Wasser. Der Mist wie bey den Schafen.

Diese Gazellen sind sehr gemein in der Barbarey, und gehen von da einerseits bis an den Senegal, anderseits bis nach Syrien und Arabien. Sie laufen gewöhnlich in unzählbaren Heerden auf den Ebenen, drängen sich dicht an einander, wenn man sich nähert, und halten die Hörner vor, mit denen sie im Nothfall zu verwunden wagen. Sie sind aber die gewöhnliche Beute der Löwen und Panther. Man jagt sie mit Hunden und dem kleinen Leopard oder Unze; die reichen Leute in Syrien mit dem Falken, welcher sie an der Kehle faßt und die großen Blutgefäße aufreißt. Ihr Fleisch ist ziemlich schmackhaft. Die Araber führen die Gazellen oft in ihren Schriften an als Symbole der Sanftmuth, der Artigkeit und Schönheit, und besonders werden die Augen gepriesen. Cuvier, Ménagerie. 1803. Fig.

20) Die arabische (A arabica)

gleicht der vorigen, ist aber dunkler gefärbt, der Schwanz und ein Flecken auf der Nase schwarz, an den Seiten des Kopfes ein weißer, schwarzgefäumter Streifen; Hörner 9 Zoll lang, dünn und wenig geschweift; Thränenbälge, Weichenbälge und Kniequasten. Lichtensteins Säugethiere T. 6.

Wie die Gazelle im nördlichen Africa von der Gränze Arabiens bis in die Barbarey sich erstreckt, so diese dagegen von Aegypten an nach Osten durch Arabien, wahrscheinlich Syrien bis nach Persien und Indien, in ähnlichen großen Heerden. Man hat beide früher für einerley gehalten. Sie zeigen sich gewöhnlich in Rudeln mit einem Bock; sie fliehen anfangs sehr schnell, bleiben dann stehen und der Bock läßt den Jäger näher kommen, stampft sodann auf die Erde und schnaubt, worauf die



Flucht aufs Neue beginnt. Sie zeigen sich zuerst zwischen Suez und Tor, südlich bey Gisan, nördlich bey Balbeck in Syrien. Sie heißt ebenfalls Gasal. Passt besser zu des Plinius Dama als eine andere, und ist Shaws Lidmee, welches aber el Idma geschrieben werden sollte. Ehrenberg, Symbolae I. Fol. r. tab. 5.

Shaw sagt, die Lidmee (Lidmih) habe die Gestalt und Farbe der gemeinen Gazelle oder Antilope, aber die Größe des Reh's und zween Schuh lange Hörner; er halte sie daher für des Plinius Strepsiceros, welche in Africa Addaco (XI. 27.) heiße, mit aufrechten, geringelten und glatt gespizten Hörnern. Voyages 1743. 4. I. 314.

Das ist wahrscheinlich die Gazelle, welche Hasselquist bey Nazareth mit dem Edelfalken hat jagen sehen. Ein Araber stieg zu Pferde mit dem Falken auf der Hand, den er los ließ, sobald er eine auf einem Hügel bemerkte. Er flog wie ein Pfeil darauf zu, und schlug die Klauen des einen Beins in einen Backen, die andern in die Kehle. Sie sprang 2 Mann hoch, wodurch der Falke abgeschüttelt wurde. Er folgte aber dem verwundeten Thier, schlug nun alle Klauen in die Kehle und hielt sich fest, bis der Jäger herbey kam, der Gazelle die Gurgel abschnitt und dieselbe dem Falken vorhielt, um ihm das geronnene Blut zu geben. Dann that er dasselbe zum Unterricht mit einem jungen Falken. Sie lieben außerordentlich den Tabacksrauch, und die gefangenen kommen, ungeachtet ihrer Furcht, herbey, um denselben einzuathmen. Reise 284.

21) Der Bläßbock (*A. pygarga, personata*)

ist größer als ein Ziegenbock, 5 Schuh lang und 3 hoch, mit seidenartig glänzenden, gelblichbraunen Haaren, die Seiten dunkelbraun, unten, Stirn und Bürzel weiß; die Hörner runzelig, leyerförmig mit aufrechten Spizen.

Findet sich häufig am Vorgebirg der guten Hoffnung, selbst in bewohntern Gegenden, um Zwelldam und am breiten Fluß in Rudeln von 7—8 Stück; im Norden von der Colonie noch zahlreicher. Houttuyn, Systema Linnæi III. tab. 24.



fig. 1. Schreber Taf. 273. Lichtenstein, Berl. Mag. VI. 1814. 166.

22) Der Spring- oder Prunkbock (*A. euchore, marsupialis*),

wie die Gazelle, aber größer, hat auf dem Bärzel ein weißes Feld, von einer beweglichen Hautfalte umschlossen; keine Thränenbälge.

Die erste Nachricht über dieses merkwürdige Thier haben wir auch dem Capitän Gordon zu verdanken. Er schickte 12 nach Holland an den Prinzen von Oranien, wovon aber nur eine ankam und von Allamand beschrieben wurde. Sie gleicht sehr der gemeinen Gazelle, hat eben so geringelte und geschweifte Hörner und ähnliche Färbung, ist aber ein wenig größer und hat auf dem Rücken, vom Schwanz an, einen weißen Streifen, der nichts besonderes zu seyn scheint. Man wird daher sehr betroffen, wenn man beym Laufen der Gazelle diesen Streif sich auf einmal erweitern und in einen großen weiten Fladen ausbreiten sieht, der sich beynah nach beiden Seiten über das ganze Kreuz verbreitet. Dieses geht so zu: Das Thier hat nemlich auf dem Rücken eine Art von Beutel durch Hautfalten gebildet, welche sich von den Seiten her fast wie Lippen berühren; der Grund desselben ist mit weißen Haaren besetzt, welche zwischen den Lippen erscheinen. Im Laufen öffnet sich der Beutel, wodurch der ganze weiße Grund zum Vorschein kommt, und sich wieder verschließt, sobald das Thier still steht. Sie war sehr zahm und furchtsam, und wurde durch das geringste Ding erschreckt; sie lebte leider nur einige Monate. Buffon, Suppl. IV. 1778. 142. tab. 60. Gazelle à bourse sur le dos.

Um dieselbe Zeit hat sie Sparmann in den neuen schwedischen Abhandlungen (I. 1780. 262. Taf. 9.), und bald darauf in seiner Reise beschrieben.

Es ist eine der schönsten Gazellen am Vorgebirg der guten Hoffnung, und zeichnet sich besonders durch ihre feurigen und schönen Augen aus; ist auch eine der häufigsten, und man sieht an manchen Orten weit mehr beysammen, als von allen andern Gattungen zusammengenommen, besonders zwischen den beiden



Fischflüssen, wo sie sich auf den Fluren in größern und kleinern Schaaren zerstreut finden, so weit als das Auge reicht; während einer Tagreise zu Pferd kommt man vor mehreren Tausenden vorbey. Schießt man unter einen Haufen, so breiten sie sich in eine Reihe aus, schwenken sich, als wenn sie einen umringen wollten, und laufen dann nach allen Seiten davon. Auf dem sogenannten Bockefeld und Rothesand finden sie sich auch in Menge, und viele werden wegen ihres niedlichen Aussehens in der Capstadt gehalten.

Eines Abends, im December, kam eine Heerde von etwa 2000 an die Quammedacka-Quelle, südlich von Hinterbrunntjes-Höhe, wobey eine Geiße geschossen wurde. Ihre Länge beträgt 4 Schuh, Höhe  $2\frac{1}{2}$ , Schwanz 1 Zoll, Ohren  $6\frac{1}{2}$ , Hörner 7, aufrecht, dann aus- und einwärts, jedoch mit Abweichungen, und bey beiden Geschlechtern gleich. Die Hauptfarbe hellbraun, Bauch und Kreuz weiß; die Haare nur  $\frac{1}{2}$  Zoll lang, außer den braunen am Rande des Beutels, wo sie  $2-3\frac{1}{2}$  Zoll lang sind, und daher viel zur Bedeckung des weißen Fleckens beytragen, welcher 6—9 Zoll breit wird, wenn das Thier Sprünge macht. Um dieses schönen Schauspiels willen seht man oft die Heerden in Bewegung, wobey es gar angenehm und auffallend zu sehen ist, wie sie oft 2—3 Ellen hoch über einander weghüpfen und den weißen Hintern sehen lassen. Sie sind sehr schnell, und ein Pferd holt sie kaum ein. Sie zerstreuen sich nach allen Seiten, daß man zuletzt nur 2—3 zu verfolgen hat. Sind sie aber etwas voraus, so macht die ganze Schaar halt, und sieht den Verfolger an. Uebrigens sind sie nicht scheu, und lassen den Jäger so nahe kommen, daß er sie treffen kann. Ihr Fleisch ist schwächster als bey andern Gazellen. In dürren Jahren sollen sie in unzählbarer Menge aus dem Innern von Africa in die Colonie wandern, bis ans Meer, und dann auf dem alten Wege, von vielen Löwen verfolgt, zurückkehren. Sie haben viel Aehnlichkeit mit dem Bläßbock und dem sogenannten Hirschthier. Reise 1784. 396. T. 8. A. pygarga.

Ebenfalls zu derselben Zeit hat Reinhold Forster dem Herrn v. Buffon eine Zeichnung nebst Beobachtungen mitge-



theilt. Sie wohnen in den innern Gegenden von Africa, und nähern sich der Capcolonie nur, -wenn sie Mangel an Wasser und Futter leiden. Dann sieht man sie in Heerden von 10,000 bis 50,000, verfolgt von Löwen, Leoparden, Luchsen und Hyänen. Der Vortrab ist gut bey Leibe, der Haufen weniger und der Nachtrab so mager, als wenn er vor Hunger umkommen möchte; in diesen steinigten Gegenden bleibt ihm fast nichts als die Wurzel übrig. Bey der Rückreise verhält es sich umgekehrt: dann wird der frühere Nachtrab fett und der Vortrab mager. Wenn sie in Haufen beyfammen sind, kommt man weder mit Peitschen noch Schlägen durch sie hindurch. Jung aufgezogen werden sie so zahm, daß sie das Brod aus der Hand holen. Sie fressen gern Taback, was übrigens auch die Ziegen thun. Die Böcke bleiben indessen immer muthwillig, und stoßen, wenn man sie plagt. Sie haben die Größe des bengalischen Hirschens, sind aber noch feiner gebaut und höher; die Hörner 1 Schuh lang, schwarz und mit 12 Ringen. Wenn es schlecht Wetter geben will, so macht die ganze Heerde eine Menge Sprünge, wobey sie ihr weißes Kreuz sehen lassen und die Tausende von braunen Thieren sich plötzlich in eine schneeweiße Fläche verwandeln, welche sogleich wieder verschwindet. Dieses prächtige Schauspiel hat zur Benennung Prunkbock Veranlassung gegeben. Buffon, Suppl. VI. tab. 120. Schreber Taf. 273. Vosmaër, Pronkboeck 1784. Le Bailant von Forster I. 235. III. 99. 372. Lichtenstein, Reise I. 525. Säugthiere L. 7.

d. Riesengemse-artige.

23) Die Damgemse (*A. dama*), Nanguer,

ist fast so groß wie ein Damhirsch, sehr schlank und zierlich, weiß, Schulter und Hals rothbraun, auf der Kehle ein weißer Flecken; Hörner etwas länger als Kopf, geringelt, etwas zurück und auswärts gebogen, die Spitze nach vorn, im Ganzen mehr wie bey der gemeinen Gazelle als bey der Alpengemse.

Adanson hat dieses Thier zuerst am Senegal, wo es Nanguer heißt, beobachtet. Es war noch jung,  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang,  $2\frac{1}{2}$  hoch, und gleicht in der Färbung ziemlich dem Reh; die Hörner 7 Zoll lang und die Spitze nach vorn, fast wie



bey der Alpengemse. Es sind sehr artige Thierchen, welche sich leicht zähmen lassen. Es ist wahrscheinlich die *Dama* des Plinius, weil er derselben ähnliche Hörner gibt (VIII. Cap. 53. XI. Cap. 37.). Buffon XII. 213. Taf. 33. Fig. 1. Taf. 34. Geßner 1551. 334.

Kürzlich wurde dieselbe auch in Nubien und Darfur von Ehrenberg und Hemprich entdeckt, so daß sie wahrscheinlich sich quer durch ganz Africa findet; sie lebt in Rudeln. Länge 5 Schuh 4 Zoll, Höhe 3 Schuh, Kopf 8 Zoll, Schwanz 9, Hörner bey beiden Geschlechtern 12, Ohren 6. Sie heißt im Arabischen *Addra*. Man findet sie auch abgebildet auf einer antiken Conne bey Caylus (Recueil d'Antiquités IV. tab. 48. fig. 1.) Lichtenstein, Berl. M. 1824. 226. T. 3. 4. Säugthiere. 1827. T. 3. 4.

Auch Rüppell hat sie heerdenweise in den Wüsten von Sennaar, Nubien und Cordofan gefunden; sie wird daselbst in Schlingen gefangen und nur selten mit Pferden gejagt. Die Gemse, welche Mhorr in Marocco heißt (Beunett, Zool. Proceedings. 1833. pag. 2.), ist nicht davon verschieden. Atlas Heft VI. 1827. S. 39. T. 14. Wirbelthiere VII. S. 25.

Ehrenberg glaubt nicht, daß es die *Dama* der Alten sey, weil sie als ein Thier des heißen Africas den Römern, welche viel davon reden, wohl nicht bekannt gewesen sey. Da sie Plinius über das Meer herkommen läßt, so könnte es die arabische Gazelle seyn, welche bey *Damir*, dem arabischen Schriftsteller, *Adm* heißt [woraus vielleicht die Römer *Dama* gemacht haben]. Die *Dama* des Martials (Epigr. I. 50.) wurde in Spanien gejagt, und war daher wahrscheinlich der Damhirsch oder ein Spießfer. Es wurden im südlichen Dongola, wo sie, wie andere, meistens von *Acacien* lebt, mehrere Stücke erlegt; das Fleisch wird von den Arabern gegessen und kommt getrocknet zum Kauf. Vor dem 20.° Nordbreite sieht man keine, und dann erscheinen sie plötzlich in großer Menge, aber nie in der Nachbarschaft des Nils; sie wird auch nie in die Thierhöfe von Aegypten gebracht, wo man doch sehr häufig die Schrauben- und Spieß-Gemsen (*A. addax et leucoryx*) sieht. Adansons Nan-



guer vom Senegal war ein junges Thier, und daher so klein.  
Symbolae I. 1828. Fol. u. tab. 6.

e. Rinder-artige: Hörner schraubensförmig.

\* Weibchen hornlos.

24) Die indische (*A. cervicapra*)

hat Aehnlichkeit mit unserm Damhirsch, ist aber etwas kleiner, unten, um die Augen und der Schwanz am Rande und am Ende schneeweiß; die Geiß ohne Hörner, oben graulichfahl, längs dem Rücken jederseits ein weißlicher Streifen, vor den Augen ein schwarzer Strich; ebenso die jungen Böcke, die alten braun, Wirbel, Ohren und Hals rostfarben, ein Strich auf den Schultern und der Schwanz oben schwarz. Länge 4 Schuh, Höhe 2 Schuh 7 Zoll. Schreber Taf. 268. Fr. Cuvier, Mamm. 1824.

Dieses Thier findet sich häufig in Indien, und wurde ehemals für des Plinius *Strepsiceros* gehalten. Aldrovand hat es zuerst abgebildet (*Bisulca* 756.) unter dem Namen *Bezoarziege*. Bey den Engländern wurde es *Antilope* schlechtweg genannt. Perrault hat es anatomiert (*Mém. Ac. III. I. p. 93. tab. II. 12.*) unter dem Namen *Gazelle*.

Thevenot sagt: Es gibt zu Agra viele Leute, welche allerley Thiere aufziehen, um sie mit einander streiten zu lassen. Da Elephanten und Löwen zu viel kosten, so suchen sie ihr Vergnügen an den Kämpfen der Hähne, Wachteln, Widder, Böcke, Hirsche und Gazellen. Die letztern sind in Indien anders beschaffen, als in andern Ländern, kühner und mit andern Hörnern, wenigstens  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang, schwarz und spiralförmig von unten bis oben schlangenartig gewunden, während sie bey den gemeinen Gazellen grau und nur halb so lang sind. Die Fakire und sogenannten Heiligen tragen gewöhnlich zwey dergleichen, mit den untern Enden neben einander durch 2 eiserne Querspaffen verbunden, als einen kleinen Stoc. Buffon bildet ein solches Instrument ab (*XII. S. 273. Taf. 36. Fig. 3.*). Bisweilen sind sie auch von andern Gattungen und durch Silber verbunden. Will man zu ihrem Fang keinen zahmen Leoparden brauchen, so führt man einen zahmen Gazellenbock mit, bindet

*Opus alg. Naturg. VII.*



an dessen Hörner einen Strick mit verschiedenen Schlingen und knüpft die beiden Enden unter dem Bauche zusammen. Sieht man einen Trupp Gazellen, so läßt man ihn dazu laufen. Der Bock des Trupps geht sogleich auf ihn los, widersezt sich mit seinen Hörnern und verwickelt sich dermaßen in den Strick, daß sich der Jäger leicht dessen bemächtigt und ihn fortführt. Mit dem Einfangen der Geißen geht es nicht so leicht. Reise 1693. III. 1. Cap. 21.

Pallas sah ein Paar im Thiergarten bey dem Haag in Holland, welches aus Bengalen gekommen war, und sich fortpflanzte. Der Bock blieb immer sehr wild, die Geiß aber war sehr zahm und lief den Leuten wie ein Hund nach, um Brod zu bekommen, wobey sie selbst auf die Hinterbeine stand, wie die Damhirsche. Gab man es ihr aber nicht, so wurde sie sehr böß und pflegte zu stoßen. Die Jungen blieben wild, wie der Bock. Sie waideten mit einander, flohen aber schon in der Ferne, zuerst im Trabe, dann hüpfend und endlich mit ungeheuern Sprüngen, wie die Hirsche oder die gemeinen Gemsen. Sie ließen keinen Laut hören, und ertrugen den Winter ziemlich gut. Sie tragen fast 9 Monate, und werfen zu verschiedenen Jahrszeiten 1 Junges, welches 8 Tage im Stall bleibt und ein Jahr lang bald an dieser, bald an einer andern Mutter saugt. Die Geißen sind nach 2, die Böcke nach 3 Jahren ausgewachsen, und die letztern bekommen gegen das Ende des zweyten Jahres Hörner, welche nach dem dritten schon zwey Bindungen und zehen Ringe haben; an Kopf, Schultern und Rücken schwärzlich, am Nacken rothbraun werden und die hellen Streifen längs dem Rückgrath verlieren; nach dem fünften Jahr ist Leib und Gesicht braun, Seiten des Halses und Schultern schwarz, Nacken graulichbraun, die Ringe und die Augen weiß. Aus den Weichenbälgen schwißt ein stark riechendes Fett. Pallas, Spicilegia I. 1767. pag. 18. tab. 1. 2; das Skelet bey Buffon XII. T. 35.

Es ist die gemeinste Gazelle in Indien, und ohne Zweifel diejenige, deren Schönheit so oft in den indischen Gedichten gepriesen wird. Sie kommt in Africa nicht vor. Lichtenstein, Berl. Magaz. VI. 172.



\* Weibchen gehörnt.

25) Die Schrauben-Gemse (*A. addax*)

hat die Größe und Gestalt des Esels, eine weiße Farbe, Kopf und Oberhals bräunlich, vor den Augen ein weißes Querband, Schwanzquaste weiß; Hörner sehr lang und schraubenförmig gewunden in beiden Geschlechtern; auf der Stirn und unter der Kehle ein Schopf.

Lebt in den offenen Gegenden von Aethiopien in Rudeln, und ist 6 Schuh lang, Schwanz 1, Höhe 3, Ohren 6 Zoll, das Haar kurz und grob, die Hörner 27 Zoll, schmutzig gelb, Umfang 5, schraubenförmig gewunden und geringelt, Spitze glatt. In der Mitte 12 Zoll von einander, dann nur 9 und an der Spitze 20. Im Nacken ein Haarwirbel und ein Schopf an der Kehle; Hufe sehr breit.

Plinius nennt dieses Thier schon *Strepsiceros et Addax* (VIII. 53. XI. 37.), welcher erste Name später andern Gattungen beygelegt wurde, dem cretischen Schaf, dessen Hörner aber nicht aufrecht stehen, der indischen (*Cervicapra*), deren Hornspitzen nicht glatt sind, dem capischen Kudu mit ungeringelten Hörnern, ohne gerade Spitze.

Das Thier erscheint unter den ägyptischen Hieroglyphen und die Hörner auf den Köpfen der ägyptischen Gottheiten, Priester und Könige; man nennt sie Mendes-Hörner.

Bey den Jungen mit allen Milchzähnen und von etwa 4 Schuh Länge sind die Hörner gerad, 9 Zoll lang, ohne Ringe, aber hin und wieder aufgetrieben und fast parallel; sie kommen ebenfalls unter den Hieroglyphen vor, auf der bembinischen Tafel. (Pignorius T. 1. F. 2.)

Die Thränenbälge sind klein, wie beym *Oryx*, auch fehlen beiden die Kniebüschel und die Leistengruben. Lichtenstein, Berl. Acad. 1824. 215. T. 2. Säugthiere 1827. T. 2. Gossner, *Icones quadrupedum* p. 37. *Strepsiceros oaji*. Buffon XII. 275. T. 36. F. 2.

Der Großherzog von Toscana bekam diese Gemse unter dem Namen *Zaccar* aus Aegypten. Sie war 4 Schuh 5 Zoll lang, Höhe 2 Schuh 8 Zoll, Hörner 1 Schuh 7 Zoll und dreymal



gebogen, Ohren 7 Zoll, Schwanz 9; keine Kniequasten, Thränen- und Weichenbälge. Färbung schwärzlich, an den Seiten ins Fahl, unten, die Keulen, Vorderfüße, ein Querstreifen vor den Augen und ein Flecken dahinter weiß, Nase behaart. Das Thier hält gehend und stehend den Kopf niedrig, wie die Büffel, und trägt die Hörner nach hinten geworfen, als wenn sie ihm zu schwer wären, spitzt beym geringsten Verdacht die Ohren, und läuft im Trab und Galopp; sie scheut sich nicht vor den Menschen, und läßt sich im Stalle selbst streicheln, ist aber launisch, und weist oft unversehens die Hörner, selbst dem Wärter; nach einiger Zeit wird sie wieder ruhig, und leckt sogar den, welchen sie hat stoßen oder schlagen wollen; es scheint daher nur Spiel zu seyn. Sie stößt nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt; läuft zuerst mit zurückgeschlagenen Hörnern gerad auf den Gegner los, stemmt sich dann mit den Vorderfüßen auf den Boden, wendet die Hörner nach vorn und hebt den Kopf in die Höhe, um zu stoßen; niedere Dinge, wie ein Hut, kann sie nicht treffen, stößt auch nicht mit den Knien darnach, wie der Büffel, schlägt aber mit allen Füßen vor- und rückwärts. Die Stimme ist eine Art Grunzen, bisweilen ein schwaches Plärren, wenn sie Korn haben will. Ihr Futter besteht in Heu und Haber; der Mist gleicht dem der Schafe. Savi, Osserv. sopra tre Antilopi. 1828. 8. Fig. A. gibbosa. (Zis 1832. 502.)

Rüppell hat sie in zahlreichen Heerden in den sandigen Steppen von Nubien angetroffen, vom 16.—20.° Nordbreite. Leib 4 Schuh 4 Zoll lang, Höhe 3 Schuh, Schwanz 1, mit einer kleinen Quaste; die Hörner in gerader Linie 2 Schuh 2½ Zoll, beym Weibchen 1 Schuh 10 Zoll. Keine Thränen- und Weichenbälge, aber eine Art Mähne an der Kehle. Vier Striche am Euter. Sie wird des Sommers von den Arabern mit Pferden todt gehezt. Erxschmar in Rüppells Atlas Heft III. 1827. S. 19. T. 7. Neue Wirbelthiere Hft VII. 1836. S. 25.

Ehrenberg und Hemprich haben sie bloß an den Gränzen der äthiopischen Provinz Sennaar angetroffen, aber nicht in Abyssinien. Die Länge war über 5 Schuh, Höhe fast 3, Schwanz 9½ Zoll, mit der Quaste 12, Hörner 2 Schuh 7 Zoll, der Bart



an der Kehle 3 Zoll, die Mähne  $1\frac{1}{4}$ . Ehrenberg hält es nicht für ausgemacht, daß sie der Addax des Plinius sey. Symbolae I. 1828. Fol. o. t. 4.; A. suturosa, Otto in Act. leop. XII. 1825. p. 519. tab. 48.; A. addax, Fr. Cuvier, Mamm. livr. 57. 1827.; A. nasomaculata, Blainv.; Ham. Smith in Griffiths an. Kingd. A. mytilopus.

### C. Hirsch-artige.

Mäßige Gemsen mit hakenförmigen Hörnern und kurzem Schwanz; keine Mähne und Wamme. — Eigentliche Gemsen.

1) Die gemeine Gemse (*A. rupicapra*), Cemas; Chamois; Camozzo,

ist dick und plump, 3 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll lang und 2 Schuh hoch, mit einem kurzen Schwanz und glatten aufrechten Hörnern, mit einem Haken nach hinten; Haare grob und lang, grau oder schmutzig braun; keine Thränenbälge, aber hinter jedem Ohr eine Oeffnung in der Haut, aus welcher nichts abgefordert wird; 4 Striche am Euter. Plinius VIII. Cap. 53. XI. Cap. 37. Bélon, Obs. 54. Gesner 1551. 319. Fig. Perrault, Mém. I. p. 203. tab. 29. Rüdigers Thierbuch 1738. Nr. 72. Wilde Thiere Nr. 25. Buffon XII. 148. 177. T. 16. 17.

Findet sich auf allen Alpen von Europa, den Pyrenäen, wo sie Ysard heißt, den Alpen der Schweiz und Deutschlands, auch auf dem caucasischen und taurischen Gebirge.

Die Gemse ist eine der größten Merkwürdigkeiten der Alpen von Deutschland und der Schweiz, weil außer ihr keine verwandte Gattung in Europa vorkommt; sie ist nützlich und ganz unschädlich. Es ist aber, wegen ihres Aufenthaltes, ihrer Wildheit und Menschenscheue, sehr schwer in die Geheimnisse ihrer Lebensgeschichte einzudringen. Sie bewohnen bekanntlich die höchsten Bergspitzen, und kommen nur des Winters den Wohnungen näher. Im Frühjahr sind sie weißgrau, im Sommer roth, im Herbst dunkelbraun, ja fast sammet schwarz, und dann am fettesten; sehr selten gibt es gefleckte und ganz weiße. Sie bleiben immer in der Nähe des Schnees und der Gletscher, und gehen mit Anbruch des Tages auf die Grasplätze zwischen den



Felsen, kehren aber bald wieder zurück in die wilden Schluchten, wo sie ausruhen und sich gern auf dem Schnee herumwälzen, auch denselben fressen und daher wenig Wasser nöthig haben. Gegen Abend ziehen sie wieder auf die Waide und übernachten sodann unter Felsen, nicht in Höhlen oder besondern Lagern, welche man Nester nennen könnte. Gegen den Winter rücken sie näher herunter in die Lannenwälder, unter deren niedern Nestern sie vor Wind und Wetter, Schnee und Kälte geschützt sind. Ihre Nahrung besteht dann in Walbgras und Haarflechten an den Bäumen, wobey sie bisweilen mit ihren Hörnern an den Nestern hängen bleiben und zu Grunde gehen. Sie wählen gewöhnlich die Sonnenseite der Berge. Das Frühjahr ist für sie die schlimmste Zeit, weil sie dann die Wälder verlassen und über den weichen Schnee laufen, in welchen sie einsinken, um dem jungen Gras in den tiefern Thälern nachzugehen. Ein Jäger will einmal gesehen haben, daß von sieben, welche in einer Reihe im Schnee staken, die hinterste auf den Rücken der vor ihr gehenden sprang, über den Rücken aller andern setzte, an der Spitze still stand, worauf die vorlezte dasselbe that u.s.w., so daß sie in einem Augenblick über den Schnee weg waren.

Sie leben gesellig, und man hat schon 60 beysammen gesehen; sie ziehen, waiden und fliehen bald mit einander, bald zerstreut, je nach den Umständen. Auf einem höhern Felsen steht gewöhnlich eine Wache, welche jeden Augenblick den Kopf empor hält, die Gegend durchschaut, wittert, und sobald sie etwas merkt, die andern mit einem durchdringenden Pfiff warnt, und weg ist in einem Huy die ganze Gesellschaft. Uebrigens ist jede wachsam, und selbst in ihrem Lager haben sie den Kopf immer aufrecht; keinem Thier kann man richtiger nachsagen, als ihnen, daß sie mit offenen Augen schlafen. Alte, weißgraue Böcke mit langen Haaren trifft man gewöhnlich zerstreut und einsam an, meistens in Erlenbüschen.

Sie lecken sehr gern Salz, und finden sich fast täglich in großer Menge an den schieferigen Kalkfelsen ein, wo Bittersalz auswittert, oder auf den Alpen, wo man den Schafen Salz gibt. Dabey werden sie am leichtesten geschossen.



In ihrer Lebensart und Gestalt gleichen sie sehr den Ziegen, Hals jedoch und Füße sind länger. Sie paaren sich zu derselben Zeit, klettern gern auf Felsen, machen aber viel kühnere und größere Sprünge, wobey selten eine zu Grunde geht. Sie sollen 20—30 Jahre alt werden, und es gibt fast ganz weiße Böcke mit sehr langen Haaren, welche unter dem Kinn wie ein Bart erscheinen.

Ihre Brunstzeit fällt in das Spätjahr, um Martini, wobey sie sich absondern und nicht selten mit einander kämpfen. Nach 20—22 Wochen, Ende Aprils oder Anfangs May, werfen sie 1, selten 2 Junge unter einem überhängenden Felsen. Das Junge folgt bald der Mutter und saugt 6 Monate. Die Mutter lehrt es über Felsen springen, indem sie voraus springt und mäckert. Macht es vergebliche Versuche, so springt sie zurück und wieder hinüber. Im dritten Jahr sind sie ausgewachsen. Die Zähmung hat man noch nicht versucht; auch würden sie um die wärmern Wohnungen nicht gedeihen.

Außer der Krätze, welche vom vielen Salzlecken herzukommen scheint, kennt man keine Krankheiten; dagegen haben sie Feinde am Wolf, Luchs und Bären, die Jungen am Bartgeyer, welcher selbst bisweilen die Alten von Felsen herunter stürzt; viele gehen auch unter Schneelavinen zu Grunde.

Ihr größter Feind ist übrigens der Mensch, obschon die Jagd sehr gefährlich ist und selten ein Gemsenjäger eines natürlichen Todes stirbt oder mit unverstümmelten Gliedern aus der Welt geht. Er muß ein vortrefflicher, verwegener Schütze seyn, mit Fußeisen über die steilsten Klippen, neben den schrecklichsten Abgründen, über schlüpferige Schneefelder und gespaltene Gletscher gehen, ohne je Schwindel zu bekommen. Ueberfällt ihn ein Nebel, so darf er sich nicht von der Stelle bewegen, ohne in Lebensgefahr zu kommen. Hat er einmal geschossen, so entziehen alle Gemsen, und er kann den ganzen Tag keinen Schuß mehr thun. Ueberrascht er sie an einem Orte, der nur einen Ausgang hat; so stürzen sie alle auf denselben los, wobey er in den Abgrund gestoßen werden kann, wenn ihm das Ausweichen unmöglich ist; daher lauert ihnen der Jäger, wo möglich, Morgens



und Abends auf, wo sie zur Waibe oder Salzlecke gehen. Junge fängt man bisweilen in Schlingen. Und was ist von all diesen Gefahren der Gewinn? Höchstens 10—15 Gulden. Das Fleisch beträgt etwa 50 Pfund, und für das Felt, welches gute Weinkleider gibt, bezahlt man 6—9 Gulden. Die alten Böcke haben oft Gemenkugeln, aus Wurzeln, Kräutern und Haaren zusammengesetzt, im Magen, welche ehemals mit 4 Kronen bezahlt wurden, weil sie als Bezoare gegen verschiedene Krankheiten gut seyn sollten. Während so der Jäger mehrere Tage lang herumirrt, lebt seine Familie in der schrecklichsten Angst und Entbehrung des Schlafes. Man hat Beyspiele, daß Großvater, Vater und Sohn umgekommen sind. Sehr oft bekommen sie auch Handel mit Gemenjägern aus andern Dörfern oder Ländern, wobey sie entweder ihre Beute verlieren oder gar verwundet werden. Ulysses von Salis-Marschlins in Höpfners Magazin II. 1788. 112. Saussure, Voyage II. 1786. §. 666. 736. Steinmüller über die Gemenjagd. Alpina II. 1807. 130. Römer und Schinz, Säugthiere der Schweiz 1809. 309.

2) Die Gabelgemse (*A. furcifer*)

steht aus wie die Alpengemse, ist aber größer, 5 Schuh 8 Zoll lang, 3 Schuh hoch, fuchsroth unten, Büazel und Schwanz weiß; keine Thränenbälge; die Hörner 11 Zoll lang, ziemlich glatt, zusammengedrückt und etwas nach hinten gebogen, haben 2 Zoll vor der Spitze einen kurzen Zweig nach vorn, eine Bildung, welche sich bey keiner andern Gattung des Hornviehs findet.

Dieses Thier lebt im ganzen innern Nordamerica auf Gebirgen, und erstreckt sich westlich bis an den obern Missouri, wo es zuerst von Lewis und Clark entdeckt wurde. Es kommt des Winters, wo es ganz weiß ist, in die Ebenen. Es ist außerordentlich flüchtig. Die canadischen Reisenden nennen es Cabrit. H. Smith, Linn. Trans. XIII. p. 28. tab. 2. Pronghorned Antilope.

Des Sommers gehen sie nördlich bis zum Fluß Saschewan, unter 53° Nordbreite, an beiden Seiten des Rockygebirgs bis zum Columbiafluß, und halten sich am liebsten auf



freyen Wiesen und niedern Hügeln mit Gebüsch auf. Derselben  
 einer Linie von der Mündung des Makenziesflusses unter 135  
 W. L. bis zum Durchschnitt von 100 Länge mit 53 Breite gibt  
 es weder Ziegen, noch Schafe, noch Antilopen. Die einzigen  
 Wiederkauer sind hier Renn- und Elensthier und Bisamochsen,  
 welche letztere bis gegen den 60.° gehen; das Elensthier lebt in  
 den Wäldern, das Rennthier wandert.

Am Saskatchewan trifft man sie bald einzeln, bald in  
 Rudeln von 10—12 Stück; sie fressen des Sommers Gras, des  
 Winters Blätter, sind schneller als alle anderen Thiere der Ge-  
 gend, und werfen im Juny 1—2 Junge. Ein Boek maasß  
 4 Schuh 4 Zoll, Widerrist 3 Schuh, Schwanz 4½ Zoll; Haar  
 wie bey dem Rennthier. Das Weibchen hat statt der Hörner nur  
 eine kurze Erhöhung des Stirnbeins ohne Hornsubstanz. Die  
 americanischen Schriftsteller behaupten jedoch, daß es auch Hörner  
 habe. Das Fleisch wird nur gegessen, wenn es an Hirschen und  
 Rindern fehlt; auch sind die Felle kein Handelsartikel. Es heißt  
 bey den canadischen Reisenden Cabree, bey den Pelzhändlern  
 Goat (Geiße). Man glaubt auch, es sey das von Hernandez  
 (Cap. 15. S. 324) als Hirsch beschriebene Mazame. Richard-  
 son, Fauna I. Nr. 78. (Zis 1832. 167.) Blainville, Bull.  
 phil. 1816. pag. 80. C. hamatus. Ord, Journal de Physique  
 1818. Antilocapra americana. Schreber T. 279. A.

3) Die rothe (*A. redunca*), Nagor,

hat die Größe eines einjährigen Hirschens, 3 Schuh 9 Zoll  
 lang, 2 Schuh 9 Zoll hoch, röthlichgelb, auf den Schläfen ein  
 grauer Flecken, Hörner 9 Zoll, nach vorn gebogen; Weichenbälge,  
 aber keine Thränenbälge und Kniequasten.

Dieses Thier war schon früher vom Senegal durch Adan-  
 son, aber unvollständig, bekannt. Rüppell hat es in Abyss-  
 sinien wieder entdeckt, ziemlich häufig auf der Hochebene von  
 Woggera und in den grasreichen Niederungen des Dembea-Sees,  
 6—8000 Schuh hoch, in Rudeln von 4—6 Stück, sehr scheu.  
 Das Weibchen hat 4 Striche am Euter und keine Hörner.  
 Wirbeltiere Taf. 7. Fig. 1. Buffon XII. T. 46. Schreber  
 Taf. 265.



4) In Abyssinien gibt es eine ähnliche (*A. defassa*) von der Größe einer Kuh, röthlich mit grauen Haaren untermischt, am Kopfe mehrere weiße Streifen; Hörner fast 2 Schuh, fehlen dem Weibchen. Rüppells Wirbelthiere S. I. Taf. 3.

D. Giraffen-artiges Hornvieh.

Große Gemsen mit Mähne, Wamme und langem Schwanz mit Quaste; Hörner meistens bey beiden Geschlechtern; keine Thränenbälge. — Riesengemsen.

a. Ziegen-artige.

1) Das Nyl-Gau (*A. picta, tragocamelus*)

ist 4 Schuh hoch, der Rumpf 4 lang, die Hörner 7 Zoll und etwas nach vorn gebogen, Ohren 7 Zoll, der Widerrist gewölbt; Mähne, Bart an der Kehle und Quaste des langen Schwanzes schwarz; Färbung dunkelgrau, über den Hüften zween weiße Flecken. Mandelslo, Reise I. 122. Biggel. Parson, Philos. Trans. 40. N. 476. tab. 3. Pennant I. S. 78. L. 9. Schreber I. 263. Fr. Cuvier, Mammif. 1824.

Sie leben im Innern von Indien, zwischen Delhi und Lahor, gegen Caschemir, und, wie man glaubt, auch in Hindostan, und wurden von den ältern Reisenden unter dem Namen der grauen Ochsen des Mogols erwähnt. Sie sind daselbst ein Gegenstand der hohen Jagd, und werden in Menge von den Fürsten in Netzen gefangen. (Bernier, Cachemire IV. 1664. 47.)

Ehmals waren sie sehr selten; nun kommen sie aber oft nach Bengalen und von da nach Europa, wo man sie bey Thierführern sehen kann. Im Jahr 1767 kam ein Paar nach England. Sie stehen in der Größe und Gestalt zwischen dem Hirsch und dem Ochsen; Rumpf, Hörner und Schwanz wie beym letztern, Kopf, Hals und Beine wie beym erstern. Die Haare sind steif, schwarz und weiß, wodurch die graue Farbe entsteht. Sie fressen Gras und Heu, ungern Haber, aber sehr gern Weizenbrod; der Mist besteht aus Lorbeeren. Sie sollen sehr wild seyn und mit einander kämpfen. Dabey fallen sie auf die Vorderknie, rücken gegen einander, springen dann plötzlich auf und stoßen aufeinander. Ein eingesperrtes, das gereizt wurde, stieß



mit solcher Gewalt an das Pfahlwerk, daß es ein Horn abbrach und bald darnach starb. Das scheint aber nur zur Zeit der Brunst stattzufinden. Die in England waren übrigens sehr sanft, nahmen das Brod aus der Hand und leckten dieselbe. Ihr Geruch ist sehr fein; sie beriechen alles, und fressen nichts, was übel riecht. So oft man sich ihnen näherte, fielen sie auf die Knie, aber nicht, um zu stoßen, sondern bloß aus Gewohnheit und um sich zu vertheidigen. Das Weibchen war viel kleiner, mehr gelblich, und hatte 4 Striche am Euter und keine Hörner. Sie werfen alle Jahr bald 1, bald 2 Junge, und scheinen 9 Monat zu tragen. In Bengalen selbst finden sie sich nicht, sondern kommen nur als Geschenke dahin; die meisten von Surate und Bombay, woraus man schließen darf, daß sie auch in Guzerate vorkommen. Hunter, Phil. Trans. 40. 61. 1771. p. 170. tab. 5.

Im Jahr 1774 kam auch ein Paar nach Paris. Sie haben die Größe eines Hirsches, laufen aber nicht so zierlich und schnell, weil sie hinten niederer sind als vorn, und tragen den Schwanz wagrecht. Das Weibchen war ebenfalls ohne Hörner, kleiner aber hinten höher. Sie hatten große Anhänglichkeit zu einander, leckten sich oft und trennten sich selten, obschon sie frey im Garten laufen konnten. Buffon, Suppl. VI. p. 101. t. 10. 11.

Im Jahr 1819 wurde eines in Deutschland herumgeführt und von F. Wolf abgebildet. Abbild. II. S. 57. T. 16.

Lichtenstein sagt ausdrücklich, daß auch das Weibchen Hörner habe (Berl. Magazin VI. 1814. 173.); Ogilby dagegen nennt es hornlos; es sey des Aristoteles Hippelaphus Zool. Proceedings. 1836. 138.

2) Auf Sumatra gibt es eine (*A. interscapularis, sumatrensis*), Cambing-Outang,

von der Größe der Ziege, schwarz mit einer weißlichen Mähne, Hörner 6 Zoll lang und etwas zurückgebogen. Lebt in den Wäldern, ist sehr schnell, wild und kühn. Marsden, Sumatra 93. Pennant I. 98.

3) Die platthörnige (*A. depressicornis*)

sieht aus wie ein junger Büffel, Leib dick,  $5\frac{1}{2}$  Schuh lang,



Füße kurz, Hörner 10 Zoll, gerad, spitzig, unten niedergedrückt und runzelig; Färbung dunkelbraun, Schwanz 6 Zoll lang mit einer schwarzen Quaste, 4 Striche am Euter.

Sie leben in den Wäldern der Insel Celebes, sind sehr wild und können mit ihren Hörnern stark verwunden. Quoy, Ann. sc. nat. XIV. p. 423. tab. 20. (Jhs 1834. 1093.)

b. Gazellen-artige.

4) Die barbarische Kuh (*A. bubalis*), Vache de Barbarie,

hat die Größe des Hirsches, ist gegen 4 Schuh hoch, röthlichbraun, unten und hinten weiß, auswendig an den Vorder- und Hinterfüßen schwarze Flecken, Kopf stierartig, Hörner kurz, aufrecht, dann nach hinten gebogen und wieder aufrecht. Buffon XII. 294. Taf. 37. 38. Suppl. VI. tab. 14. Perrault, Mém. ac. III. 2. p. 24. tab. 39—40.

Sie stammt aus Africa, wo sie bey den Arabern Bekker el Wash (wilder Dohse) heißt, und hat Aehnlichkeit mit dem Hirsch, wurde auch bey Gesner unter dem Namen Hirschochse (*Bos-Elaphus*) beschrieben. Gleicht den Gemsen in den Hörnern, den Thränenbälgen und den schlanken Füßen, unterscheidet sich aber davon durch ihren plumpen Bau, den hohen Widerrist, den langen und dicken Kopf, fast wie bey einer Kuh; daher sie auch Perrault barbarische Kuh genannt hat. Sie ist etwas größer als der Hirsch, röthlich, Schwanzbusch schwarz; die Hörner umgekehrt gebogen als bey den Gazellen, wo die untere Krümmung nach hinten, die obere mit der Spitze nach vorn geht, hier dagegen die untere nach vorn, die obere sammt der Spitze nach hinten; an den Knöcheln kleine Haarbüschel. Man hat sie ehemals für einerley gehalten mit der Kaama oder dem Hirschtier am Cap, welches sich aber durch größere Hörner und mehrere schwarze Flecken und Bänder unterscheidet.

Sie finden sich im ganzen nördlichen Africa, und stehen unter den ägyptischen Hieroglyphen. Sie halten sich truppweise zusammen, laufen und wehren sich wie die Gazellen, stecken aber den Kopf zwischen die Beine und verwunden ihre Angreifer. Jung werden sie sehr zahm und weiden mit den Kühen. Cu-

vie  
E. 32

Boch  
des P  
und L

gen u  
auf d  
die E  
Wäff  
an der  
VI. t

die g  
Dran  
dem  
ganz  
Fleis  
ner, r  
hoch,  
boger  
aus

nete  
den  
der  
tagsf  
4 E  
dann  
daß  
steht  
brau  
ein f  
Füß



vier, Ménag. 1803. Shaw, Voyages. 1743. I. 313., deutsch S. 358. Bekker el Wash.

Man hält dieses Thier für den Fackmur der heil. Schrift. Bochart I. Fol. 909. Es ist fast ohne Zweifel der Bubalus des Plinius aus Africa (VIII. Cap. 15.), so wie Aelians und Oppians.

b) Das Hirschtier (*A. caama*), Harte-beest,

am Vorgebirg der guten Hoffnung, wird jetzt von der vorigen unterschieden. Die Färbung fahlbraun; Stirn, ein Band auf der Nase, auf den Füßen und dem Hals schwarz, so wie die Schwanzspitze; die Hörner größer, 1 Schuh lang, mit mehr Wülsten und mehr nach hinten gebogen, aber näher an einander, an der Spitze glatt. Cuvier, Ménag. 1803. Buffon, Suppl. VI. tab. 15.

Es lebt in Rudeln von 10—12 Stück, und ist fast durch die ganze Cap-Colonie verbreitet, von der Südküste bis zum Dranienfluß an der Nordgränze. Kolbe führt es geradezu unter dem Namen Hirsch auf, und sagt, es gleiche dem europäischen ganz, in Größe, Farbe und in Geschmack und Trockenheit des Fleisches, und unterscheidet sich bloß durch die unverzweigten Hörner, welche unten etwas geringelt seyen, selten mehr als 1 Schuh hoch, nicht gekrümmt, sondern nur ein wenig in der Mitte gebogen, dann gerad und spitzig, aber am Ende drey mal so weit aus einander als an ihrem Ursprung. 1719. 151.

Sparmann gab davon die erste Abbildung. Er begegnete ihm schon in der Nähe des warmen Bades in ganzen Heerden auf einer dünnen Ebene; im Hutniken-Lande; dann wieder am Schwarzkopffluße zwischen dem See- und Sonntagfluße, und an der Quelle Quammedacka. Die Höhe ist fast 4 Schuh, die Hörner  $1\frac{1}{2}$  lang, unten dicht beysammen, gehen dann aus einander, neigen sich darauf ein- und rückwärts, so daß das oberste ungeringelte Drittel fast wagrecht nach hinten steht; sie haben ungefähr 18 Ringel. Die Färbung ist zimmetbraun; auf der Stirn ein schwarzer Wirbel und auf der Nase ein schwarzer Streifen; ein ähnlicher längs der Vorderseite der Füße und ein solcher Flecken hinten auf den Keulen, mit einem



weißgelben darüber; endlich ein schwarzer Streifen auf dem ganzen Rückgrath. Der Schwanz wie bey dem Esel, mit 6 Zoll langen Roßhaaren; Thränenbälge klein. Ihr Springen ist ein schwerer Galopp, in welchem sie oft, wie andere Gazellen, anhalten und ihren Verfolger ansehen. Wenn sie einander angreifen, so sollen sie auf die Knie fallen und darauf fort kriechen. Ihr Fleisch ist zwar trocken, aber nicht unangenehm. Schwed. Abh. XLI. 1779. 129. Taf. 5. Reise 125. T. 11. Le Bail- lants Reise durch Forster I. 72. 112.

e) Kürzlich hat man ein sehr ähnliches Thier, das Thar heißt (*A. bubalina*),

in Nepal entdeckt, mit einer Mähne, kurzen, geringelten und gefurchten, nach hinten gebogenen Hörnern; oben schwarz, an den Seiten gelbroth, 5 Schuh lang, 3 hoch, mit 4 Strichen am Guter. Hodgson, Zool. Proceedings 1832. 10. (Ziss 1835. 368.)

c. Gemsen-artige.

5) Die Spießgemsen (*A. oryx*)

sind Thiere von der Größe des Hirsches, bald milchweiß, bald röthlichbraun mit grauen oder schwärzlichen Flecken im Gesicht, und 3 Schuh langen, dünnen, geraden oder schwach nach hinten gebogenen, an der untern Hälfte geringelten, am Ende sehr spitzigen Hörnern.

Sie finden sich in ganz Africa, namentlich in der Barbarey, in Oberägypten, Rubien, am Senegal und Vorgebirg der guten Hoffnung, weichen aber überall etwas in der Färbung, Zeichnung und Gestalt der Hörner ab, und daher hat man verschiedene Gattungen daraus gemacht.

Durch die von Ehrenberg und Hemprich von Dongola und Sennaar eingeschickten Antilopen war Lichtenstein in Stand gesetzt, dieselben mit denjenigen Thieren zu vergleichen, welche die Alten aus dieser Abtheilung gekannt haben.

Die Färbung der nordafricanischen, welche weite Ebenen bewohnen, ist hell und oft weiß, die der südafricanischen dunkel, meist braun und fast schwarz; das Haar bey jenen kurz, dünn und anliegend, bey diesen meist lang, dicht und selbst wollig bey



denen, welche auf Gebirgen wohnen. Dies- und jenseits des Aequators gibt es entsprechende Gattungen, welche sich sehr ähnlich, aber dennoch verschieden sind. Die Namen der Alten, wie Bubalus, Dama, Oryx, Strepsiceros, Dorcas, Cervicapra, Tragelaphus u.s.w., dürfen daher nur auf die nördlichen bezogen werden.

Folgende vier sind sehr nahe verwandt, und sehen fast aus wie Ziegen, mit kurzen, nach hinten gebogenen Hörnern, einer Mähne, 4 Strichen und einem Ziegenschwanz; leben meist paarweise in den Wäldern von Indien.

\* Spießgamsen mit geraden Hörnern.

a) Die südafrikanische (*A. oryx*), der Gemsbock, ist etwas größer als ein Hirsch, mit kurzen rauhen Haaren; graulichbraun, der Hals und die Seiten blasser, mit einem braunschwarzen Seitenstreifen von der Achsel bis zu den Lenden, und von da bis auf die Hufe; Kopf schwarz, Schnauze und ein Band auf der Stirn weiß; auf dem Vorderarm ein schwarzer Flecken, der Schwanz schwarz mit langen Borsten; die Hörner sehr lang und fast gerad, keine Quasten an den Knöcheln; in den Weichen und auf dem Kreuz ein Haarwirbel, und von da bis zum Scheitel widerborstig.

Die Länge ist  $6\frac{1}{2}$  Schuh, die Hörner 2 Schuh  $7\frac{1}{2}$  Zoll, der Schwanz 1 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll, mit dem Haarbusch 1 Schuh 5 Zoll.

Man hat sie ehemals für den Oryx der Alten gehalten. Pallas, Spicilegia XII. p. 61.

Dieses Thier findet sich am Vorgebirg der guten Hoffnung, und heißt daselbst Gemsbock. Kolbe führt es schon auf, sagt aber nichts darüber, weil die Gamsen hinlänglich in Europa bekannt seyen. (S. 151.)

Houttuyh hat es zuerst abgebildet. Systema Linnaei tab. 24. fig. 1.

R. Forster hat dieses Thier zuerst genauer unterschieden, besonders von der indischen Bezoargemse oder dem Paseng, womit man es verwechselt hat. Es ist fast 5 Schuh hoch und die Hörner 3 lang. Sie leben nur paarweise. Reise um die Welt



I. C. 84. Buffon XII. C. 212. T. 33. F. 3. Allamand hat sodann einen Balg vom Vorgebirg der guten Hoffnung bekommen und abgebildet. Buffon, Suppl. VI. tab. 17, unrichtig Pasan.

Nach Sparrmann ist er nur im nordwestlichen Theil der Colonie einheimisch; er hat ihn daher auf seiner nach dem Osten gerichteten Reise nicht bemerkt, und selbst nichts davon gehört, in der Capstadt aber viele Hörner davon gesehen. Sie sind 3 Schuh lang, fast ganz gerad, und haben von der Wurzel an, welche nur  $1\frac{1}{2}$  Zoll dick ist, etliche 20 Ringe. Reise 514.

Lichtenstein erzählt, es habe einer seiner Begleiter in der großen Carroo die Skelete von einem Parder und einem Gemsbock neben einander gefunden. Da dieses Thier eine der muthigsten Antilopen ist und sich gegen die Hunde tapfer vertheidigt; so ist es wohl denkbar, daß es ein von hinten aufspringendes Raubthier durch Zurückschlagen des Halses mit seinen langen und spizigen Hörnern tödtlich verwunde. Reise II. 38.

b) Die mittelafricanische (A. heisa)

ist 6 Schuh lang, 3 Schuh 2 Zoll hoch, Hörner bey beiden Geschlechtern, 2 Schuh  $2\frac{1}{2}$  Zoll, dünn, gerad, an der untern Hälfte schwach geringelt; Färbung fahl, Brust und Bauch weißlich, Mähne röthlich, im weißen Gesicht 3 braune Binden, eine auf der Stirn, eine durch die Augen, eine auf den Backen und eine ähnliche von der Kehle an, welche sich auf Brust und Bauch theilt; Schwanzquaste und ein Ring über den vordern Knöcheln eben so gefärbt.

Diese Antilope sieht aus wie ein großer Hirsch, lebt längs der abyssinischen Küste, westlich von Massana, steht dem capischen Gemsbock (Oryx) sehr nah, unterscheidet sich aber durch die Zeichnungen. Die Haare kurz, anliegend und etwas steif, die auf dem Rückgrath und Hals gleichfalls widerborstig. Färbung fahlgrau-isabellfarben. Keine Thränenbälge, die Nase behaart, 4 Striche am Euter. Sie findet sich an der ganzen Küste des rothen Meers, und scheint auch, nach Burckhardt (Reisen 1820. 602.), in Aegypten vorzukommen, zwischen Schendi und Souakin; auch findet sie sich unter den Hieroglyphen des



Tempels von Kalabschi in Unternubien (Gaus Monumente Taf. 15.). Diese Gattung ist es wahrscheinlich, welche die Alten unter dem Namen Oryx gemeint haben. Sie lebt in kleinen Familien, in flachen Thälern mit lichtigem Gebüsch, nährt sich von Gras, ist scheu und läuft sehr schnell. Angeschossen oder hart verfolgt vertheidigt sie sich muthig, und bringt bisweilen den Jägern lebensgefährliche Verletzungen bey. Rüppells Wirbelthiere I. S. 14. T. 5.

Die Beschreibung, welche Dypian vom Oryx gibt, paßt allerdings sehr wohl auf die schwarzen Flecken des Gesichts; die weiße Farbe jedoch mehr auf *A. leucoryx*. Jagd II. 445.

„Seine Farbe gleicht der Milch des Frühlings, und er hat nur im Gesicht schwärzliche Backen.“

Unter den Stellen, welche man für das Einhorn aufführt, betrachtet man die von Barthema aus Bologna, der 1503 in Mecca war, als eine der wichtigsten. Hinsichtlich der Färbung scheint sie mehr auf diese als auf irgend eine andere Art zu passen.

„Auf einer andern Seite des Tempels zu Mecca ist ein mit einer Mauer umgebener Hof, worinn zwey lebendige Einhörner (Unicorni) standen. Man zeigt sie als einen wunderbaren Gegenstand, was sie auch wirklich sind. Ihr Aussehen ist folgendermaßen: das größte gleicht einem jungen Pferd von 30 Monaten, und hat ein Horn auf der Stirn, ungefähr 3 Schuh (braccia) lang. Das andere ist wie ein Fohlen von einem Jahr, und hat ein Horn 4 Spannen (palmi) lang. Die Farbe dieses Thiers ist wie bey einem Cavallo saginato scuro. Es hat einen Kopf wie ein Hirsch, einen nicht langen Hals mit einigen dünnen und kurzen Haaren, welche auf einer Seite herunterhängen; zarte und lange Füße, wie das Reh, vorn etwas gespalten, mit Klauen wie bey der Ziege; es hat besondere Haare hinter den Schienbeinen. Es muß ein sehr wildes Thier seyn. Diese 2 Thiere wurden dem Sultan von Mecca geschenkt, als der schönste Gegenstand, der sich jetzt in der Welt findet, und als der reichste Schatz, von einem König in Aethiopien, d. h. einem Mohrenkönig, welcher sie dem Sultan zum Geschenk machte, um seine



Freundschaft zu erhalten.“ Varthema, Itinerario. Venetia 12. pag. 15. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien unter dem Namen Bartoman. 1508. 8. Cap. 16. Auch abgedruckt in Ramusio I. 1563. S. 151. Cap. 17, unter dem Namen Barthema. Hier steht durch einen Druckfehler *sasinato*, welches Wort man in der neuesten Zeit mit weiß übersezt, wahrscheinlich weil man an die Milchfarbe *Oppians* dachte. Die deutsche Uebersetzung sagt: wie ein dunkelbraunes Pferd. *Sagina* ist Buchweizen, *saginato* also wie Buchweizen gefärbt. Ich habe mit einem Italiäner, der ein Pferdekennner ist, gesprochen. Er sagte: Un Cavallo *saginato* ist ein Pferd mit weißem Grund, der mit fuchsrothen Düpfeln ganz bedeckt ist. Das wäre also ein Sand- oder Rosen-Schimmel, worauf die fahlgraue *Isabell*-farbe wohl paßt.

\* Spießgemsen mit gebogenen Hörnern.

c) Die ostafrikanische (*A. leucoryx*)

ist von der Größe des Hirsches, weiß, am Halse etwas rothfarben, ein Flecken auf der Stirn, ein Streifen auf den Backen mattbraun, Schnauze weiß, Schwanz wie beim Rind, mit einer weißen Quaste, deren Spitze schwarz; Hörner halb so lang als der Leib, rund, säbelförmig nach hinten gekrümmt, mit 26—40 Ringen. Arabisch: *Abu-harb*.

Die Gestalt ist zierlich und kräftig, Länge 5 Schuh 8 Zoll, Widerrist 3 Schuh, Kreuz 3 Schuh 2 Zoll, Umfang  $3\frac{1}{2}$  Schuh, Schwanz 14 Zoll, mit den Haaren 24, Hörner 3 Schuh. Das Haar ist sehr kurz und grob, ohne Mähne und Büschel an Hals oder Knöcheln; die letztern nackt und schwielig; vom Kreuz bis an den Hals steht es vorwärts.

Dieses Thier ist wohl auch der *Oryx* der Alten, welche denselben in die Barbarey setzen (*Getulus*, *Martial* XIII. 92.).

*Plinius* bemerkt, daß die Haare vorwärts gegen den Kopf gerichtet sind (VIII. 53.); so ist es auch bey der *Antilope oryx* et *eleotragus* am Cap. *Herodot* sagt, daß man die Hörner zu Saiteninstrumenten verwende (IV. 192.). Das Thier kommt auch unter den Hieroglyphen vor. *Aristoteles* führt es mit einem einzigen Horn auf (II. 1.), und auch dieses hat *Veranus*



fassung zu dem berühmten Einhorn oder Reem der heil. Schrift gegeben, welcher Meynung besonders Bochart anhängt und mehrere andere. Da aber dem Oryx und dem Reem an mehreren Stellen auch 2 Hörner beygelegt werden; so hat man geglaubt, es gebe zweyerley Thiere unter diesem Namen. Wahrscheinlich hat man bisweilen solche Antilopen gesehen, welche ein Horn verloren hatten, wie es auch der Saiga wirklich begegnet. Auf den Hieroglyphen in der Pyramide von Memphis (Description de l'Egypte V. tab. 18. fig. 9. 10.) kommt der Oryx vor mit einem und zwey Hörnern. Aelian spricht sogar von vierhörnigen, aber unter andern seltenen Thieren (XV. Cap. 14.); übrigens kommen bey verschiedenen Thieren überzählige Hörner vor.

Nach Plinius (II. 40.) stelle sich der in Aegypten bekannte Oryx bey dem Aufgang des Sirius demselben entgegen, und bete ihn gleichsam an; nach Aelian (VII. 8.) empfänden die Ziegenherden in Libyen den Regen vorher, und wüßten auch den Aufgang des Sirius. Bekanntlich fällt der Aufgang des Hundsterns mit dem Anschwellen des Nils zusammen. Die vermehrte Wassermasse verdunstet, und die feuchte Luft kann wohl in die libysche Wüste dringen, so daß es diese Thiere bemerken und daher nach Osten sehen. Im südlichen Africa wandern viele Antilopen dem Luftstrom entgegen, bey dem Südostwind nach den waldigen Küsten, bey dem regenbringenden Nordost in der andern Jahreszeit nach den Carroo-Ebenen. Ebenso können die Antilopen von Nordafrika den anschwellenden Nil wittern und ihm entgegen gehen. Bey den ägyptischen Priestern war der Oryx verhaßt, weil er das Wasser trübte und verunreinigte; daher findet man ihn auch nicht abgebildet in den Tempeln, Grabmälern und auf den Särgen, wo doch die Hörner der Gazellen häufig vorkommen.

Früher hatte man in Europa nichts als Hörner von diesem Thier, und seit den römischen Kampfspiele hat man keine mehr in Europa gesehen. Ehrenberg, Hemprich und Rüppell haben zuerst wieder die Thiere beobachtet und Bälge mitgebracht. Der capische Oryx oder sogenannte Gemsbock ist noch einmal so groß, und dennoch sind die Hörner absolut kürzer, betragen kaum  $\frac{1}{4}$  der Leibeslänge, bey dem dongolischen fast die Hälfte;



auch sind sie dort gerader und dicker, unten  $6\frac{1}{2}$  Zoll im Umfang, hier nur 5; die Zahl der Ringe geht von 19—24, und der letzte liegt weiter als die Mitte. Das Haar ist länger und dichter, rothgrau, ein Streifen von den Weichen zum Ellenbogen, der Seitenstreif des Kopfs vom Horn zum Mundwinkel, der Nasenrücken, ein V auf der Stirn und ein breites Band auf dem Vordersehenkel schwarzbraun; das Haar auf dem Rückgrath übrigens auch wieder borstig. Lichtenstein, Berl. Academie 1824. 195. T. 1. Säugthiere 1827. T. 1. Bochart III. 26. Niebuhrs Arabien 38. F. A. Meyer über das Neem 1796. Buffon XII. T. 33. F. 1. Horn. Pallas, Novi Comment. petrop. XIII. 1768. 468. tab. 10. fig. 5. Horn. Spicilegia XII. 1777. pag. 16. tab. 3. fig. 1. Pennant, Synopsis, A. alba, Shaw, Zoologie II. 2. pag. 315. tab. 184. Schreber T. 256. B.

d) Die westafricanische (*A. gazella*), Algazel.

Schon Gesner hat ein langes, sehr wenig gebogenes Horn mit Ringeln an seiner runden Hälfte abgebildet, unter dem Namen: Unbekanntes Horn (*Quadrupes* 295). Buffon bildete ein ähnliches Horn ab (XII. S. 211. T. 33. F. 1. 2.) unter dem Namen Algazel, fast 3 Schuh lang, dünn, mit kleinen Ringeln am untern Drittel. Man wußte aber nicht, woher diese Hörner stammten, bis ein lebendiges Thier mit solchen Hörnern vom Senegal nach Paris kam. Es hat Thränenbälge, aber eine behaarte Schnauze, wie die Ziege. Hals und Brust dunkelfahl, Rücken und Seiten hellfahl, Bauch, Füße und Schwanz weiß mit dunkelbrauner Quaste; Kopf weiß, mit zweien dunkelgrauen Flecken von den Hörnern über die Augen herunter, und einem solchen auf der Stirn. Hörner 18 Zoll lang, an der untern Hälfte schwach geringelt; Haare fein, vom Kreuz bis zum Wirbel widerborstig. Es war ein Männchen, sehr zahm und kam aus dem Innern, wo es ziemlich selten sey. Länge 5 Schuh, Höhe  $3\frac{1}{2}$ , Kopf 1 Schuh 3 Zoll, Schwanz 1 Schuh 7 Zoll. Fr. Cuvier, Mammif. Livr. III. 1819.

6) Der Blaurock (*A. leucophaea*, glauca)

ist größer als ein Hirsch, 6—7 Schuh lang, bläulichgrau



mit dunklerem Rückenstreifen, Bauch, Füße, ein Flecken unter den Augen und Schwanzquaste weiß, Hörner dünn, rundlich, gegen 2 Schuh lang, stark nach hinten gebogen, schwach geringelt, mit glatter Spitze, Nase behaart, keine Thränenbälge. Mähne und Wamme. Buffon, Suppl. VI. 168. tab. 20, unrichtig Tseiran. Pennant I. 67. T. 12. Schreber T. 278.

Er findet sich am Vorgebirg der guten Hoffnung, und ist so groß als ein Hirsch, die Haare glatt und blau glänzend, werden aber nach dem Tode bläulichgrau; die Hörner sind bis über die Hälfte geringelt, und laufen dann sehr spitzig zu; die Füße hoch. Man sieht sie in der Nähe des warmen Bades in Rudeln von 10 Stück, welche, wegen ihrer himmelblauen Farbe, sehr schön in die Augen fallen; westlich dem Gebirge von Hottentotts-Holland zeigen sich keine. Ihr Fleisch schmeckt zwar gut, ist aber trocken, und da man sonst Wildpret genug haben kann, so schießt man sie nur um der Haut willen, welche einer Hirschhaut nichts nachgibt. Mit dem Fleisch füttert man die Hunde.

Sparrmann traf sie in der Nähe von Hinterbrunntjes-Höhe an; sie gehören zu den großen Gazellen dieser Gegend, und die Hörner haben ungefähr 24 Ringe, welche die 3 untern Viertel einnehmen. Reise 506.

R. Forster macht sie am Cap sehr gemein, und sagt bey Buffon, die bläuliche Farbe komme bloß vom Glanz der starren Haare her, und verliere sich deshalb nach dem Tode, weil sie sich an den Körper anlegen.

Le Vaillant bekam einen in derselben Gegend, in der Nähe von Zwelendam. Er wurde von einem Hottentotten beschlichen und geschossen. Er ist sehr selten und wenig bekannt, und es sind ihm überhaupt nur 3 zu Gesicht gekommen. Im Lande der großen Namaken sollte es noch geben: allein er hat nirgends etwas sicheres darüber erfahren. Sie weiden Gras, sind bläulichgrau und ändern die Farbe nicht nach dem Tode. Voyage 1790. 8. I. 112.

Nach Lichtenstein kommt die bläuliche Farbe von der schwärzlichen Haut, welche durch das dünne, glatt anliegende und seidenartig glänzende, graue Haar scheint. Diese Thiere hielten



sich bloß in der nun ziemlich bevölkerten Gegend von Zwelldendam auf, wo man aber seit 1800 keines mehr geschossen habe, so daß sie ganz ausgerottet zu seyn scheinen. Das letzte Fell kam nach Leyden. Reise I. 265. II. 121. Berliner Magazin VI. 1814. 159.

7) Die Kautengemse (*A. ellipsiprymnus*)

ist ein sehr großes Thier, über 7 Schuh lang und fast 4 hoch, die Hörner  $2\frac{1}{2}$ , nach vorn gebogen und geringelt; Schwanz 21 Zoll lang, mit einer Quaste; Färbung ein Gemisch von Grau und Röthlichbraun, Haare des Rückgraths widerborstig; auf dem Kreuz ein weißes Querband, in Gestalt einer Ellipse; ähnliche Flecken an Gesicht und Kehle; Weichenbälge, aber keine Thränenbälge und Kniequasten.

Lebt 25 Tagreisen nördlich vom Dranienfluß, zwischen Katata und der Westküste von Africa. Ogilby, zool. Proceed. III. 1833. (Jhs 1835. 527.)

d. Riesengemsen-artige.

8) Die Glenn-Gemse (*A. oreas*)

ist die größte unter allen Gemsen, 7 Schuh lang, 4 hoch, 8—10 Centner schwer, Hörner bey beiden Geschlechtern, aufrecht, glatt, mit einem spiralförmigen Grath,  $2\frac{1}{2}$  Schuh lang, unten 4 Zoll dick, Mähne kurz, Wamme schlaff; Schwanz wie bey einem Ochsen; Haar kurz, gelblichbraun. Buffon XII. 357. tab. 46. bis. Fig. 1. 2. Horn, Coudou. Suppl. VI. tab. 12. Schreber I. 256.

Dieses ungeheure Thier lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung, vorzüglich im Norden der Colonie und in der Cafferey, und heißt dort Eland.

Es ist größer als das Glennthier, über 5 Schuh hoch und 6 lang, dicker als der Hirsch, hat aber denselben zierlichen Kopf, dünnen Hals und die hohen Beine, die Haare aschgrau, glatt und weich, die Hörner unten geringelt, oben glatt und spizig, 1 Schuh lang, der Schwanz 1. Sie halten sich auf den höchsten Gebirgen auf, kommen aber auch in die Thäler, wo sie geschossen werden, in den Gärten, worinn sie manchmal Schaden thun, mit Schlingen gefangen. Man macht nehmlich neben dem Ein-



gang des Gartens tiefe Gräben, steckt eine lange Stange in die Erde und biegt sie über den Eingang, so daß sie mit dem dünnen Ende bey der geringsten Berührung in die Höhe springt und die daran gebundene Schlinge um den eingetretenen Fuß zuzieht, wodurch er in die Höhe gehalten wird. Das strampelnde Thier fällt nun gewöhnlich in den Graben, und wenn es auch wieder heraus kommt, so schleppt es doch die Stange mit, welche es an der schnellen Flucht hindert. So wurde eines im Büffelthal in den Steinbergen, im Nordwesten der Colonie, gefangen. Sie wägen gewöhnlich 4 Centner, das Fleisch schmeckt wie Rindfleisch, und aus dem Leder macht man Sohlen. Kolbe 1719. 145. Taf. 3.

Sparmann traf sie zuerst im Osten der Colonie, in der Nähe der Quammedacka-Quelle, unweit Hinterbrunnjes-Höhe, gewöhnlich in Haufen beysammen. Es heißt bey den Hottentotten t'gaon (Canna), bey den Caffern Emposo. Es bewohnt keineswegs die Gebirge, wie Kolbe sagt, sondern die Ebenen, und ist schwerer als 4 Centner. Die Farbe ist bläulich aschgrau, die dünne Mähne, Schwanzquaste schwarz, Hörner bey beiden Geschlechtern, 2 Schuh lang, von einem Rande spiralförmig umgeben, aber am Ende rund, auf der Stirn ein Schopf und unter dem Halse eine Wamme mit langen Haaren. Sie ziehen in großen Heerden herum, und ihre Lagerplätze sehen aus, wie die von viel Reiterey, so daß man ihnen kaum ausweichen könnte, und Gefahr lief, zertreten zu werden; die alten Männchen leben abgesondert, sind auch fetter und langsamer, werden daher gewöhnlich mit Pferden gejagt, was aber mehrere Stunden dauert, obschon sie nicht so schnell sind, wie die Hirschthiere. Die Tränenbälge fehlen; hinter den 8 Vorderzähnen aber steht eine knorpelige Erhöhung. Sie sind sehr fett, und werden daher häufig gegessen; um das Herz allein liegen 9 Pfund von einer Art Schmalz, welches man aufbewahrt und als Lackerbissen, wie Butter, auf das Brod schmiert. Die Haut ist, nächst der Büffelshaut, die tüchtigste zu Riemen, Zügeln, Feldschuhen u. dergl. Reise 504. T. 12. 515. Schweb. Abhandl. XL. S. 134. Le Bailant von Forster I. 388. II. 352.



Nach Lichtenstein hatte ein Colonist im Norden des Roggefels, außerhalb der Gränze der Colonie, bey einer Jagd 17 Stück geschossen, wovon jedes 7—8 Centner schwer geschätzt wurde, was mithin einen ungeheuern Gewinn abwirft. Man zerschneidet sie an Ort und Stelle, salzt das Fleisch ein, packt es in die Felle, führt es auf Wagen nach Hause, wo es geräuchert und so geschätzt wird, daß man es als Geschenk nach der Capstadt schickt. Dasselbst ist man es, in dünne Scheiben geschnitten, als Leckerey zum Butterbrod. Ebendasselbst leben auch Nashörner. Später schossen sie wieder im großen Carro ein sehr großes, 8 Centner schweres Männchen. Sie sind meistens in Rudeln von 8—10 Stück beysammen, an den Gränzen von 20—30. Das Thier macht in der Gestalt des Leibes und des Kopfes, besonders aber des Schwanzes, den Uebergang zu den Rindern. In derselben Gegend hausen Löwen, Schakale, wilde Katzen, Eber, Quagga, Hirschyhiere, sogenannte Gemseböcke und Strauße. Reise I. 155. II. 39.

Die Bezvargemse (A. bezoartica) ist die wilde Ziege.  
e. Rinder-artige.

9) Das Gnu (A. gnu)

steht aus wie ein junges Pferd, und hat auch eine starke, jedoch aufrechte Mähne und einen Schwanz mit langen weißen Rosshaaren; Länge 5 Schuh, Höhe 4. Färbung braun, aufrechte Mähne unten weiß, oben schwarz, auch eine Mähne an der Kehle, Schnauze behaart; Hörner rund, dick, schwach gerunzelt, zuerst gerad nach vorn und dann plötzlich nach oben gekrümmt. Buffon, Suppl. VI. tab. 8. 9. Schreber T. 280.

Dieses sonderbare Geschöpf lebt am Vorgebirg der guten Hoffnung, aber mehr als 150 Meilen nördlich von der Capstadt, wohin es bisweilen zum Zeigen gebracht wird. Der Hauptmann Gordon hat zuerst dem Hrn. Allamand in Holland Nachrichten darüber mitgetheilt, und später kam ein lebendiges in den Thierhof des Prinzen von Dranien. Es hat die Größe eines Esels, ist  $3\frac{1}{2}$  Schuh hoch, und ein Gemisch von Pferd, Rind und Hirsch, mithin ein wahres Ungeheuer. Der große Kopf gleicht dem eines Ochsen, Mähne und Schwanz dem Pferde,



die kurzen und graulichfahlen Haare, so wie die dünnen Hufe, dem Hirsch; die Hörner 19 Zoll lang, am Grunde dicht beisammen und 17 Zoll im Umfang; sie liegen vorwärts auf der Stirn, und biegen sich sodann in eine senkrechte, 7 Zoll lange Spitze; die Mähne ist 3 Zoll hoch und steif, die untern Zweydrittel weiß, das obere schwarz. Es läßt sich nicht gern nahe kommen. Berührt man das Gitter, so biegt es den Kopf und sucht mit den Hörnern zu verwunden. Eine Stimme hat man nicht gehört. Allamand. Buffon XV. Fig.

Forster sah im Jahr 1775 ein dreijähriges Weibchen, welches von einem Bauern, 160 Meilen vom Cap, aufgezogen und dem Statthalter zugeschiekt worden war. Es wurde in einem Stall mit Brod und Kohlblättern gefüttert, war zwar ganz sanftmüthig, wollte sich aber durchaus nicht messen lassen; der Widerrist  $40\frac{1}{2}$  Zoll, das Kreuz 39 hoch, der Kopf  $15\frac{1}{2}$  lang, die Ohren  $5\frac{1}{2}$ , die Hörner 18, der Schwanz 28. Buffon ibid.

Sparmann hat es einzeln in der Nähe von Hinterbruyntjes-Höhe angetroffen, und es 5 Schuh lang, 4 hoch gefunden. Färbung dunkelbraun, Bart vom Kinn bis zur Brust schwarz, wie auch der steife Schopf auf der Stirn. Schwanz und Mähne hellgrau, die letztere nicht weiß und schwarz, wie an Allamands Exemplar. Obschon es manche Aehnlichkeit mit dem Ohsen hat, so gleicht es doch in den kurzen Haaren, den dünnen Beinen, den kleinen Klauen den Gemsen, in der Mähne dem capischen Glenn, im Schwanz dem Pferd und dem Hirschthier; es fällt auch auf die Knie, wie die beiden genannten Antilopen. Thränenbälge klein, wie beym Hirschthier; die Stimme des Kalbs hat mit der des Kuhkalbs keine Aehnlichkeit, sondern klingt wie onje und navend, und das Fleisch schmeckt auch nicht wie Rindfleisch, sondern besser, wie bey den andern Gazellen. Die Meynung, daß es aus der Mischung des Pferds mit einer Kuh entstanden sey, verdient keine Widerlegung; überdies hält es sich in Heerden zusammen, und findet sich bloß in Camdebo und Hinterbruyntjes-Höhe. Als er einem zu Pferd ziemlich nahe gekommen war, zeigte es sich sehr grimmig,



machte verschiedene Sprünge und Wendungen, schlug bald mit einem, bald mit beiden Füßen aus, und stieß mit den Hörnern gegen Schotten u. dergl., lief aber bald mit ungemeiner Geschwindigkeit in der Ebene davon, wie es scheint, nicht um zu fliehen, sondern um durchzugehen: denn andere, später gejagte, machten oft Halt und sahen sich nach dem Verfolger um, wenn sie einen Vorsprung hatten.

Ebendasselbst sah er Elenne, Schakale, Schaaren von Quagga, Hirschthiere und Springböcke zu Hunderten und Tausenden. Stockholmer Abh. 1779. T. 3. Reise 439. 476. T. 10. Bey Aelian (VII. 5.) heißt sie Catoblepon.

Lichtenstein traf es in derselben Gegend, in der Nähe des Oranienflusses, gegen die Cafferey, an, und eine größere Art im Lande der Beetjanen, von grauer Farbe; sie heißt Cocong. Berl. Mag. VI. 166.

Der Statthalter Jansens schickte im Jahr 1804 der Kaiserinn Josephine ein weibliches Onu, welches im Jahr 1820 noch lebte; Färbung braun, Mähne weiß mit grauem Rand, Schopf und mähenartiger Bart unter dem Kopf und dem Halse schwarz; Höhe  $3\frac{1}{2}$  Schuh. Es galoppierte oft im Paß, d. h., es setzte beide Füße einer Seite zugleich vor. Mammif. livr. XVI. 1820. tab. 15. 16.

E. Die eigentlichen Rinder (Bos), Boeuf, Vache, Veaux,

sind dicke, plumpe Thiere, mit kurzem Hals und einer Wamme, kurzen Füßen, langem Schwanz, einer dicken, nackten Schnauze und glatten, ziemlich mondformigen Hörnern.

Sie finden sich in allen Climates, sowohl in Wäldern als auf Angern, gern in der Nähe von Wasser, und leben bloß von Gras, kaum von Blättern und Zweigen. Sie haben 4 Striche am Euter, werfen aber dennoch in der Regel nur ein Kalb.

Die meisten sind vom Menschen unterjocht, und dienen ihm vorzüglich am Pflug und am Wagen, gehen jedoch sehr langsam, und werden daher nur angewendet, wo große Lasten fort-, oder große Hindernisse, wie Erde, wegzuschaffen sind. Sie liefern ihm ferner fast allein alle Milch und Käse, alle Butter, den größten



Theil des Fleisches und den Talg, die Häute zu Schuhsohlen, das Haar zum Ausstopfen und die Hörner zu Kämmen.

Im wilden oder verwilderten Zustande sind sie übrigens so unbändig und gefährlich, daß man sich ihnen nur mit der größten Vorsicht nähern darf; selbst zahme Stiere fallen oft Menschen an, besonders wenn sie rothe Kleider tragen, vielleicht weil sie in dieser Farbe einen Nebenbuhler zu erblicken glauben.

Sie stehen sich in ihrem Bau alle so nah, daß man versucht seyn möchte, sie bloß als Arten von einer einzigen Gattung zu betrachten, besonders da sie mit einander fruchtbare Junge hervorbringen.

a. Mit breiten Hörnern mitten auf der Stirn.

1) Der Bisam-Dohse (*B. moschatus*)

ist 6 Schuh lang, Beine und Schwanz kurz, mit sehr langen, bis auf den Boden hängenden, dunkelbraunen Haaren bedeckt, auch die Schnauze behaart; Stirn gewölbt, Hörner sehr breit, dicht beysammen, 2 Schuh lang, ein- und abwärts gebogen, an der Spitze nach außen; der Schwanz nur ein lang behaarter Stummel. Buffon, Suppl. VI. tab. 5. Pennant, Arct. Zool. II. 269. Fig. Schreber T. 302. A. B. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 32.

Sie leben in Heerden von 20—30 Stück in den Steppen an der Hudsonsbay in Nordamerica, vom 60.° Nordbreite bis zur Melville-Insel, aber nicht auf Grönland, und, wie man sagt, auch westlich dem Rockygebirge, aber nicht in Mexico. Ihr eigentlicher Wohnplatz ist das Land der Esquimalen, welches felsig und waldlos ist. In der Größe gleichen sie dem kleinern Rindvieh, braun, mit längern und krausen Haaren auf den Schultern, an Kehle und Brust; unter den langen Haaren ist sehr feine Wolle, woraus Strümpfe gemacht werden, so schön wie von Seide. Kopf groß und breit, Nase stumpf und kurz behaart, ohne Lippenfurchen. Die sehr breiten Hörner berühren sich an der Wurzel, werden aber bald rund, und biegen sich nach unten, zwischen den Augen und Ohren, zum Mundwinkel, wo sie sich in einem Halbkreis nach oben wenden, bis zur Höhe



der Augen; unten schmutzig weiß und rauh, am Ende schwarz und glatt.

Sie leben des Sommers von Gras, des Winters von Flechten; das Fleisch ist gut, wenn sie fett sind, und dann wägen sie ausgeweidet 3 Centner, noch einmal so viel als das Rennthier. Ungeachtet der kurzen Beine laufen sie doch schnell, und klettern leicht auf Sandfelsen. Sie finden sich in Rudeln von 20—30 beysammen, rindern Ende Augusts und kalben Ende May. Sehen oder riechen sie die Jäger nicht, so drängen sie sich beym Feuern auf einen Haufen zusammen, während ihre Cameraden um sie fallen; sonst entfliehen sie schnell. Die Stiere sind sehr zornig, und greifen, besonders verwundet, die Jäger an. Die Esquimalen reizen sie, wenden sich aber schneller und stechen sie in den Wanst. Die Wolle gleicht der des americanischen Oshen, ist aber feiner, und wäre nützlicher, wenn man hinlänglich hätte. Richardson, Fauna I. Nr. 81. Fig. (Zsis 1832. 169.)

Nach Hearne finden sie sich schon ziemlich südlich der Hudsonsbay, am häufigsten aber innerhalb des Polarkreises, wo man oft an einem Tage mehreren Heerden von 80—100 Stück begegnet. Der Stiere sind im Verhältniß zu den Kühen sehr wenige, selten mehr als 2 oder 3 ausgewachsene bey der größten Heerde; da man viele todt findet, so glaubt man, daß sie sich während der Zeit des Rinderns, im August, im Kampfe tödten. Sie lassen weder Thiere noch Menschen sich der Heerde nähern. Sie halten sich am liebsten in den steinigen und gebirgigen Theilen der Wüsten auf, entfernen sich aber selten von den Wäldern. Ungeachtet ihrer Größe und ihrer Plumpeheit klettern sie doch auf die Felsen fast eben so leicht, wie die Ziegen, und fressen auch alles, was ihnen vorkommt, obschon sie das Gras vorziehen. Des Winters nehmen sie mit Moos fürlieb, mit Sprossen von Weiden und Fichten.

Ein ausgewachsener Bisamstier hat ziemlich die Größe des englischen Rindviehs, aber kürzere und dickere Beine, und der Schwanz nicht länger als bey einem Bären, hängt auch beständig herunter und wird von den Haaren der Keulen bedeckt. Die Haare sind an Seiten, Bauch und Keulen sehr lang, am längsten

aber  
Mähne  
sehen  
Schwanz  
Für  
von d  
und s  
herank  
Wolle  
bleibt  
schon  
Rindvie  
so sta  
das  
jedoch  
Häute  
mer  
auf d  
Ende  
wie d  
ringe  
holpe  
Von  
Fleisch  
im  
Auße  
sen,  
mit  
auch  
bay,  
etc.

uern



aber unter dem Halse vom Kinn bis zum Bug, wo sie wie eine Mähne herunter hängen, und dem Thier ein furchtbares Aussehen geben. Aus diesen Haaren, und nicht aus denen des Schwanzes, machen die Esquimalen ihre Musquito-Perrücken. Für den Winter gibt die Natur den Bisamstieren einen Pelz von dicker feiner Wolle, die am Grunde der Haare hervorstößt und sie gegen die strenge Kälte schützt. Wie aber der Sommer herankommt, wälzt sich das Thier auf der Erde und arbeitet die Wolle los, so daß zuletzt nichts als das lange Haar übrig bleibt. Der Sommer ist aber hier so kurz, daß der neue Pelz schon wieder zum Vorschein kommt, wann der alte abfällt.

Das Fleisch hat keine Ähnlichkeit mit dem von unserem Rindvieh, sondern mehr mit dem des Esenthiers, und schmeckt so stark nach Bisam, daß es sehr widerlich zu genießen ist, selbst das Messer, so daß man es wieder scheuern muß; die Kälber jedoch und die jungen Kühe lassen sich gut essen. Aus den Häuten macht man gutes Schuhleder. Reise 1797. S. 132.

Auf Parrys Reise nach dem Nordpol traf man sie im Sommer auf den nord-georgischen Inseln von Süden her, im May auf der Melville-Insel an, sie kommen über das Eis und kehren Ende Septembers wieder zurück; sind übrigens nicht so zahlreich wie die Rennthiere. Man schoß 3 Stück, was aber keine geringe Arbeit war, da sie sehr wild sind, und ungeachtet ihres holperigen Laufes doch leicht einen Menschen einholen können. Von einem Stier bekam man 369, von einem andern 350 Pfund Fleisch. Jeder war 10 1/2 Faust hoch am Widerrist, und wog im Ganzen 7 Centner, der Kopf mit der Haut 130 Pfund. Außerdem schoß man binnen einem Jahr 24 Rennthiere, 68 Hasen, 53 Gänse, 59 Enten und 144 Schneehühner, zusammen, mit den 3 Bisam-Dachsen, 37 Centner Fleisch. Sie finden sich auch im Westen der Davisstraße und im Norden der Baffinsbay, aber nicht in Grönland. Parry, Journal of a voyage etc. 1821. 257. Fig. Suppl. 1824. 189.

2) Der capische Büffel (B. caffer)

ist eines der größten Rinder, mit ungeheuern breiten Hörnern dicht beysammen, welche sich nach außen und unten, und



dann nach oben biegen; Färbung dunkelbraun. Schreber Taf. 301.

Diese Büffel leben in Menge am Vorgebirg der guten Hoffnung, jetzt aber häufiger gegen die Cafferey. Kolbe traf sie noch in der Nähe der Capstadt. Sie sind selbst größer als die ungarischen Ochsen, dunkelroth, sehr schnell im Laufen und von einer sehr harten Haut, durch welche nur eine große Büchsenkugel geht. Die Hörner sind über Hand breit, krümmen sich hinter die Ohren und laufen gegen den Rücken zusammen, doch so, daß sie mit den fast an einander stoßenden Spitzen einen Mond im ersten Viertel vorstellen. Zwischen den Hörnern stehen auf der Stirn krause Haare.

Sie sind sehr gefährliche Thiere. Macht man sie böse durch rothe Farbe, Schießen oder heftiges Verfolgen, so ist man seines Lebens nicht sicher: sie fangen an heftig zu brüllen, zu stampfen, entseßlich zu scharren, überdieß sehr schnell zu laufen, nichts zu fürchten und nichts zu verschonen, wenn ihnen auch noch so viel gewaffnete Menschen entgegen ständen. Sie springen durch Feuer und Wasser, und alles, was ihnen in der Wuth vorkommt. Einer verfolgte einmal einen jungen Mann in einem rothen Camisol ins Meer und schwamm ihm nach; dieser aber konnte gut schwimmen und tauchen. Der Stier verlor ihn daher aus dem Gesicht, schwamm aber quer durch den Haven fort  $1\frac{1}{2}$  Stunden weit, wo er von einem Schiff durch einen Canonenschuß getödtet wurde. Die Matrosen aßen das Fleisch, obschon es grob und schwer verdaulich ist. Vorgebirg 1719. Fol. 143.

Sparmann begegnete ihnen nicht selten an der ganzen Südostküste der Capcolonie, und hat mehrere geschossen. Einer sank nach dem Schuß in die Knie, richtete sich aber bald wieder auf und lief noch 800 Schritt in ein Gehölz, wo er fürchterlich zu brüllen anfieng. Die Länge betrug 8 Schuh, die Höhe  $5\frac{1}{2}$ , die Vorderbeine  $2\frac{1}{2}$ , die Dicke des Bauchs 3, die Klauen 5 Zoll, der Kopf bis zu den Hörnern 22. Diese sind ziemlich gerad nach außen und innen gerichtet, die Spitze nach oben und hinten, und beide Spitzen über 5 Schuh von einander. Ihre Wurzeln sind niedergedrückt, 13 Zoll breit, nur 3 dick und sehr



runzelig; sie stehen nur 1 Zoll von einander, und die Haut dazwischen ist haarlos. Sie bedecken fast den ganzen Hinterkopf, werden aber sodann rundlich. Ohren 1 Schuh lang, etwas hängend und ausgeschnitten, wahrscheinlich Risse von Dornsträuchern.

Die Haare sind schwarzbraun, 1 Zoll lang, straff und bey allen sehr dünn; vorn an den Knöcheln länger und in Wirbeln; die Augen tief, nah an den breiten Hörnern, wodurch das Thier ein tückisches und grimmiges Aussehen bekommt. Auch versteckt er sich wirklich hinter Bäume und lauert, bis man ganz nahe kommt, worauf er plötzlich hervorschießt und angreift. Er ist auch nicht zufrieden, das Thier oder den Menschen getödtet zu haben, sondern er zerdrückt ihn mit den Klauen und zerreißt ihn mit den Hörnern, geht eine Strecke fort und kehrt wieder, um dasselbe zu wiederholen. Auf der Jagd verfolgt er oft den Jäger, welcher sich nur retten kann, wenn er ein gutes Pferd hat und in der Nähe einer Anhöhe ist, auf welche das plumpe Thier nicht so schnell kommt. Er wälzt sich gern in Schlamm, und sieht daher von ferne wie gestreift aus. Wegen seiner starken und breiten Hörner kann er durch das dichteste Gebüsch dringen. Das Fleisch ist zwar grob und nicht fett, wird aber doch gern von den Hottentotten gegessen. Die Haut wird sehr geschätzt zu Riemen und Sohlen. Die Riemen sind so stark, daß die damit angebundenen Ochsen und Pferde nicht im Stande wären, sich loszureißen, wenn Wölfe oder Löwen nahe kommen. Kaum hatten sie die Reite des Büffels verlassen, so waren sie mit Raubvögeln bedeckt, obschon man vorher keine ringsum gesehen hatte.

Bald nachher sahen sie wieder eine Heerde von 70 bis 80 Stück, welche bey dem Angriff einen Kreis um die Kälber schloßen, so daß man keines treffen konnte. Alte wollte man nicht schießen, weil man noch Fleisch genug hatte. In derselben Gegend gibt es Zebra und Stenngemsen. Man hat hin und wieder Versuche gemacht, sie zu zähmen und mit andern Ochsen ins Joch zu spannen, was aber wegen ihrer Stärke und Unbändigkeit nicht gelang. Ein ganz junges Kalb war in 14 Tagen schon so stark, daß der Knecht kaum im Stande war, es zu re-



gieren; es war hellbraun, und wurde so zahm wie andere Kälber. Reise 1784. S. 379. 435. T. 2. Le Baillant von Forster II. 330.

b. Mit runden Hörnern am Stirnrand.

1. Haare kurz.

3) Der Büffel (*B. bubalus*)

ist größer als unser Ochse, hat einen dickeren und kürzeren Kopf und eine gewölbte Stirn; die Hörner etwas zusammengebrückt, sehr lang, mondförmig und etwas nach hinten gebogen, dazwischen ein Schopf, Wamme sehr klein; Behaarung dünn, meist bräunlich schwarz. Gesner 139. Fig. Bubalus. Buffon IX. 284. Taf. 25—28. Schreber T. 300. A. B. Fr. Cuvier, Mamm. livr. XIII. 1820. Buffle d'Italie. Brandt und Rabeburgs medic. Zool. 76. Der Arni in Blumenbachs Abbild. T. 63. Shaw T. 205.

Er findet sich wild in ganz Ostindien, und zwar in großer Menge. Aus Indien, wo sie das einzige Zugvieh sind, kamen sie im sechsten Jahrhundert nach Griechenland und Italien (Warnefrid, *Gesta Longobardorum* IV. cap. II.), wo sie nun das gewöhnliche Hausvieh sind, und die Stelle des gemeinen Ochsen vertreten. Sie sehen, wegen des struppigen Kopfes, ihres tückischen Blickes und des gesenkten Halses, fürchterlich aus, erregen Schrecken durch ihr lautes Gebrüll, und sind wirklich gefährlich, besonders wenn man rothe Kleider anhat. Sie gehen gern ins Wasser, schwimmen sehr gut, wälzen sich viel im Schlamm, selbst wenn sie beladen sind, gedeihen daher nur in sumpfigen Niedrigungen der wärmeren Länder, und lassen sich nicht in kältern, selbst nicht in Deutschland und Frankreich erhalten. Man braucht sie zum Tragen, vor dem Pflug und dem Wagen, in vielen Ländern auch zum Reiten, weil sie viel stärker sind als die gemeinen Ochsen. Man leitet sie mittelst eines Ringes durch die Nase. Er wird über 8 Schuh lang und 10 Centner schwer, wovon die Haut allein 1 Centner wiegt. Die Hörner sind ungewöhnlich lang, oft über 3 Schuh; die Beine sind kurz und dick, ebenso der Schwanz, und dünn behaart, die Haare sind länger als bey dem gemeinen,  $3\frac{1}{2}$  Zoll lang. Sie sollen gegen



12 Monate tragen, nehmen mit dem schlechtesten Futter fürlieb, mit Stroh von Hirse, Welschkorn, Bohnen und Erbsen, mit Grumet und Salz. Butter und Käse sind geschätzt, das Fleisch aber grob, die dicke Haut gut zu Sohlen, Degengurten, Patronentaschen, Reitjacken, Weinschläuchen, ehemals zu Harnischen. Aus den großen Hörnern verfertigt man eine Menge Sachen. Aristoteles hat ihn schon gekannt (II. Cap. 1.) und Plinius (VIII. Cap. 45. *Bos indicus*).

b) In Ostindien gibt es eine größere, wilde Abart, welche *Arni* heißt. Man hat sie 8, ja 14 Schuh hoch gemacht, allein sie sind nicht viel größer als der gemeine Büffel, haben jedoch 4—5 Schuh lange Hörner, sind ungemein stark, kühn und wild, werden dennoch gezähmt und als gewöhnliches Hausvieh gehalten. Colebrooke, *Asiatic Res.* VIII. 1808. 526. Wahrscheinlich ist es der elefantenartige oder der fleischfressende Ochse der Alten. *Ayatharchides* cap. 39, *Philostorgius* hist. eccl. III. cap. 11. *Blumenbachs* Abbild. Taf. 63. *Kerr*, *Animal Kingdom* tab. 295. *Cuvier*, *Oss. foss.* IV. 1823. 126. tab. 9. fig. 13.

#### 4) Der gemeine Ochse (*Bos taurus*)

ist von sehr verschiedener Größe, unterscheidet sich aber durch eine platte, ziemlich lange Stirn und runde, weit von einander entfernte und auswärts gekrümmte Hörner von mäßiger Länge; eine sehr schlaffe Wamme, aber keine mähenartige Behaarung; Färbung meistens braun und auf der Stirn eine Blässe oder ein weißer Haarwirbel. *Gesner* 1551. S. 24. Fig. *Buffon* IV. 437. T. 14. *Schreber* T. 297.

Diese Gattung ist, mit Ausnahme des Polkreises, wo die Renntiere anfangen, durch die ganze Welt verbreitet, kam aber aus Europa nach America; ist überall gezähmt und manchfaltig ausgeartet, doch nicht so sehr wie die Schafe und Hunde. In den asiatischen Wäldern scheinen sie sich aber noch wild zu finden. Man ist weder über ihre ursprüngliche Heimath, noch über ihre Abstammung im Reinen. Früher hat man den Urochsen für den Stammvater gehalten, was jedoch nicht wahrscheinlich ist. Man findet dagegen unter der Erde Knochen von einem Ochsen,



der zwar größer als der gemeine, aber sonst demselben sehr ähnlich ist. In diesem Falle wären seine Stamm-Eltern in Europa ausgestorben. So weit die Geschichte reicht, sind sie Hausthiere, welche eben so häufig in der Bibel als bey den Profanschriftstellern vorkommen.

Die gemeinste Farbe ist rothbraun, dann folgt schwarz und endlich braun oder schwarz mit weiß geschächt. Die großen ungarischen Ochsen sind fahlgrau oder schimmelfarben. Die Farbe ist übrigens gleichgültig für die Güte des Rindviehs; jedoch wird das hellgefärbte mehr von Bremsen geplagt. Bey gesundem Vieh müssen die Haare dicht, glatt und glänzend seyn.

Von der Schönheit und Hurtigkeit der Pferde ist ihnen nichts zu Theil geworden. Sie sind ziemlich plump, eckig, schwerfällig und langsam, aber geduldig und ausharrend bey der schwersten Arbeit. Ihre Länge ist gewöhnlich 7 Schuh, die Höhe  $3\frac{1}{4}$ ; der Schwanz hängt fast auf den Boden.

Ihr Geschrey nennt man Plärren, und sie lassen es sehr oft hören; die Kälber blöken. Ihre Hauptnahrung besteht in Gras und Klee, von welchem letzteren sie aber nicht zu viel fressen dürfen, weil sie sonst aufgebläht werden und man gezwungen ist, mit einem Troicar durch die Haut der Weichen in einen Darm zu stechen, damit die Lust herausgeht. Des Winters füttert man sie mit Heu, Kohl, Rüben u. dergl. Eine Kuh frisst des Tags gegen 20 Pfund Heu, des Sommers aber 80 bis 90 Pfund Gras oder Klee. Wenn sie stark arbeiten, gibt man ihnen auch etwas Haber. Dem Mastvieh gibt man abwechselnd Gerstenschrot, Wicken oder Trebern, nebst Salz und Salpeter. Dabey können sie in 6—8 Wochen fett werden. Ihr Schlaf ist kurz und leise; sie liegen dabey gewöhnlich auf der linken Seite.

Die Zeit des Rinderens fällt in das Frühjahr, April und May; nach 9 Monaten werfen sie 1, selten 2 Kälber, im Hornung oder März.

Die Kälber kommen sehend auf die Welt, und können sogleich stehen und gehen. Sie bringen 4 Milchzähne mit und bekommen in 14 Tagen die 2 andern, nach 3 Monaten auch



die Eckzähne, welche, wie früher bemerkt, auch für Schneidzähne gehalten wurden. Nach einem Jahr fallen die 2 mittleren aus und werden nach 14 Tagen durch 2 andere ersetzt; nach 16 Monaten schieben die 2 folgenden; im dritten die 4 übrigen. Die zweyten oder bleibenden Zähne sind breiter und stehen dicht beisammen. Die Hörner kommen sehr früh, aber erst im fünften Jahr erhalten sie unten einen Ring, und so jedes Jahr einen neuen, woraus man ungefähr das Alter schätzen kann. Nach 18 Monaten muß man sie von der Heerde trennen, weil sie erst nach dem dritten Jahr reif werden. Im zweyten Jahr werden sie verschnitten. Sie leben 25—30 Jahr, bringen aber nur bis zum 12 Jahr wirklichen Nutzen. Im Alter werden die Zähne stumpf, gelblich, manchmal goldgelb; das Zahnfleisch löst sich ab, daß man die braune Wurzel sehen kann. Wenn eine Kuh das sechste Kalb gehabt hat, so ist es rathsam sie zu schlachten.

Ein Stier reicht für eine Heerde von 50 Kühen hin; muß jedoch gut gehalten und mit Wicken, Gerste und Haber gefüttert werden. Um die Kühe zu beliebiger Zeit zum Rindern anzutreiben, gibt man ihnen einige Gründlinge (*Cobitis barbata*) oder 14 Tage lang gestoßene Hanfkörner, Delkuchen, Kümmel oder gerösteten Haber mit Salz. Um ihnen das Rindern zu vertreiben, wenn man sie etwa mästen will, gibt man ihnen fein gepulvertes Glas zwischen Brodschnitten. Zur Nachzucht nimmt man nicht das erste, sondern das zweyte bis fünfte Kalb.

Der Nutzen, welchen uns das Rindvieh durch Milch, Fleisch, Talg, Hörner, Laab, Knochen, Leder und Haare gewährt, ist bekannt, nicht minder an Pflug und Wagen. An Wichtigkeit für das menschliche Leben kommt ihm kein Thier gleich, selbst nicht das Pferd, welches sie in vielen Ländern sogar ganz entbehrlich machen, besonders im Gebirge.

Es gibt viele Rindvieharten, worunter das Schweizervieh am größten und ergiebigsten ist. Bechstein I. 304.

Ein gemästeter Ochse wiegt gewöhnlich 5—6 Centner; es gibt jedoch auch von 20 und mehren Centnern, welches jedoch Wunderthiere sind.



Schriftsteller über die Rindviehzucht:

Steinmüller, das Rindvieh der Schweiz, in der Alpina I. 1806. 112.

Sturm, Racenzeichen der Hausthiere. 1812.

Witte, Rindviehracen. 1818. Fig.

Schmalz, Thierveredelungskunde. 1832.

Wagenfeld, Vieharzneybuch. 1833.

Abbildungen der verschiedenen Ragen findet man von Daubenton bey Buffon IV. 437. T. 14—23. Ferner in Reergaards Verdauungswerkzeugen. 1806. 8. Brandt und Rabeburgs medic. Zool. 63. T. 10; das Skelet in Dalton's Skeleten T. 7.

b) In Ostindien gibt es einen ähnlichen Ochsen von derselben Größe, mit Namen Gayal oder Gyal (B. frontalis),

der braun ist, mit einer grauen Binde auf der Stirn und dem Rückgrath; Enden der Füße und Schwanzspitze weiß; die Hörner dick, kurz und von vorn nach hinten etwas zusammengedrückt. Knor, Ceylon 21. Turner, Tibet 160. Pennant, Quadr. I. 27. Gauvera. Fr. Cuvier, Mamm.

Er lebt wild auf den waldigen Hügeln im Nordosten von Bengalen gegen Aracan, und frisst lieber Baumsprossen als Gras. Er mißt bis zur Schwanzspitze 9 Schuh, Widerrist 4, Kopf 1 Schuh 9 Zoll, Umfang  $5\frac{1}{2}$  Schuh. Er ist sehr muthig und wehrt sich gegen die Raubthiere, greift aber den Menschen nicht an, und ist überhaupt nicht gefährlich; läßt sich leichter bändigen als der Büffel, ist brauchbar zum Feldbau und liefert viel Milch. Die Kuh bringt mit dem gemeinen Stier Bastarde hervor. Lambert, Linn. Trans. VII. 1804. 57. tab. 4.

Unterscheidet sich von dem europäischen Ochsen besonders durch den kurzen Schwanz, der nur bis ans Ende des Schienbeins reicht; sein Haar ist kurz und weich, bildet nirgends eine Mähne; die Hörner entspringen weit von einander, sind viel kürzer als der Kopf, und der Durchschnitt bildet ein queres Oval. Kein Buckel auf den Schultern; sein Geplär hat Aehnlichkeit mit dem des Büffels. Obschon er wild vorkommt, so haben doch die Einwohner ganze Heerden davon, und zwar seit



undenklichen Zeiten und ohne alle Ausartung. Er lebt 15—20 Jahr, ist in 3 Jahren reif und wirft nach 11 Monaten ein Kalb. Die Kuh gibt nicht viel, aber sehr fette Milch. Man hält sie jedoch bloß um des Fleisches willen, welches so hoch geschätzt ist, daß man kein Fest begeht, ohne einen Ghall zu schlachten. Man braucht sie deshalb fast nicht zum Ackerbau, sondern läßt sie den ganzen Tag auf der Waide, von der sie des Abends selbst heimkehren und sodann Salz bekommen. Wenn der Stamm Cucis, welcher die Hügel von Chitagong bewohnt, weiter wandert; so muß er seine Hütten verbrennen, weil sonst die Heerden wieder dahin zurückkehren. Man gibt ihnen kein Korn zu fressen. Die Europäer füttern sie jedoch mit Salatbohnen (*Phaseolus max*), und die wilden kommen oft des Nachts in die Reisfelder. Die Hindu dieser Provinz halten sie, wie die gemeine Kuh, für heilig, und tödten sie nicht; die in andern Gegenden aber jagen sie wie die wilden Büffel. Während der heißen Tageshitze legen sie sich in den dicksten Wald, aber auf trockenen Boden; sie wälzen sich nicht in Schlamm, wie der Büffel, stehen aber gern im Wasser bis an den Kopf. Die Kuh gibt 5—8 Pfund sehr dicke Milch, woraus man vortreffliche Butter macht. Eine Kuh warf vom gemeinen Zebuſtier ein Kuhkalb, ähnlich der Mutter, und dieses brachte auf dieselbe Art wieder ein Kalb hervor.

Sie finden sich auch wild in den Gebirgen von Bootan, und werden in Sillhet zahm gehalten, bloß wegen des Fleisches, nicht wegen Milch und Arbeit. Die Kuh ist im fünften Jahr reif und gibt 4—5 Pfund Milch. Es gibt auch weiße und schwarze, aber keine geschäkte; weiden und laufen herum wie anderes Vieh, fressen Reis, Senf, Erbsen, Häcksel und jedes angebaute Futter. Man macht damit den Fürsten Geschenke und opfert sie den Götzen. Im Sanscrit heißen sie Gavaya; Go bedeutet Kuh; im Persischen heißen sie Gaugangali, Waldkuh. Die Länge ist 5 Schuh 9 Zoll, der Kopf  $1\frac{1}{2}$  Schuh, Hals 3 Schuh 3 Zoll, Rumpf 4 Schuh 3 Zoll, Widerrist 4 Schuh 9 Zoll, Kreuz 4 Schuh 4 Zoll, Umfang  $6\frac{1}{2}$ , Hörner 1 Schuh 2 Zoll, unten aus einander 10 Zoll, Ohren 10 Zoll. Colebrooke



Asiatic. Ref. VIII. 1808. 8. 511. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 42. 1824. B. sylhetanus, Jungly-gau, mas et fem.

c) Der Zebu (*Bos taurus indicus*).

Man rechnet gewöhnlich 6 verschiedene Rinder: den Büffel, der im Mittelalter aus dem Orient nach Aegypten, Griechenland und Italien kam, wo er jetzt sehr gemein ist; den Büffel vom Cap, dessen ungeheure Hörner sich auf der Stirn fast berühren; den Yack oder grunzenden Ochsen mit dem Kopfschwanz, aus Thibet und der Tatarey; den Bisambüffel aus der Hudsonsbay, mit Hörnern wie der capische, er ist aber viel kleiner; den Arni oder wilden Büffel aus Indien, und endlich den zahmen Ochsen. Alle andern, sowohl wilde als zahme, mit und ohne Buckel, hält man, seit Buffon, für Abkömmlinge des Urochsen. Man hat den sogenannten Bison im nördlichen Europa für eine eigene Gattung gehalten; allein er ist nichts als ein alter Urochse, der einen kleinen Buckel zu bekommen pflegt; und später hat man diesen Namen mit Unrecht dem americanischen Ochsen gegeben. Unser zahmer Ochse hat mehr Aehnlichkeit mit dem Zebu als mit dem Urochsen; bey beiden ist die Stirn platt, bey dem letztern gewölbt, wie bey dem Büffel. Der Urochse hat 14 Rückenpaare, die meisten andern Rinder nur 13. Versteinerte Schädel vom Urochsen und vom gemeinen gleichen völlig den heutigen Gattungen. Wenn man bedenkt, daß unser Rind schon in Schweden und Schottland ausartet, kleiner wird und sogar die Hörner verliert; so ist es viel wahrscheinlicher, daß es aus Indien gekommen ist und vielleicht vom Zebu abstammt, als daß es ursprünglich in Europa zu Hause gewesen. Der Zebu hat vielleicht den Yack zu seinen Eltern; beide grunzen und plärren nicht.

Dem mag seyn wie ihm wolle, so ist der Zebu das gemeine Rindvieh in ganz Indien, Persien, Arabien, Madagascar und in Africa, vom Atlas bis ans Cap, und ändert noch mehr ab als das unserige; manche haben einen Fetthücker 50 Pfund schwer, manche haben 2; die meisten sind grau oder weiß; es gibt aber auch rothe und gefleckte, große und kleine, mit und ohne Hörner, und einige ohne Hornzapfen, so daß sie wackeln, was schon



Melian von den erythräischen Ochsen sagt. Sie laufen so schnell wie die Pferde, und werden daher an Reisewägen gespannt, die kleinern, welche nicht größer als eine Ziege sind, an Kinderwägelchen. Man beschlägt und schirrt sie an wie die Pferde, und leitet sie mit einem Seil durch die Nase.

Die Braminen halten sie für heilig; ihr Fleisch ist nicht so gut, wie das der unserigen, mit denen sie sich übrigens fortpflanzen, und zwar so, daß sich der Buckel allmählich verliert; mit dem Nackt geht es nicht.

Zu Paris waren vier Stück, groß und klein, mit und ohne Hörner, Färbung bläulichgrau. Stiere und Kühe grunzen; übrigens waren sie sehr zahm, und verhielten sich in allem wie unser Vieh. Cuvier, Ménagerie. 1803. Fig. Fr. Cuvier, Mammif. livr. 15. 1820.

Der kleine Zebu, ohne Hörner, stammt ebenfalls aus Asien, ist aber jetzt ziemlich gemein in Schottland und, wie man sagt, auch bey Hamburg. Es scheint die Art zu seyn, welche man, nach Tacitus, allein in Pannonien und dem Noricum hatte. Sie liefern ebensoviel Milch wie die unserigen, und können niemanden verletzen; sind nicht größer als ein Schwein, nur 4 Schuh lang,  $2\frac{1}{2}$  hoch, Kopf 11 Zoll, Schwanz 2 Schuh mit einem schwarzen Haarbusch, sonst alles grau; der Buckel zwischen den Schultern nur 3 Zoll hoch, besteht bloß aus Fett. Statt aller Hörner nur eine schwarze Platte, welche von Zeit zu Zeit abfällt.

Ein Stück kam 1788 nach Paris, wo es am Anfang dieses Jahrhunderts noch lebte. Bastarde mit unserm Rindvieh bekommen auch keine Hörner. Cuvier, Ménag. 1803.

2. Haare lang.

5) Der americanische Büffel (*B. americanus*, *bison*),  
Buffalo,

ist eines der größten und unbändigsten Rinder, mit mähenartigen, krausen Haaren um den Kopf, den Hals und die Schultern, wie bey dem Urochsen, auch die Stirn gewölbt, aber Füße und Schwanz kürzer, die Hörner kurz, auf den Schultern ein Buckel; Färbung dunkelbraun. Buffon, Suppl. III. 64. tab. 5.



Schreber L. 296. Fréd. Cuvier, Mamm. livr. 12. 1819. mas. livr. 32. 1821. femina. Bennett Zool. Gardens I. 113. Fig.

Findet sich in den wärmern Theilen von Nordamerica, ehemals im Westen von Pennsylvanien, jetzt aber nur noch in Louisiana, nördlich dem Ohio und westlich dem Mississippi, am Arkansa, Platte, Missouri, oben am Saskatchewan- und Peacefluß; ferner in Mexico. Sonst war der große Slavensee unter 60° Nordbreite ihre nördliche Gränze. Seit kurzem sind sie aber nördlicher gewandert bis 64°, an die Nordseite dieses Sees bis an den großen Martensee unter 64°, wo sie noch Salzlecken finden. Ihre östliche Gränze, im Lande der Hudsonsbay-Compagnie, ist eine Linie von Red River unter 97° westlicher Länge über den Saskatchewan gegen Westen der Basquiauhügel und von da zum Athapescow und zum Ostende des großen Slavensees. Früher waren sie unbekannt westlich dem Rockygebirge, und jetzt noch an den Küsten des stillen Meeres, nördlich dem Columbiafluß; kürzlich haben sie aber einen Uebergang gefunden an den Quellen des Saskatchewan, und sollen sich nun westlich immer mehr ausbreiten. Südlicher sind sie häufig an beiden Seiten des Rockygebirges, in Neu-Mexico und Californien. Die erste Nachricht davon gibt Fernandez (*Taurus mexicanus*), dann folgte Hennepin (Nouv. decouv. I. 1699. 186.), welcher von 1669 bis 1689 in Louisiana reiste.

Sie wandern beständig in Heerden zu vielen Tausenden, daß oft ganze Ebenen, so weit das Auge reicht, schwarz davon aussehen; theils verjagt, theils nach Nahrung suchend, besonders dem jungen Gras, welches nach den Wiesenbränden aufschießt; im Winter scharren sie den Schnee weg. Stiere und Kühe leben in besondern Heerden: doch trifft man immer ein und den andern alten Stier in einer Kuhheerde. Des Winters kämpfen die Stiere wüthend gegen einander, und sind dann gefährlich; sonst sind sie scheu und ergreifen leicht die Flucht, wenn sie einen Feind wittern. Verwundet verfolgen sie jedoch den Jäger, und holen ihn leicht ein; nach den Hunden schlagen sie mit den Vorderfüßen. Wenn sie laufen, so lehnen



sie sich eine zeitlang auf die eine Seite und dann auf die andere. Gewöhnlich schießt man sie zu Pferd, wobey aber viel Geschicklichkeit erforderlich ist; viele fängt man aber auch durch Umstellung. In den Heerden folgen sie ihrem Führer blindlings, unbekümmert um den Jäger; sie treten ihn selbst nieder, wenn er ihnen in den Weg kommt. Ihr Fleisch ist gut, und die Zunge ein Leckerbissen; der Fleischklumpen zwischen den Schultern wird sehr geschätzt. Die Felle geben vortreffliche Decken, und werden mit 3—4 Pfund Sterling in Canada bezahlt. Aus dem Fleisch macht man viel Pemmikan, welches ein gutes Gericht ist. Man schneidet das Fleisch in Stücke, trocknet sie im Rauch, reibt sie zwischen Steinen, und thut sodann geschmolzenes Fett hinzu. Getrocknet läßt es sich 3—4 Jahr halten, und ist daher die beste Nahrung für Reisende in diesen Ländern. Sie heißen daselbst Boouf, bey den Pelzhändlern Wig.

Am auffallendsten ist der ungeheure Kopf, der niedrig getragen wird, mit den kleinen Augen, den kurzen schwarzen Hörnern, dem Buckel auf dem Widerrist und den vielen zottigen Haaren an den Vordertheilen, was dem Thiere ein wildes und boshaftes Aussehen gibt. Die Hörner sind fast aufrecht und nur etwas nach außen gebogen. Die Färbung im Frühjahr gelblichbraun, am Ende des Sommers glänzend braun; Schwanz kurzhaarig mit einem langen, schwarzbraunen Büschel. Länge  $8\frac{1}{2}$  Schuh, Schwanz 20 Zoll, Widerrist 6 Schuh, und das gewöhnliche Gewicht beträgt 12—14 Centner, es soll aber von 20 geben. Richardson, Fauna bov. am. I. Nro. 82. (Jsis 1832. 170.)

Bey dem Zug von Pittsburg zu den Rockygebirgen 1819 sahen Long, Say und James die Ebenen am Missouri und Platte mit großen Heerden von diesen sogenannten Bisonen dermaassen bedeckt, daß sie ganz schwarz ausfahen, so weit das Gesicht reichte. Am Fell herrscht die dunkelbraune Farbe vor; die langen Haare aber an Hals und Schultern fallen ins Gelbliche; dahinter sind alle Haare kurz und so fein, daß sie sich wie Sammet anföhlen lassen. Der kurze Schwanz mit seinem Haarbüschel wird als Fliegenwedel gebraucht. Die langen



Krausen Haare bilden zwischen den Hörnern einen Schopf so hoch als die Hörner, und unter dem Kiefer einen Bart. Die schwarzen, kurzen Hörner sind unten sehr stark, auswärts gebogen und am Ende schnell verdünnt. Man hat einen einzigen graulich-weißen gesehen, und ein Kalb mit einer Blässe, weißen Vorderfüßen und Seitenflecken. Ein Indianer bewahrte einen Kopf auf mit einem weißen Stern, den er nicht verkaufen wollte, weil die Heerden jährlich in seine Gegend kämen, um ihren Kameraden mit dem weißen Gesichte zu suchen. Die Kuh hält sich zum Stier wie die zahme; sie ist kleiner, hat vorn viel weniger lange Haare und nur einen kleinen Bart; auch sind die Hörner schwächer, und nicht so in den Haaren versteckt. Die Häute, welche in Handel kommen, sind meistens von Kühen, weil die von den Stieren, wegen ihrer Größe und Schwere, kaum zu bereiten sind.

Es ist ausgemacht, daß diese Ochsen noch vor weniger als Hundert Jahren bis an das atlantische Meer verbreitet waren, selbst in Virginien und Kentucky, und doch hat niemand daran gedacht sie zu zähmen und zum Ackerbau abzurichten. Gegenwärtig sind sie bis über die Seen hinaus vertheilt, bis zu den Illinern und am südlichen Theile des Mississippi; ihr Aufenthalt ist jetzt zwischen der Hudsonsbay und dem nördlichen Meere. Die Kühe sind fett vom July bis Weihnachten, rindern vom Ende July bis Ende August, trennen sich dann von den Stieren in besondere Heerden und kalben im April. Die Kälber bleiben wenigstens ein Jahr bey den Kühen.

Im July zogen ganze Heerden südwärts nach den fruchtbareren Gegenden von Arkansa und Red-River. Was sie bestimmen kann, wieder zurückzukehren in die Wästen am Platte, ist schwer zu errathen. Großen Heerden folgen kleine Rudel von magern, hungerigen Wölfen und Flüge von Nasvögeln. Man findet hier eine Menge Gruben, 5—8 Schuh lang und  $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$  tief, welche die Stiere beym Liegen scharren und in denen sie sich wälzen. Sie sind so häufig, daß der Reisende sich immer hindurch winden muß. Es kamen einmal Stiere so nahe an das Lager, daß die Pferde vor Angst sich losrissen. Man schickte einen Mann

gegen  
Pferde  
als vo  
Geruch  
Berfol  
ist übr  
umgeke  
noch  
Antilo  
Hunde  
Man  
der p  
Ochsen  
mit d  
Es se  
bare  
wie v  
können  
ist en  
James  
1824.  
20,00  
englif  
bis z  
mögli  
im S  
wo f  
weite  
wächs  
solche  
reise  
Die  
Haut



gegen sie aus, vor dem sie eben so die Flucht ergriffen, wie die Pferde vor ihnen. Sie fürchten sich mehr vor weißen Menschen, als vor den Eingeborenen. Man schreibt es dem verschiedenen Geruch zu: allein es kommt wahrscheinlich von der stärkeren Verfolgung durch die Weißen her. Den Weißen und Negern ist übrigens der Geruch der Eingeborenen unangenehm, und so umgekehrt.

Außer den großen Ochsenheerden ist die wilde Gegend noch bevölkert mit einer Menge von Hirschen, sogenannten Antilopen (*A. furcifer*), Hasen, Wiesen-Wölfen, Dachsen, Wiesen-Hunden (Murmeltiere), Adlern, Geiern, Raben und Eulen. Man unterhielt sich oft in diesen Einöden mit dem Betrachten der plumpen Gestalt und der ungeschickten Bewegungen dieser Ochsen, mit der Schönheit und Flüchtigkeit der Antilopen und mit der geselligen Behaglichkeit und Artigkeit der Wiesen-Hunde. Es scheinen mehr Thiere vorhanden zu seyn, als der unfruchtbare Boden ernähren kann. Das Fleisch schmeckt eben so gut, wie vom zahmen Ochsen, und wenn die Reisenden solches haben können, so legen sie das vom Elenn und Hirsch weg. Das Fett ist entschieden schmackhafter, als das des zahmen Rindes. E. James expedition from Pittsburgh etc. 1823. II. cap. 6. (Jfs 1824. 267.)

Lewis und Clarke haben Heerden gesehen, welche sie auf 20,000 Stück rechneten. Eine solche schwamm über den eine englische Meile breiten Missouri, und reichte von einem Ufer bis zum andern, obschon sie so dicht an einander waren, als möglich. Sie schwimmen ganz vortreflich, und wälzen sich gern im Schlamm.

Hearne fand sie in großer Menge am Athapuskow-See, wo sehr schöne Waiden sind. Sie halten sich am liebsten in weiten und offenen Ebenen auf, wo langes, grobes Niedgras wächst; verfolgt fliehen sie in die Wälder, und dieß mit einer solchen Stärke und Schnelligkeit, daß sie armsdicke Bäume umreißen und ihnen kein Indianer in Schneschuhen folgen kann. Die Stiere sind so schwer, daß 8 Indianer beym Abziehen der Haut sie nicht umwenden können, sondern vorher die Keule und



das Schulterblatt ablösen, so wie die Eingeweide herausnehmen müssen; den abgeschnittenen Kopf kann man nicht vom Boden aufheben; die Kühe sind aber viel kleiner. Die Haut ist am Halse über 1 Zoll dick, und wird zu Zelten und Schuhen gebraucht, obschon sie sehr schwammig ist. Die Indianer schaben sie aber ab, und machen sich daraus eine leichte und warme Kleidung. Das Fleisch ist gut und ohne Nebengeschmack, besonders von jungen Kühen und unreifen Kälbern, welche für große Beckerbissen gehalten werden; ebenso das Fleisch auf dem Widerrist, welches um die langen Stachelfortsätze einen Buckel bildet; auch die Zunge ist sehr fett und schmackhaft, und wird daher in Menge als Geschenk nach den Factoreyen der Pelzcompagnie gebracht. Reise 1797. 220.

6) Der Urochs (*B. urus, bonasus, bison*)

ist einer der größten Ochsen, mit mähenartigen, krausen Haaren an Kopf und Hals, einer gewölbten, sehr breiten Stirn und mäßigen, weit von einander stehenden, mondformig nach innen und oben gebogenen Hörnern; keine Wamme, aber an Kinn, Hals und Bug lange herabhängende Haare; Färbung dunkelbraun, Bart und Schwanzquaste braunschwarz.

Dieses berühmte Thier, von welchem schon bey den Alten einige Kunde vorkommt, ist in Europa gegenwärtig auf den Bialowieser Forst in Litthauen beschränkt. Er ist 17 Quadrat-Meilen groß, und steht seit einigen Hundert Jahren unter dem Schutze der Könige von Polen, und jetzt des Kaisers von Rußland.

Die gewölbte Stirn ist mit krausen Haaren bedeckt, der Bart, oder vielmehr die Mähne, Unterkinn und Hals sind bis 13 Zoll lang; der Hals kurz und der Kopf herabhängend; auf dem Genick eine Art Kamm; die Seiten des Halses mit kurzen Haaren bedeckt, wie der ganze Leib; der Widerrist gewölbt, das Kreuz abschüssig; der Schwanz kurz mit einem langen Haarbusch. Das Winterhaar ist dicht, wollig, filzig und dunkelbraun, an Schultern und Hals blässer und mit weißlichen Haaren untermischt; die Füße dunkler braun. Das Sommerhaar ist kürzer, glatt anliegend und glänzend dunkelbraun; Backen,



Bart und Schwanz braunschwarz; die Nase gelblichweiß. Die Kälber sind braunroth, Backen aber, Bart und Schwanz schwarzbraun; im ersten Winterkleid der übrige Leib schmutzig aschgrau.

Der Kopf ist 22 Zoll lang, fast 15 breit zwischen den Augen; der Durchmesser des Raumes zwischen der wagrechten Biegung der Hörner 27 Zoll, daß also wohl zween Menschen dazwischen sitzen könnten. Die Schnauze ist schmal, und nur an der Mitte der Oberlippe und an den Rändern der Nasenlöcher haarlos, wodurch sie mehr der Schnauze einer Ziege ähnelt; bey dem zahmen Ochsen ist sie dick und ganz nackt. Die Backenzähne des Urochsen werden nach hinten immer größer, und der letzte ist fast drey mal so groß als der erste; auch sind die Schneidzähne vollkommen schaufelförmig, so daß sie die Rinden der Bäume leicht abschaben und zerreiben können. Der zahme Ochse ist überall gleich hoch und dick, und trägt den Hals wagrecht; der Urochse wird hinten schwächig, fast wie ein Windhund, und trägt den Hals gesenkt, wodurch der Widerrist gewölbt erscheint; das Enten ist klein. Er hat 14 Rippenpaare, während die meisten Gattungen nur 13 haben; die Ohren sind klein und aufrecht, und die Stirn riecht nach Bisam, während das Fleisch ganz geruchlos ist.

Sie rindern im August, sind dann fett, glatt und glänzend dunkelbraun, sehr muthig und zum Spielen aufgelegt, welches meistens darinn besteht, daß sie mit einem Horn Erde um junge Bäume ausgraben, bis sie umfallen, und oft, mit den Wurzeln an den Hörnern hängend, mit Getös im Wald herumgetragen werden; daher sind die Hörner meistens beschädigt. Ihr Geschrey ist ein kreischendes Gebrüll, das aber keine Aehnlichkeit hat mit dem Grunzen des Schweines. Sie lassen es vorzüglich hören, wenn sie auf jemand losgehen wollen, was sie leicht thun, wenn sie angeschossen sind. Die alten Stiere kämpfen heftig mit den Jungen, wobey die dreyjährigen nicht selten todigestoßen werden; auch findet man bisweilen junge Kühe, denen der zu schwere Stier das Kreuz zerbrochen hat. Die ältesten Stiere sondern sich sodann ab, und irren einzeln im Walde herum; die jüngern aber bleiben bey den Kühen in kleinen Rudeln von 5



bis 15 Stück, in den dichtesten Theilen des Waldes und in der Nähe der Bäche; die Nacht aber bringen sie auf Wiesen zu.

Sie kalben nach 9 Monaten, im May, und säugen 1 ganzes Jahr. Das Kalb läuft sogleich mit, sieht artig und trotzig aus; im Winter aber geht es im Schnee hinter der Mutter her, wie ein Bär. Sie wachsen bis zum sechsten Jahr, und können 40 alt werden. Die Kühe werden kaum alle 3 Jahr trächtig, und daher kommt es, daß, ungeachtet der größten Sorgfalt der Regierung, die Vermehrung dennoch langsam von Statten geht. Im Jahr 1829 brachten 663 alte nur 48 Kälber zur Welt, so daß der gegenwärtige Stand nur 711 Stück beträgt. Indessen werden auch viele, und selbst alte, von den Wölfen zerrissen: denn sie stellen sich nicht um die Jungen in einen Kreis, sondern nehmen die Flucht. Drey Wölfe werden leicht über einen Stier meister; während ihn einer von vorn beschäftigt, schleichen zwey andere herbey und reißen ihm den Bauch auf. Sie haben einen sehr feinen Geruch und Gehör, und lassen einen Menschen mit dem Winde kaum auf 500 Schritt nahe kommen, während er unter dem Winde sich einer Heerde auf 100 Schritt nähern kann. Vor grellen Farben werden sie leicht scheu. Einsame Stiere dagegen weichen nicht aus, und greifen wohl die Menschen an, wenn sie von ihnen geneckt werden. Einer war gewohnt, immer in der Nähe der Hauptstraße von Brzesc nach Grodno zu verweilen, und, wenn er des Winters Heu auf einem Schlitten roch, sich so lange in den Weg zu stellen, bis man ihm davon herausgeworfen hatte. Wies man ihm die Peitsche, so hob er den Schwanz empor und bereitete die Hörner zum Anfall. Er hat auch wirklich einmal Reisende aus dem Schlitten geworfen, und die Pferde so verjagt, daß man sie nur mit vieler Mühe wieder bekommen konnte.

Auffallend ist der Abscheu, den die Pferde vor den Uroschsen haben; sie wittern dieselben schon in einer Entfernung von 300 Schritt, zeigen ihre Aengstlichkeit, und bäumen sich vor einem im Wege stehenden, oder legen sich sogar vor Schrecken auf den Bauch. Ein ähnlicher gegenseitiger Abscheu findet zwischen dem zahmen und dem Uroschsen statt.



Jede Heerde hat ihren stäten Wohnort in einem bestimmten Waldbezirk, in der Nähe eines Baches, und daher weiß jeder Förster die Zahl der Heerden in einem Revier. Es gibt 12 dergleichen Förster mit 118 Forstwächtern oder Schützen, und 108 Treibern, welches ansässige Bauern sind, denen das Abmähen des Heues für die Ochsen obliegt. Ueber alle ist ein Oberförster gesetzt. Sobald der erste Schnee gefallen, treten alle Schützen, unter der Aufsicht ihres Försters, in die Nachbarschaft der Heuschaber, und verfolgen die davon abgehenden Spuren der Thiere, um sich zu überzeugen, ob sie im Bezirke geblieben sind. Aus der Größe der Tritte unterscheidet man die Zahl der Alten und der Jungen. Nachher machen die Schützen ihren Bericht an die Förster und diese an den Oberförster, welcher sodann die Zahl jährlich der Behörde einliefert.

Außer Laub, Zweigen und Rinden junger Bäume und Sträucher, besonders von Weiden, Pappeln, Aeschen und Weißbuchen, besteht ihre Hauptnahrung aus mehreren Gräsern und Kräutern, besonders der Kohlblüthe (*Cnicus oleraceus*). Das Ruchgras, welches man früher für seine Hauptnahrung ausgegeben hat, ist im ganzen Walde nicht zu finden. Ohne Zweifel hat man eine Art von wohlriechendem Maringras (*Holcus odoratus*) dafür angesehen. Im Herbst genießen sie außer dem Haidekraut auch verschiedene Moose an Bäumen; des Winters gehen sie an die Heuschaber, wobey auch nicht selten die den Landleuten gehörigen und umzäunten niedergelassen und aufgefressen werden.

Es darf keines dieser Thiere ohne Erlaubniß von Petersburg geschossen werden, und diese wird gewöhnlich nur gegeben, wenn irgend ein Naturforscher eines zu seinen Untersuchungen verlangt. Um die Thiere nicht zu verschrecken, muß die Jagd in der größten Stille, ohne Jubel und Waldhörner, vollzogen werden. Die Schützen bilden sodann, unter Anführung ihres Försters, eine Kette unter dem Wind, am Rande des Waldes, worinn sich eine Heerde aufhält. Die mit Stöcken versehenen Bauern treiben mit lautem Geschrey und mit Klopfen an den Bäumen, von der entgegengesetzten Seite bis zu den Schützen, welche das bestimmte Stück erlegen. Das Thier blähet



sich nach dem Tode sehr auf, und wenn man dann eine Oeffnung in den Bauch macht und ein Licht davor hält, so entzündet sich das Gas 2 Schuh hoch.

Das Fleisch der jüngern Stiere und der Kühe ist viel mürber und schwächer als das des Eleunthieres, hat auch einen eigenen Wildgeruch und ist gesund. Einige Tage in Essig oder rothen Wein gelegt, gespickt und gebraten, ist es ein wahrer Leckerbissen; geräuchert aber hart. Die größten Stiere wägen 12—16 Centner, die Kühe  $\frac{1}{2}$  weniger.

Die Haut ist noch einmal so dick als die des zahmen Ochsen, aber so schwammig und locker, daß man sie nur in gedrehten Riemen als Stränge brauchen kann. In der polnischen Sprache hat er zwey Namen, in Litthauen Zubr, in Masowien Tur, woraus man früher zweyerley Thiere gemacht hat. Jarocky, der litthauische Auerochs. Hamburg 1830. S. 23. 2 Tafeln.

Der Wald liegt zwischen dem Bug und der Stadt Osla, von 52° 29' bis 51' Nordbreite, und von 41° 10' bis 42° Ostlänge. Es werden ungefähr 2000 Menschen zu seiner Besorgung verwendet. Er besteht zu  $\frac{1}{2}$  aus Föhren, wo der Sand vorherrscht, dann kommen Fichten, Eichen, Rothbuchen, Birken, Erlen, Linden, Aspen, Pappeln, Ahorn, Aeschen, Küstern, wilde Aepfel und Eiben; unter den Sträuchern am häufigsten Haseln und Weiden; ferner Spindelbaum, Rainweide, Hartriegel, Weiß- und Schwarzdorn, Wachholder und Heiden. Das Dorf Bialowies liegt in der Mitte. Brincken, forêt de Bialowitza, Varsovie. 1826.

Pallas hält unser zahmes Rind für einen Abkömmling des Urochsen. Er findet sich, nach ihm, in Litthauen, der Moldau (Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens I.) und dem Caucasus (nach Lowitz und Galdenstaedt), welches letztere in der neueren Zeit durch den General Rosen und den Professor Baer bestätigt worden ist. Sonst findet er sich nirgends im ganzen russischen Reich, und ob er im innern Asien vorkommt, ist unbekannt. Er hält ihn auch für einerley mit dem americanischen Ochsen oder dem unrecht sogenannten Bison, und



glaubt, dieser sey auf irgend eine Art herübergewandert. Ein Exemplar, welches der König von Preußen 1739 nach Petersburg geschickt hatte, war 10 Schuh 3 Zoll lang, der Schwanz 2 Schuh, mit den Haaren 3 Schuh 4 Zoll, Kopf  $2\frac{1}{2}$  Schuh, Hals  $1\frac{1}{2}$ , Widerrist und Kreuz 6, die Hörner unten 1 Schuh von einander, und jedes hatte daselbst einen Schuh im Umfang; die Kuh war nur 7 Schuh lang, 4 Schuh 9 Zoll hoch. *Zoographia rossica* I. 1811. 240.

Cuvier hält beide für verschiedene Gattungen, und gibt keineswegs zu, daß das zahme Rind vom Urochsen abstamme. Bey letzterem ist die Stirn platt und viereckig, bey dem Urochsen gewölbt und viel breiter als lang; bey jenem stehen die Hörner am Ende der vorspringenden Querleiste des Kopfes, zwischen Stirn und Hinterhaupt; bey dem Urochsen 2 Zoll davor, und das Hinterhaupt bildet einen Halbkreis und macht mit der Stirn einen stumpfen Winkel; bey dem zahmen Ochsen einen spitzigen, und ist zugleich platt. Der Urochs hat 14 Rippenpaare, die andern Gattungen nur 13; seine Füße sind dünner und länger als bey dem zahmen Stier und dem Büffel; der Widerrist höher, die Hörner mäßig, Kopf und Hals lang behaart, so wie der Schwanz; endlich hat er einen Bisamgeruch. Nach der Behauptung ist der Urochs offenbar für kältere Gegenden bestimmt.

Aristoteles (IX. Cap. 71.) und Plinius (VIII. Cap. 15.) beschreiben diesen großen Ochsen, der nicht viel kleiner als ein Elefant sey, schon ziemlich genau unter dem Namen Bonasus, Bolinthus und Bison; er kam auch selbst zu den Schauspielen nach Rom. Schon Gesner (S. 143. 145 und 157.) hat diese Namen auf den Urochsen bezogen, und Cuvier tritt seiner Meynung bey. Des Aristoteles Ochsen von Arachosien in Persien hält er für den Büffel, den Urus des Caesars (VI. Cap. 28.) aber für unsern gemeinen Ochsen, der damals noch wild im Schwarzwalde gelebt habe, und von dem man noch gegenwärtig ungeheure Skelete aus Torfmooren gräbt (B. primigenius). Nach den Alten zeichnet sich der Bonasus und Bison durch die mähenartigen Haare an Kopf und Hals aus, der Urus aber durch seine großen Hörner, welches letztere nicht auf



den Urochsen paßt. Der Name Bison ist aus dem deutschen Wisand (von Wisam) entstanden, was ganz gut auf den Urochsen paßt. Cuvier glaubt, das polnische Wort Tur könnte unsern gemeinen Ochsen im wilden Zustande bedeuten, dem aber Jarocky widersprochen hat. Im sechsten Jahrhundert hat man noch wilde gemeine Ochsen, die man Büffel nannte, im Wasgau und in den Ardennen gejagt (Gregorius turonensis X. cap. 10. Venantius Fortunatus VI. 4.). Cuvier hält den americanischen Ochsen für verschieden von dem Urochsen, obschon sich beide sehr nahe stehen. Er hat 15 Rippenpaare, während der Urochs 14 und die meisten andern nur 13 haben.

Am Anfange des 16. Jahrhunderts bemerkt zuerst wieder Matthias von Michov, daß in den ungeheuren Wäldern des Großherzogthums Litthauen viel und großes Wild vorkomme, wie Urochsen und wilde Ochsen, welche die Innwohner Thuri et Jumbrones nennen; dergleichen Elennthiere (Onagri), wilde Pferde, Hirsche, Damhirsche, Rehe, Gazellen (Dorcae), wilde Schweine, Bären, Marber, Ziesel (Scismi). *Sarmatia asiana*. 1532. lib. II. cap. 3. 526.

Dasselbe bezeugt Paulus Jovius, Novocomensis: In demjenigen Theile des russischen Reiches, welcher an Preußen gränzt, finden sich ungeheure Urochsen und sehr wilde Ochsen, welche daselbst Bisonten heißen; ferner Elennthiere mit Namen Lozzi, bey den Druthhen Helenes, ungeheure Bären und fürchterliche Wölfe. *De legatione Moschovitarum ad Clementem VII.* 1532. p. 536.

Auch der österreichische Gesandte Herberstein spricht davon: In Litthauen gibt es Bisonten, welche Suber heißen, deutsch Aurox, Elennthiere (Onagri) und wilde Pferde; die Urochsen, welche die Innwohner Thur, die Deutschen Bison nennen, nur in Masovien. Der Urochs sieht aus wie ein schwarzer Stier, und hat längere Hörner als der Bison, welche daher zu Bechern gebraucht werden, wie schon Cäsar sagt; die des Bisons taugen nicht dazu. Man findet auch bisweilen in den Kirchen Deutschlands Hörner vom Urochsen mit Gold oder Silber



beschlagen, welche als Seltenheiten aufbewahrt werden. Rec. moscoviticar. 1551. Fol. 116.

In der spätern Ausgabe, 1571, lautet der Text etwas anders: In Litthauen gibt es, außer den Thieren, welche in Deutschland vorkommen, noch Bisonten, Urochsen, Elenuthiere (welche manche Onagri nennen) und wilde Pferde. Die Bisonten heißen im Litthauischen Saber, im Deutschen uneigentlich Aurox oder Urox, welcher Name dem Urus zukommt, der völlig die Gestalt des Ochsen hat, während die Bisonten ganz anders aussehen. Diese haben eine Mähne, lange Haare um Hals und Schultern, eine Art Bart am Kinn, nach Wisam riechende Haare, einen kurzen Kopf, große, trohige und feurige Augen, eine breite Stirn, und die Hörner sind meistens so weit aus einander gerichtet, daß zwischen denselben 3 ziemlich beleibte Menschen sitzen könnten, was der König von Polen, Siegmund, wirklich gethan haben soll. Der Rücken ist in eine Art Buckel erhöht; hinten und vorn dagegen der Leib niedriger. Ihre Jagd fordert viele Kraft und Schnelligkeit. Man stellt sich hinter Bäume, treibt sie durch die Hunde und ersticht sie sodann mit einem Spieß u.s.w.

Urochsen gibt es nur in Masovien; sie heißen daselbst Thur, bey den Deutschen uneigentlich Urox: denn es sind wilde Ochsen, von den zahmen in nichts verschieden, als daß alle schwarz sind und auf dem Rückgrath einen weißlichen Streifen haben. Es gibt nicht viele, und an gewissen Orten werden sie fast wie in einem Thiergarten gehalten und gepflegt. Man paart sie mit den zahmen Kühen, aber die Jungen werden dann nicht von den Urochsen in der Herde geduldet, und die Kälber von solchen Bastarden kommen todt auf die Welt. Gürtel aus dem Leder des Urochsen werden hoch geschätzt und von den Frauen getragen. Die Königin von Polen schenkte mir zween dergleichen, und die römische Königin hat einen davon sehr gnädig angenommen. Dieser Ausgabe sind zwei Abbildungen beygegeben. Ueber derjenigen, welche unserem Ochsen gleicht, steht: Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutschen Aurox, die Nichtkenner Bison. Ueber der Abbildung mit der Mähne



steht: Ich bin der Bison, welchen die Polen Suber nennen, die Deutschen Bison, die Nichtkennner Urochs. Rec. moscovit. 1571. Fol. 109.

Ehemals waren sie auch in preussisch Litthauen bey Angerburg, in Samland, in der Nähe von Kauen; am Anfang des 17. Jahrhunderts gab es nur noch in den Wäldern zwischen Labiau und Tilsit. Im Jahr 1755 wurde in Preußen der letzte Urochse von einem Wilddiebe erlegt. Bujacks Naturgeschichte 1837. 97.

Bojanus handelt sodann ausführlich von dem Urochsen oder Wisand und von dem ausgestorbenen Stammvater des gemeinen Ochsen, bildet Schädel ab, und von dem letztern das ganze Skelet, welches in einem Torfmoor ausgegraben und in Jena aufgestellt worden ist. Im Jahr 1595 wurde ein Urochs bey Friedrichsburg in Preußen getödtet, welcher 13 Schuh lang, 7 hoch und 10 Centner schwer war; 1612 ein anderer, der 1770 Pfund wog; 1752 einer im bialowieser Wald von 1450 Pfund. Gegenwärtig werden sie kaum  $7\frac{1}{2}$  Schuh lang und 5 hoch, und nur im höchsten Alter; die Hörner  $1\frac{1}{2}$  Schuh lang und unten  $10\frac{1}{2}$  Zoll im Umfange; der Schwanz reicht kaum bis an die Ferse. Leopoldinische Verhandlungen XIII. 1827. 413. Taf. 20—24.

7) Der grunzende Ochse (*Bos grunniens*), Jack, Yack, wird nicht viel größer als der gemeine, ist ganz mit langen, seidenartigen Haaren bedeckt, nebst Mähne und Kopfschwanz; Kopf wie bey dem Büffel, die Hörner entspringen wie bey dem gemeinen Ochsen, sind ziemlich groß, rund und mondförmig nach oben; Färbung geschäckt aus schwarz und weiß. J. G. Gmelin, nov. comm. Petrop. V. 339. tab. 7. Schreber L. 299. A. B. Turner, Tibet I. 277. Taf. 12. Asiatic Res. IV. 1807. 8. 339.

Dieses Thier kommt schon bey Aelian vor: Indier bringen ihrem Könige zweyerley Ochsen dar, wovon die einen sehr geschwind laufen, die andern sehr wild sind, ganz schwarz mit weißen Schwänzen, woraus man Fliegenwedel macht (XV. cap. 14). Das indische Thier, welches Poepagus heißt, ist



noch einmal so groß als ein Pferd, und hat einen sehr dicken schwarzen Schwanz, mit feineren Haaren als Menschenhaare, welche deßhalb von den indischen Weibern sehr geschätzt und in ihre Haare geflochten werden. Sie sind 3 Schuh lang, und es entspringen gegen 30 aus einer einzigen Wurzel. Es ist sehr furchtsam, läuft schnell davon; kommen ihm aber die Hunde zu nahe, so steckt es den Schwanz in einen Busch und stellt sich den Hunden gegenüber, weil es glaubt, man würde ihm nichts mehr thun, wenn man den Schwanz nicht sähe, wohl wissend, daß man es um dessen Schönheit willen fange, womit es sich aber betrügt. Man erlegt es mit einem giftigen Pfeil, schneidet den Schwanz ab, zieht die Haut ab und läßt das Fleisch liegen (XVI. cap. 11).

Marco Polo fand in der Provinz Tanguth des Reiches Erginul viele wilde Ochsen, fast so groß wie Elephanten, von sehr schönem Aussehen, weil sie weiß und schwarz sind. Die Haare kurz, auf den Schultern aber 3 Spannen lang, so fein und weiß wie Seide. Man fängt dieselben, um mit den zahmen Kühen eine bessere Art hervorzubringen, welche mehr Beschwerden erträgt, als irgend eine andere. Sie tragen große Lasten, dienen zum Ackerbau und leisten doppelt so viel, als die andern. Ramusio II. p. 15.

In demselben Land fand Nicolo di Conti weiße und schwarze Ochsen mit einem Rosßschwanz, die sehr geschätzt sind. Die feinen Haare, welche bis auf den Boden hängen, werden mit Silber aufgewogen, weil man daraus Fliegenwedel macht, die bloß zum Dienste der Götzen und der Könige gebraucht werden. Auch macht man daraus in Gold und Silber gefasste Federbüsche auf das Kreuz der Pferde, welches sie ganz bedecken, und an den Hals zur Zierde des Bugs; endlich tragen sie die Reiter an ihren Lanzen als ein Zeichen des hohen Adels. Ramusio I. 340.

Nach Belon zieren die Türken bey der Parade zu Damascus, welche sie halten, ehe sie mit der Caravane nach Mecca ziehen, ihre Pferde mit sehr feinen und weißen Schwänzen indischer Ochsen. Solche Schwänze kosten 4—5 Ducaten, und



werden dem Pferd unter den Hals gehängt. Das können übrigens nur die großen Herren thun. *Observ. 1555. libr. II. cap. 92. Fig.*

*Osbrand Ides* gibt zuerst eine Abbildung davon (*Reize 1691. p. 41*); *Witsen* aber genauere Nachrichten. Die weißen Schwänze werden in Hindostan als Kriegspanier vorgetragen, und von da kam dieselbe Gewohnheit zu den Persern und Türken (*Noord en. Ost Tatarye I. 66. 258. 342*).

Auch die Elephanten werden damit geziert, und alle Vornehmen brauchen sie als Fliegenwedel (*Bernier, Voy. II. 42*).

Die Chinesen, welche diese Zucht einheimisch gemacht haben, färben das weiße Haar brennend roth, und tragen es als Quasten auf ihren Sommerhüten. Sie müssen aber noch viele Haare aus Thibet beziehen, woher sie auch die Perser bekommen (*Nieuhoff II. S. 109*). In London findet sich solch ein Schwanz  $2\frac{1}{2}$  Schuh und ein anderer 6 Schuh lang (*Grew, Museum XXVI. Pennant I. S. 24*).

Der ältere *Gmelin* fand sie in der neuern Zeit zuerst wieder bey den Kalmücken in der Songarey und bey den Mongolen, wo sie *Sarlyk* heißen, und von denen man glaubt, daß gutartige Seelen in sie fahren. Leib und Kopf schwarz, Stirn, Rückgrath, Schwanz und hintere Füße weiß, der Rücken etwas buckelig. Die Größe wie bey dem gemeinen Rind. Es gibt daselbst 2 Abarten, kleine und große, welche letztere aus Thibet stammen und bisweilen einen kahlen Schwanz haben. *N. Commentarii petrop. V. 1760. 339. tab. 7.*

Sie kommen in den songarischen Gebirgen verwildert vor. In die Gegend des heiligen Berges *Bogdo* am *Altai* haben die Kalmücken ganze Heerden versetzt, so wie auch Pferde, gemeines Rindvieh und Cameele, an welchen sich niemand, außer den Geistlichen, vergreifen darf.

In der Färbung wechseln sie; in der Mongoley, wo sie zahm gehalten werden, gibt es rothbraune und schwarze, und manchmal Råhe mit schneeweißen Hörnern. Man sucht jedoch daselbst, so wie in Thibet, diejenige Zucht zu vermehren, welche einen weißen Rücken und Schwanz hat.



Nach Rubruquis, welcher 1254 als französischer Gesandter in der Tatarey war, sagt man ihnen in Thibet die Hörner ab, wodurch wahrscheinlich die hornlose Abart entstanden ist, wovon Pallas mehrere aus der chinesischen Mongoley gesehen hat. Sie pflanzten sich in Rußland fort, und warfen daselbst im Frühjahr.

Ein Kuhkalb hatte ein grobes, schwarzes Pudelhaar mit einem schneeweißen Schwanz, wovon bey den Alten keine Spur war. Diese zeigten sich ziemlich wild, und konnten besonders helle Farben, wie gelb und roth, nicht leiden. Den Kälbern durfte man sich nähern ohne Gefahr vor den Müttern. Im Zorn schüttelten sie sich, schlugen den Schweif hin und her und hatten den grimmigen, drohenden Blick der Büffel. Ihre Bewegungen hatten etwas Muthiges und Unerwartetes, und ihr Gang war ziemlich schnell. Sie gesellten sich gern zu den Kuhheerden, und die Stiere mischten sich auch mit den Kühen, aber ohne Folgen; die zahmen Stiere dagegen zeigten keine Neigung zu diesen halbwildten Kühen.

Die Sommerhitze zu Irkuzk war ihnen unangenehm; sie suchten daher Schatten oder stellten sich, nachdem sie gewaidet hatten, Stunden lang ins Wasser, worinn sie auch sehr gut schwimmen; nachher schütteln und reiben sie sich an Bäumen. Zum Zeitvertreib bohrten sie mit dem Kopf in die Erde; bey dem Legen fielen sie auf die Knie, und warfen den Hinterleib auf die linke Seite. Sie grunzen fast wie die Schweine.

Sie waren nicht größer als kleine Hauskühe, und trugen den Kopf, mit der kürzeren und dickeren Schnauze, wie die Büffel. Der Scheitel ist stark gewölbt und mit krausen Zotten bedeckt, welche sich wie eine Mähne über den Hals erstrecken. Die Haare des Rückens und der Seiten sind kurz und glatt und auf dem Rückgrath widerborstig, wie bey dem Zebra. Unter dem Leibe sind die Haare 1 Schuh lang, und bilden am Hals eine Art von Bart. Der Schwanz ist viel dicker als bey dem Pferd, und besteht aus 2—3 Schuh langen, seidenartig dünnen, aber dennoch steifen Haaren, welche bis auf die Erde hängen. Die Füße kurzhaarig, dick, die Klauen und Afterklauen groß, wie



beym Büffel. Ein Stier war 6 Schuh 9 Zoll lang, Kopf  
 2 Schuh, Schwanzstamm  $1\frac{1}{2}$ , Ohren 6 Zoll. J. G. Gmelin  
 fand 14 Rippenpaare, also wie bey dem Urochsen. Pallas,  
 Acta petrop. I. 2. 332. (Nordische Beyträge I. 1781. S. 1.  
 T. 1.) Schreber T. 299. A. B.



of  
n  
.



